

Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen

Herausgegeben von
Fabian Fechner und
Barbara Schneider



Hagen liegt nicht am Meer. Kein Kolonialministerium war hier angesiedelt, und die großen Entscheidungen im internationalen Handel wurden anderswo getroffen: nicht zwischen Ruhrgebiet und Sauerland, sondern in Zentren wie Berlin, Hamburg oder Bremen, bei denen das koloniale Thema auf der Hand liegt.

Und doch zeigt gerade ein dezentrales Beispiel wie Hagen besonders deutlich, welche vielfältigen Verbindungslinien zwischen Stadtgeschichte und Kolonialgeschichte bestanden, vor allem zwischen etwa 1850 und 1960. Koloniales Denken und Handeln waren im Alltag

fest verankert. Koloniale (Krieger-)Vereine, Völkerschauen, unternehmerische Tätigkeit in Übersee, Auswanderung, die Entsendung von Missionaren und Kolonialbeamten, Straßenbenennungen und revisionistische Ansprüche verdeutlichen, dass koloniales Denken keine bloße Randnote von Stadtgeschichte ist.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines Seminars an der FernUniversität in Hagen. 25 Studierende erforschen am Beispiel Hagens in 34 vielfältigen Kapiteln den bislang kaum bekannten „Kolonialismus vor Ort“.

Fabian Fechner / Barbara Schneider (Hg.)

Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen

mit Beiträgen von

Pia Bosch
Tabea U. Buddeberg
Monica Denz
Andreas Donay
Christiane Eilers
Patrizia Gallistru-März
Carmen Gasser
Mike Glüsing

Pascal Hirschberg
Ingrid Kaiser
Ute Kemmerling
Nina Lawryniuk
Monika Mattlener
Helmut Migge
Stefan Omlor
Sabine Riemer-Koeritz

Gabriele Rose
Claudia Schüller
Petra Seitz
Claudia Spoden
Kirstin ter Jung
Leonie Türpe
Fariba Vakhshouri

Koloniale Vergangenheit der Stadt Hagen – ein ungeahntes Thema?	6	C2: Christiane Eilers	56
Fabian Fechner und Barbara Schneider		Die deutsche „Musterkolonie“ Tsingtau und eine (post)koloniale Spur, die nach Hagen führt	
A: Koloniale Spuren in Stadtbild und Öffentlichkeit		C3: Leonie Türpe	59
A1: Claudia Schüller	12	Der Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend – Etappen einer missglückten Gründung	
Das Kaffeepflückerinnenfenster oder wie der Kaffee nach Hagen kam		D: Forscher und Wissenschaftler aus Hagen	
A2: Monica Denz	16	D1: Pia Bosch	64
Das Bild des ‚Schwarzen‘ in der Hagerer Öffentlichkeit während des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Weimarer Republik		„Wendepunkt Afrika“. Von Hagen nach Washington: Der Ethnologe und Diplomat Heinrich Wieschhoff	
A3: Petra Seitz	20	D2: Stefan Omlor	67
„Hänge-Peters“ und der „Löwe von Afrika“ auf den Straßenschildern Hagens – Karl-Peters-Straße und Lettow-Vorbeck-Straße		Helmut Erlinghagen (1915-1994) – ein Jesuit aus Hagen als Augenzeuge in Hiroshima	
A4: Pascal Hirschberg	26	D3: Fariba Vakhshouri	70
Der Eugen Richter-Turm: Erinnerung an einen liberalen Kolonialismuskritiker		Eduard Eversmann, ein Naturforscher aus Wehringhausen und seine Reise vom Uralgebirge nach Buchara an der Seidenstraße	
A5: Helmut Migge	29	D4: Patrizia Gallistru-März	72
Das Hagerer Architekturbüro Gebrüder Ludwigs		Das „Kolonialreich der Zukunft“ von Theodor Springmann jun.	
B: Weltkunst in Hagen		D5: Fabian Fechner	74
B1: Nina Lawryniuk	34	Burkhard Ludwig Waldecker – ein Hagerer als „Entdecker“ der Nilquellen	
Karl Ernst Osthaus und das Folkwang-Museum. Ein Wegbereiter zwischen Mythos und Moderne		E: Auswanderung und Exil	
B2: Ute Kemmerling	40	E1: Carmen Gasser	80
Der Folkwang-Verlag von Karl Ernst Osthaus als Fenster zur Welt		Eduard Harkort zwischen Westfalen und Mexiko	
B3: Ute Kemmerling	45	E2: Gabriele Rose	82
Vom Bildarchiv zum „Orientarchiv“ des Folkwang-Verlags		Caspar Butz – Politiker und Dichter in Algerien und den USA	
C: Krieg und Gewalt im kolonialen Kontext		E3: Barbara Schneider	86
C1: Christiane Eilers	50	Kiribati und die Brechtefelds	
Rassismus, Krieg und Jagd. Der Brauereibesitzer Carl Horst Andreas und sein exotisches Privatmuseum		E4: Claudia Spoden	89
		Auswanderung und Betrug – der Hagerer „Bund für Siedlung in Brasilien“ (1924)	

F:	Kolonialismus in Hagener Vereinen und Verbänden		H4:	Patrizia Gallistru-März	136
F1:	Andreas Donay	96		Anna Henkel: der gescheiterte Traum einer Emanzipation?	
	Carl Cremer und die Deutsche Kolonialgesellschaft		H5:	Petra Seitz	139
F2:	Kirstin ter Jung	100		Schwester Cleophana (Maria Klara) Schnettler – eine Märtyrerin des 20. Jahrhunderts	
	„Opferfreudiges Mitteilnehmen an dem Leben in den Kolonien“? – Hagener Frauen engagieren sich für Übersee		H6:	Petra Seitz	141
F3:	Mike Glüsing	104		Karl Ferdinand Rosenhahn – Missionar in Deutsch-Ostafrika	
	„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ Der Hagener Flottenverein				
F4:	Mike Glüsing	110		Bildnachweise	142
	„Vorwärts immer, rückwärts nimmer?“ Der Marine-Verein Hagen in Westfalen				
F5:	Sabine Riemer-Koeritz	113			
	Weltmachtpolitik und Hagen – der Alldeutsche Verband				
G:	Kolonialrevisionismus in Hagen				
G1:	Monika Mattlener	118			
	„Vergesst nicht unsere Kolonien“ – Jugenderziehung und Kolonialrevisionismus in Hagen				
G2:	Kirstin ter Jung	120		Impressum	
	Die koloniale Jugendgruppe Hagen i. W.			1. Auflage 2019, 400 Exemplare Alle Rechte vorbehalten © 2019 FernUniversität in Hagen	
G3:	Monika Mattlener	123		Satz: Jan Hillers, FernUniversität in Hagen, Dez. 5.2.3 – Grafik	
	...auch Hagener Frauen waren eine ‚Kolo‘. Selbstbild und Entwicklung der Kolonialen Frauenschule Rendsburg			Herstellung: FernUniversität in Hagen, Dez. 5.2.2 – Druckerei	
H:	Hagenerinnen und Hagener in Missionsdiensten			Umschlaggestaltung und Bildbearbeitung: Mike Glüsing, Dortmund	
H1:	Tabea U. Buddeberg	128		Herausgeber: Fabian Fechner und Barbara Schneider, Lehrgebiet Geschichte Europas in der Welt, FernUniversität in Hagen; Kontakt über: hagen.postkolonial@outlook.de	
	Friedrich Eigenbrod – ein „barmherziger Samariter“ aus Hagen			ISBN 978-3-00-063343-0	
H2:	Barbara Schneider	130			
	Vom steten Aufstieg und jähem Fall: Beobachtungen zur afrikanischen Karriere eines gebürtigen Hageners				
H3:	Ingrid Kaiser	133			
	Hagener ‚Missionsbräute‘ in Niederländisch-Indien				

Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen – ein ungeahntes Thema?

Fabian Fechner und Barbara Schneider

Ein Januartag 2019. Bei einem Spaziergang auf dem Hagener Buscheyfriedhof fällt uns an der nordwestlichen Begrenzungsmauer ein Grabstein auf:

„Maria Engelbrecht, geb. Harkort.
* 30. Juli 1861 Schwelm
† 10. Septbr. 1908 Peitaiho, China
Sie lebt uns!“

Die Bekrönung des Grabsteins – vielleicht ein Kreuz – ist längst hinuntergebrochen. Das (leere?) Grab einer Frau aus einer regionalen Industrielendynastie, die ihrem Mann, dem Bremer Händler Carl Gustav Fritz Engelbrecht (geb. 1876), nach China gefolgt war. Im Badeort Peitaiho (heute Beidaihe) starb sie an Typhus (Abb. 1).¹

Erst seit wenigen Jahren kann eine solche Beobachtung mehr als ein zusammenhangloser Zufallsfund sein. Die deutsche Kolonialgeschichte und die Geschichte der europäischen Expansion überhaupt war klassischerweise als Geschichtsschreibung „von oben her“ angelegt, als Geschichte der Ministerien, der kaiserlichen Weltpolitik, der großen „Imperien“ und der Reichstagsdebatten. Daneben hat sich in den vergangenen Jahren auch eine Globalgeschichte „von unten“ etabliert. Zunächst haben lokale Geschichtswerkstätten deutlich gemacht, dass man nicht die (deutsche) Nationalgeschichte als Hauptstrang darstellen kann und die Kolonialgeschichte als entbehrlchen Nebenstrang. Vielmehr stellt die Kolonialgeschichte einen integrativen Teil der National- und auch Lokalgeschichte dar.²

Bei einigen Städten liegt das koloniale Thema wegen ihrer politischen Rolle oder der Überseebeziehungen auf der Hand, etwa bei Berlin oder Hamburg.³ Doch auch andere Städte haben



Abb. 1: Grabstein von Maria Engelbrecht, geb. Harkort, auf dem Hagener Buscheyfriedhof

1 The North-China Herald and Supreme Court & Consular Gazette, Nr. 88, 1908, S. 736, Sp. 2.

2 Zu den Dynamiken der Forschungsgeschichte Jan-Henrik Friedrichs/Katja Jana: „Dass die Akademie Themen aufgreift und dann den Aktivismus links liegen lässt...“. Gespräch mit Manuela Bauche von „Kolonialismus im Kasten?“ und Christian Kopp von „Berlin Postkolonial“, in: WerkstattGeschichte 75 (2017), S. 71-81; zum gegenwärtigen Stand der postkolonialen (Regional-)Forschung vgl. zusammenfassend Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland, Erfurt 2007; Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. 2013; Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.): Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin 2018.

3 Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin 2002; Oumar Diallo/Joachim Zeller (Hg.): Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart, Berlin 2013; Heiko Möhle (Hg.): Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, 5. Aufl., Hamburg 2017.

schon die lokale, alltagsgeschichtliche Verankerung des Kolonialismus gründlich aufgezeigt. Koloniale (Krieger-)Vereine, Völkerschauen, unternehmerische Tätigkeit in Übersee, die Ausbildung und Entsendung von Missionaren und Kolonialbeamten, Kolonialdenkmäler, Straßenbenennungen und revisionistische Publikationen verdeutlichen, dass das koloniale Denken keine bloße Randnote der Stadtgeschichte ist. Beispielsweise in Köln, Hannover, Freiburg und Leipzig haben Initiativen und Forschungsgruppen in Form von Blogs, Stadtrundgängen, Büchern, Katalogen und Broschüren den „Kolonialismus vor Ort“ aufgearbeitet.⁴

In Bielefeld und Düsseldorf wurde diese Aufarbeitung auch in Form von Publikationen geleistet, die von Studierenden im Rahmen von Universitätsseminaren erstellt wurden.⁵ Diese Seminare waren eine Ermutigung für uns, ein solches Format auch an der FernUniversität in Hagen in Angriff zu nehmen, zumal gerade im Ruhrgebiet die „lokale Globalgeschichte“ erst durch wenige erste Anstrengungen erhellt wird.⁶

Am 23. und 24. November 2018 boten wir für 24 Studierende der FernUniversität das Seminar „Hagen (post)kolonial – eine Spurensuche“ an. Studierende der Geschichte aus dem Bachelor- und dem Masterstudienangebot der FernUniversität sowie DoktorandInnen nahmen teil.

Am ersten Tag waren wir im Stadtarchiv Hagen zu Gast, wo wir beispielhafte Quellen zu Verbindungslinien zwischen Stadtgeschichte und Kolonialismus vor allem zwischen etwa 1850 und 1960 sichten konnten. (Als ein Höhepunkt des Kolonialismus kann die Zeit direkt vor dem Ersten Weltkrieg gesehen werden. Sie wird in der Weltkarte in Abb. 2 veranschaulicht; nur die weißgelassenen Gebiete gehörten zu jener Zeit zu keiner Kolonialmacht.) Am zweiten Tag widmeten wir uns an der FernUniversität zentralen Fragen zur Bearbeitung dieser gefundenen Bestände, darunter der Quellenkritik, der historiographischen Einbettung und weiteren Recherchemöglichkeiten. Ein Teil der Studierenden verbrachte dann einen weiteren Tag im Archiv der Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal bzw. im Osthausarchiv in Hagen. Weitere SeminarteilnehmerInnen führten ihre Archivstudien in München, Rendsburg, Berlin, Bremen und weiteren Archivstandorten fort. Es freut uns sehr, dass sämtliche SeminarteilnehmerInnen The-

men für die vorliegende Publikation erforscht und einen oder mehrere Artikel geschrieben haben. In der Publikation wird systematisch und quellennah ein bislang unbekanntes Kapitel der Hagener Stadtgeschichte aufgearbeitet, und zwar die vielfältigen Verbindungen zwischen Stadt und kolonialem Erbe in Form von Einzelpersonen, Institutionen, Kunstwerken, Sammlungen, Benennungspraxis und symbolischen Handlungen. Die überwiegende Anzahl der Themen war zuvor vollkommen unbekannt und wurde aus den historischen Quellen erarbeitet. Die Bandbreite ist bemerkenswert: Besonders hervorstechend sind Helmut Erlinghagen, ein Augenzeuge des Atombombenabwurfs auf Hiroshima; Burkhard Waldecker, ein Hagener Lehrersohn, der 1937 während seines Exils in Belgisch-Kongo die Nilquellen entdeckte; und der Fabrikantensohn Theodor Springmann jun., der 1915 eine waghalsige Vision von Indien als einer deutschen „Freundschaftskolonie“ entwarf, kurz bevor er in Nordfrankreich fiel.

Die Sammlung, Ausstellung und Verbreitung von ethnologischen Exponaten und kolonialem Wissen wird anhand des Folkwang Museums und des ideologisch entgegengesetzten „Jagdmuseums“ des Brauereibesitzers Horst Carl Andreas behandelt. Die koloniale Grundierung der Gesellschaft wird durch die äußerst zahlreichen kolonialen Vereine deutlich: beispielsweise die „Abteilung Hagen“ der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie die gescheiterte Gründung des „Vereins ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend“. Die Umbenennung von Straßen ist ebenfalls ein zentraler ideologiekritischer Punkt, da quellennah die Benennung von Straßen nach zwei „Kolonialhelden“ und Militärs analysiert werden kann. Es gab zwischen 1936/38 und 1947 in Hagen eine Carl-Peters-Straße und eine Lettow-Vorbeck-Straße; um 1940 hieß auch der zentrale Park Lettow-Vorbeck-Park, der heutige Volkspark. Ergebnis ist ein Kaleidoskop der Begegnungen unterschiedlichster Art, zwischen tastender Neugier und blanker Gewalt, die trotz ihrer thematischen Spannweite und Verschiedenheit der Bausteine einer gemeinsamen Vergangenheit sein kann.

Orte in allen Kontinenten kommen auf den folgenden Seiten zur Sprache, von Japan bis Chile, von Mexiko und dem Kongo bis Usbekistan. Auch heute sehr fremd erscheinende Lebenswege werden nachgezeichnet. Unter anderem wird von „Missionsbräuten“ die Rede sein, die nach Niederländisch-Indien

4 Marianne Bechhaus-Gerst/Anne-Kathrin Horstmann (Hg.): Köln und der deutsche Kolonialismus. Eine Spurensuche, Köln 2013; Alexis von Poser/Bianca Baumann (Hg.): Heikles Erbe. Koloniale Spuren bis in die Gegenwart, Dresden 2016; Bernd-Stefan Grewe/Markus Himmelsbach/Johannes Theisen/Heiko Wegmann: Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, Freiburg im Breisgau 2018; Claus Deimel/Sebastian Lentz/Bernhard Streck (Hg.): Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie im Leipzig, Leipzig 2009; www.leipzig-postkolonial.de/ [02.07.2019].

5 Tim Mörsch (Hg.): Kolonialismus vor Ort. Kolonialbewegung und Vereine in Düsseldorf, Düsseldorf 2014; Joel Scharff/Caroline Authaler/Niels Hollmeier (Hg.): Düsseldorf Globalgeschichte(n). Wechselwirkungen zwischen Düsseldorf und der Welt, Düsseldorf 2017; Felix Brahm/Bettina Brockmeyer (Hg.): Koloniale Spurensuche in Bielefeld und Umgebung, Bielefeld 2014.

6 Spuren des Kolonialismus [in Essen], <https://essen.colonialtracks.de/> [02.07.2019]; Kerstin Rosery: Koloniale Erinnerungsorte und Erinnerungskultur. Eine Spurensuche in Essen, unveröff. Bachelorarbeit, FernUniversität in Hagen 2018; Detlev Brum, Dortmund postkolonial. Koloniale Spuren in Dortmund, www.dortmund-postkolonial.de/ [02.07.2019].

geschickt wurden, um Missionare zu heiraten, die sie nicht kannten und denen sie von der Missionsverwaltung als Ehefrauen ausgewählt worden waren.

Dass alle erforschten Personen und Phänomene mit der Stadt Hagen verbunden sind, heißt für deren historische Relevanz zunächst einmal gar nichts. Es sollte auch nicht zur Jagd nach „großen Individuen“ geblasen, sondern vielmehr die alltägliche Verquickung des kolonialen Gedankenguts aufgezeigt werden. In doppelter Hinsicht gelangt die vorliegende Publikation zu einem Querschnitt: zum einen durch die Hagener Gesellschaft, von dem Tagelöhner und der Zugehfrau bis zum Admiral und Millionenerben; zum anderen durch Kolonialgesellschaften, Kriegervereine und Missionsorganisationen, welche im ganzen Land tätig waren und die Hagener Bevölkerung mit dem kolonialen Gedankengut vertraut machten. Die leise Hoffnung besteht darin, dass die vorliegende Publikation die vielseitige Geschichte Hagens um eine weitere, bislang ungeahnte Facette bereichern könnte.

Ohne vielfältige Unterstützung wäre die Durchführung des Seminars und der Druck des vorliegenden Werks nicht möglich gewesen. Dieses erscheint parallel zum Stadtplan „Koloniale Spuren in Hagen“, der den Forschungsertrag der vorliegenden Publikation zusammenfasst und räumlich verortet. Die großzügige Finanzierung des Drucks des Stadtplans und des vorliegenden Buchs erfolgt gemeinschaftlich durch die HAGENagentur und die FernUniversität in Hagen.

Bei der Umsetzung sind wir Dorothee Nienhaus, Malte Jessen und Jan Hillers von der Medienproduktion der FernUniversität, Nora Blankenburg, Carsten Kamp und Thorsten Wagner vom Amt für Geoinformation und Liegenschaftskataster, Ilka Flötte von der Stadtdruckerei Hagen sowie Mike Glüsing zu großem Dank verpflichtet. Karin Gockel danken wir für das genaue Auge bei der Korrektur. Für unermüdlichen Rat danken wir Dr. Ralf Blank vom Fachbereich Kultur der Stadt Hagen, Dr. Birgit Schulte vom Osthaus Museum, Kirsten Fischer von der HAGENagentur, dem Stadtheimatpfleger Michael Eckhoff sowie Dr. Patric Albrecht und Dr. Jana Husmann von der FernUniversität. Wir sind außerdem sehr froh, dass die Unternehmung im Bauhaus-Verband „Hagener Impulse“ angesiedelt werden konnte und in den darin zusammengeschlossenen kulturschaffenden Einrichtungen der Stadt hilfreiche und interessierte Gesprächspartner fand.

Herzstück der Arbeit war die Nutzung und Erschließung umfangreicher archivalischer Bestände. An dieser Stelle seien nur die vier zentralen Einrichtungen hervorgehoben: Andreas Korthals vom Stadtarchiv Hagen begleitete uns während des gesamten Seminars und war auch in der Folge bei den zahlreichen Anfragen der Studierenden ein zuverlässiger Ansprechpartner.

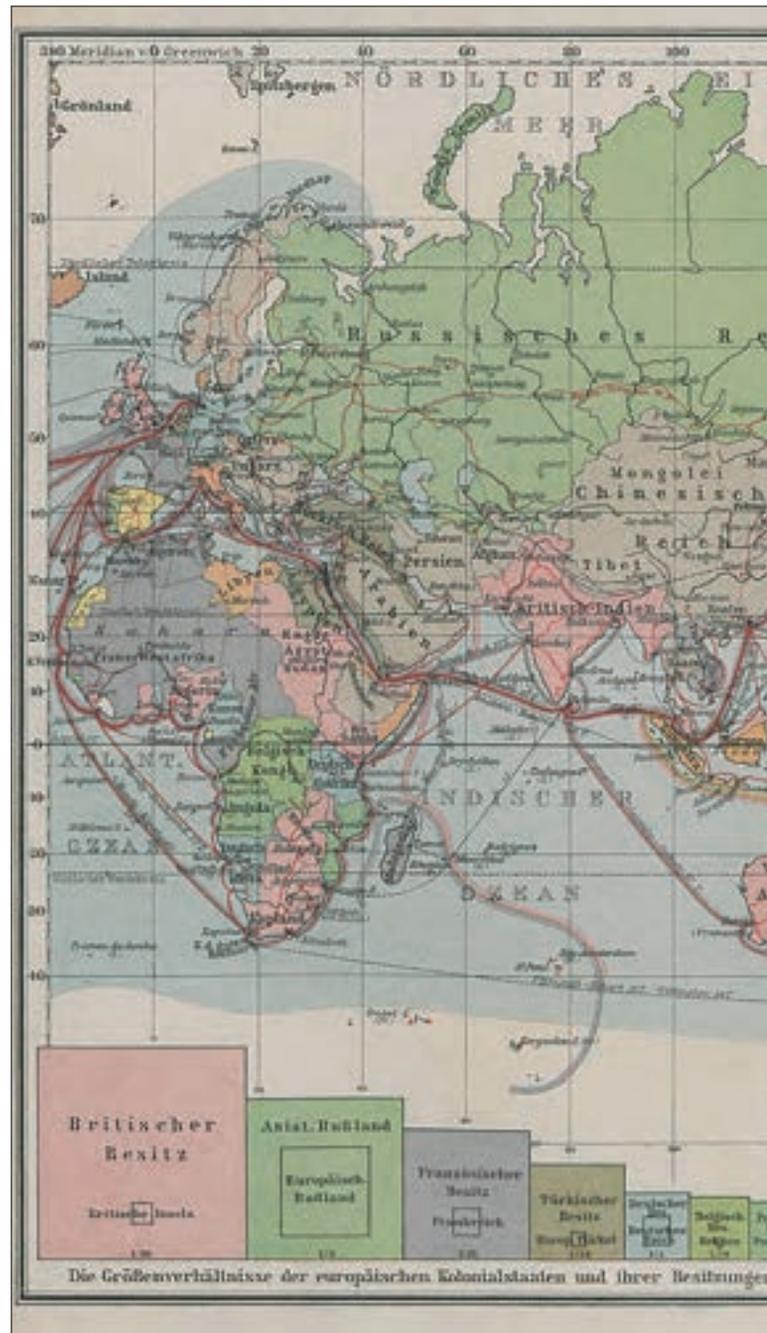
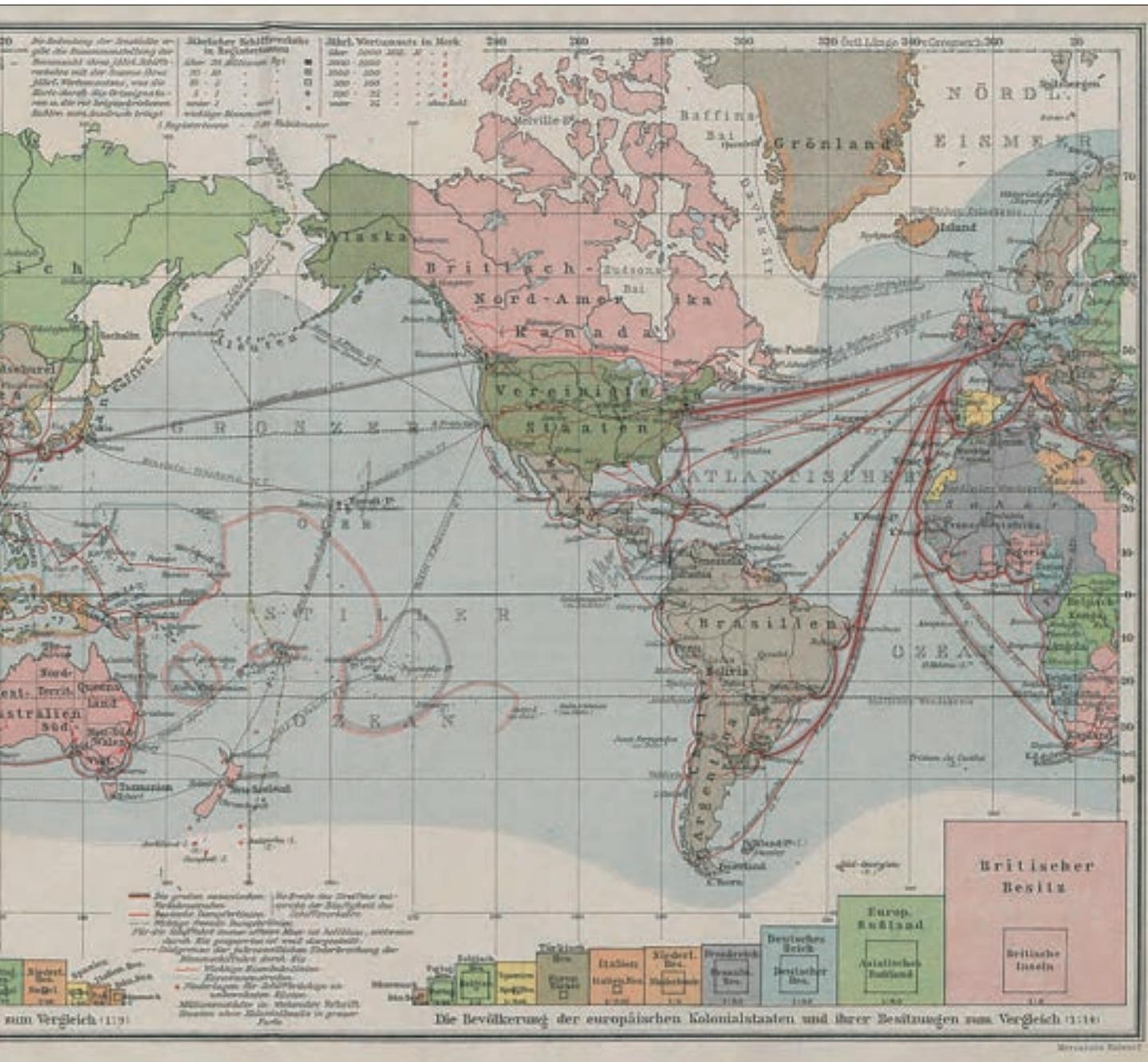


Abb. 2: Karte „Kolonialbesitz & Deutschlands Weltverkehr“ in einem Schulatlas von 1918

Jens Bergmann und Ekkehard Müller-Kissing stellten uns die schier unerschöpflichen Bestände des Hagener Heimatbundes zur Verfügung, die andere Überlieferungsstränge perfekt ergänzten und auch in auf ersten Blick hoffnungslos scheinenden Detailfragen Lösungen offenbarten. Julia Besten und Wolfgang Apelt führten uns in die Text- und Bildquellen der Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal ein und ermöglichten so die präzise Rekonstruktion an-



sonst nicht überlieferter Biographien. Kornelia Kröber half uns bei der Nutzung der Archive des Osthaus Museums. Allen Beteiligten gilt unser aufrichtiger Dank! Vor allem aber waren die Kolleginnen und Kollegen am Lehrgebiet „Geschichte Europas in der Welt“ stets das erste Test-Publikum für uns, das uns bei manch frischer Fahrt anspornte, aber auch bei allzu großer Nilquelleneuphorie gebühlich bremste. Gemeinsam mit ihnen haben wir die ersten Schritte in das neue, ferne und doch zu-

gleich nahe Land gewagt. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns durch die Lektüre dorthin folgen würden.

Hagen, im Juli 2019

Fabian Fechner und Barbara Schneider



Koloniale Spuren in Stadtbild und Öffentlichkeit



Das Kaffeepflückerinnenfenster oder wie der Kaffee nach Hagen kam

Claudia Schüller

Versteckt und vergessen in dem ehemaligen Lager und Verwaltungsgebäude der Süßwarenfirma Hussel in der Eilper Straße 115, hat der Hagener Künstler Hans Slavos (1900-1969) mehrere unterschiedlich große Glasbilder mit Darstellungen der Kaffeelernte und des Kaffeehandels gestaltet.¹

Die farbenprächtigen Glasbilder von 1952 sind unversehrt in dem verlassenen Gebäude erhalten und zurzeit nur vom rückwärtigen Parkplatz aus zu erahnen, vielleicht mit einem fair gehandelten „Coffee To Go“, idealerweise im wiederverwendbaren Becher in der Hand.

Interessant ist neben der Ausgestaltung der Motive auch das Datum der Entstehung. In der dargestellten Szenerie wird nicht nur der Kaffeehandel in Übersee und das Ernten und Pflücken beispielhaft thematisiert, sondern sie illustriert auch einen Aufbruch in eine konsumorientierte und von dem Hunger nach Exotik und Genuss geprägten Zeit des sogenannten beginnenden Wirtschaftswunders. So öffnet das Fenster gleichzeitig den Blick in die lange Geschichte einer Kolonialware und zeigt die Wirkmächtigkeit von stereotypen Vorstellungen und kolonialem Habitus bis weit in die Gegenwart. Tatsächlich ist auch in Zeiten von Fairtrade und Nachhaltigkeit noch viel zu tun, um die Bedingungen der Kaffeeproduzenten in den Anbauländern zu verbessern und Zwangs- und Kinderarbeit im Kaffeeanbau zu unterbinden.²

Die „Kaffeefenster“ der Firma Hussel in der Eilper Straße 115

Insgesamt hat Hans Slavos in diesem Gebäude ein großes dreiteiliges Fensterbild mit einem seitlich dazu angeordneten schmalen Glasbild, ein Treppenhaufenster sowie mit stilisierten Motiven versehene Klappfenster gestaltet. Zum Leben erweckt werden die bemalten Glasstücke, die mosaikartig zusammen-

gesetzt sind und von Bleiruten zusammengehalten werden, vom einfallenden Licht. Vor allem die rotbraunen, roten, blauen und gelben Elemente entfalten eine große Leuchtkraft und



Abb. 1: Glasbilder im Hauptfenster des ehem. Verwaltungsgebäudes der Firma Hussel (Hans Slavos 1952), © Stefan Fuhrmann

intensive Farbbrillanz. Auf dem dreiteiligen großen Fenster thematisiert der Künstler die überseeische Kaffeewelt (Abb. 1). Auftraggeber war Rudolf Hussel, der Gründer der Hussel GmbH 1949 und gleichzeitig Honorarkonsul von El Salvador. Die Erfolgsgeschichte des Süßwarenunternehmens ist 1952 bereits abzusehen. Bis 1957 unterhielt Hussel bereits 100 Filialgeschäfte. Die dargestellte Szenerie ist in dem mittelamerikanischen Staat anzusiedeln und so liest der Betrachter die Aufschrift „Salvador“ auf den Kaffeesäcken. El Salvador gehörte Jahre später zu den wichtigen Kaffeimporteuren Deutschlands. Das Bild folgt dem dreigeteilten Aufbau der Fensteranlage. In der Mitte steht ein Vorarbeiter bekleidet mit einem Sombrero und einem weißen Anzug mit kurzen Hosen, der die herangebrachten Kaffeemengen in einem aufgeschlagenen Buch notiert. Rechts von ihm tragen zwei indigene Arbeiter mit einer Art Lendenschurz

¹ Hubert Köhler: Kaffeepflückerinnen und Segelschiffe, in: HagenBuch 6 (2012), S. 79-91, hier S. 79.

² Fairtrade Deutschland, Pressestelle: Niedrige Kaffeepreise bedrohen Existenz von Kaffeebauern, Fairtrade fordert mehr Nachhaltigkeits-Engagement der Kaffeindustrie / TransFair e.V. treibt die Abschaffung der Kaffeesteuer in Deutschland weiter voran, www.fairtrade-deutschland.de/service/presse/details/niedrige-kaffeepreise-bedrohen-existenz-von-kaffeebauern-2890.html, [27.01.2019].



Abb. 2: Glasbild: Die Kaffeepflanze
(Hans Slavos 1952),
© Stefan Fuhrmann



Abb. 3: Glasbild im Treppenhaus:
Die Kaffeepflückerinnen (Hans Slavos
1952), © Stefan Fuhrmann

bekleidet in gebeugter Haltung zwei Kaffeesäcke zu ihm hin und auf der linken Seite sind zwei Kaffeepflückerinnen in weißen Wickelkleidern in Wartestellung abgebildet, eine davon mit einem Korb auf ihrem Kopf. Im Hintergrund sieht man den Hafen mit einem Boot seitlich anlegend und in der Ferne ein Segelschiff auf Reede liegend.

Das links davon angeordnete Fenster zeigt eine stilisierte Kaffeepflanze (Abb. 2). Ihr botanischer Name ist *Coffea arabica* und sie hat ihren Ursprung in Äthiopien und im Sudan. Interpretiert wird die Kaffeepflanze vom Künstler mit weißen Blüten an den Zweigen in einer Art rotem Übertopf stehend, wie eine dekorative, domestizierte Zimmerpflanze. Auf dem Treppenhausfenster der ehemaligen Hüssel-Zentrale werden zwei indigene Pflückerinnen dargestellt. Beide tragen Körbe mit Kaffee Früchten auf ihrem Kopf, die eine barbusig mit rötlichem Wickelrock, die andere in ein weiß-gelbes Tuch gewickelt. Beide Frauen tragen auffällige Halsketten und weiße Kaffeeblüten im Haar.³ Durch die Farbgebung und die Darstellung der Personen mit ihren Attributen und ihrer Bekleidung entsteht ein harmonischer und anziehender Eindruck auf den Betrachter. Sie weisen keine individuellen Merkmale auf, sondern sind Statisten einer idealisierten Szenerie (Abb. 3).

Der koloniale deutsche Blick auf den Kaffee 1941

Die Zeit der Deutschen Kolonien umspannt einen im Vergleich zu anderen Nationen wie Spanien, Niederlande oder England

kurzen Zeitraum. Ab 1884 werden koloniale Gebiete im Namen des Deutschen Reiches erworben und 1919 nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gemäß dem Vertrag zu Versailles abgetreten. Unterstützt wurde die koloniale Bewegung in Deutschland durch zahlreiche in der bürgerlichen Gesellschaft verankerten Organe und Vereine auch in Hagen. Koloniales Gedankengut wirkte aber noch weit über das offizielle Ende der deutschen Kolonialzeit hinaus. Der koloniale Sprachgebrauch fand in der Zeit des Nationalsozialismus großen Widerhall und ist Ausdruck einer kolonialrevisionistischen Bewegung. So beenden kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die Afrikareisenden Helmut und Erna Blenck die erste Farbfilm-Expedition des Reichskolonialbundes. Im Vorwort des 1941 herausgegebenen Bandes wird von einer farbigen Schau „unserer Kolonien“ gesprochen. Besucht wurde unter anderem das Njassaland in „Deutsch-Ostafrika“ mit seinen letzten „deutschen Pflanzungen“. Zu dieser Zeit war Njassaland längst britisches Protektorat, heute ist es Teil des Staates Malawi. Die Reisenden schildern: „Weiß schimmern die Kaffeebäume zur Blütezeit, und ein herber Duft liegt dann über der Shamba. Jetzt ist der Kaffee reif. Rot leuchten die Kirschen, die je zwei Kaffeebohnen enthalten, und die Eingeborenenfrauen pflücken sie.“ Und weiter heißt es: „Kaffee, wohin man sieht – Rohkaffee, der nach dem Trocknen eingesackt und damit versandfertig ist. Von der Höhe der Straße, die in die dem Njassasee vorgelagerten Berge führt, breitet sich noch einmal die ganze sonnige Schönheit des Landes vor uns aus.“⁴ Ein verklärt romantischer Blick auf ein fruchtbares Land, das nur die Kulisse für vergangene und noch vorhandene koloniale Ansprüche bildet. Die Unterschrift der Fotografie lautet: „Kaffeepflückerin auf einer deutschen Pflanzung. Unbekümmert schläft das ‚Mtoto‘ (Kind) auf dem Rücken der Mutter“ (Abb. 4).



Abb. 4: Aus dem verklärenden Bildband „Afrika in Farben“ des Deutschen Reichskolonialbunds, München 1941

³ Köhler: Kaffeepflückerinnen, S. 86.

⁴ Helmut Blenck/Erna Blenck: Afrika in Farben. Das Farbbild-Buch der Deutschen Kolonien, Deutsch-Ost- und -Südwestafrika, herausgegeben vom Deutschen Reichskolonialbund, München 1941, S. 31 und Abbildung 44.

Die Kaffeepflanze braucht besondere klimatische Gegebenheiten um zu gedeihen und so wird Kaffee ausschließlich in tropisch-äquatorialen Gebieten in gebirgigen Lagen in Südamerika, Südasien, Afrika, in der Karibik und Australien angebaut. Die Ernte zieht sich über einen längeren Zeitraum hin, da ein Zweig eines Kaffeebaumes gleichzeitig Blüten, unreife und reife Früchte tragen kann. Das bedeutet, dass Pflückerinnen und Pflücker beim Ernten die reifen Kaffeekirschen heraus „picken“ müssen (auch Picking genannt). Eine andere früher oft gebräuchliche Methode ist es, die Kaffeebohnen einfach vom Boden aufzulesen, da die vollreifen Früchte vertrocknen und zu Boden fallen. Bei beiden Methoden ist viel Handarbeit nötig. Die Arbeit auf kolonialen Plantagen ist immer auch mit der Geschichte von Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung und dem Einsatz von Sklaven verbunden, so auch im Kaffeeanbau. Extreme Ausbeutung der Arbeitskraft und unwürdige Behandlung waren Ursachen für zahlreiche Aufstände und Revolten in der weltweiten Kultivierung des Kaffees.⁵

Auch in den Glasbildern von Slavos geht es 1952 um ein idealisiertes Bild des Kaffees, geerntet in einem fremden und fernen Land. Die Bedingungen des Anbaus vor Ort, das Arbeitsumfeld, die Bezahlung der Arbeiter und Arbeiterinnen, der Eingriff in die Natur durch Schaffung von Monokulturen oder die tatsächlichen Transportwege und -mittel spielen keine Rolle. Vermittelt werden die Anmut und Schönheit der Kaffeepflückerinnen, bedient wird eine Sehnsucht nach Ferne, Licht und Wärme. Versinnbildlicht in dem Genussmittel Kaffee, perfekt umgesetzt durch die Technik der transparenten Glasmalerei. Es entsteht eine behagliche exotische Atmosphäre.

Hagener Nahrungs- und Genussmittelindustrie in den 1950er Jahren

Der Siegeszug des Kaffees als erschwingliches Genussmittel begann erst in den 1950er Jahren, beflügelt vom sogenannten Wirtschaftswunder, ausgelöst unter anderem durch die Einführung der D-Mark durch die Währungsreform 1948 und der Neuregulierung des Kaffeemarktes bis zur Mitte der 1950er Jahre.

Gerade in Hagen hat die Nahrungs- und Genussmittelindustrie im Laufe dieser Zeit einen immer bedeutender werdenden Stellenwert in der Wirtschaft der Stadt mit den großen metallver-

arbeitenden Betrieben eingenommen. So gehören neben der Süßwarenfirma Hussel der Zwieback- und Keks-Hersteller C. & F. Brandt G.m.b.H. in Haspe, das Villosa-Werk Gebr. Becker in Eckesey, die Bonbonfabrik H.A. Schröder & Co., die Schokoladen-, Marzipan- und Zuckerwarenfabrik Heinz Grothe in Wehringhausen, aber auch der Lebensmittelbetrieb Koch & Mann (KOMA) mit eigener Kaffeerösterei zu den erfolgreichen Betrieben der Zeit. Die KOMA Niederlassung wurde 1912 in Hagen gegründet und ab 1924 verfügte der Lebensmittelgroßhändler über eine eigene Kaffeerösterei.⁶ Diese Entwicklung ist typisch für die Zeit, denn mit der eigenen Rösterei reagierte KOMA auf einen veränderten Kaffeemarkt und den Aufschwung nach dem Ersten Weltkrieg im Kaffeehandel an der 1925 wiedereröffneten Hamburger Kaffeebörse. Der Rohkaffee wurde über ein eigenes Import-Kontor mit Sitz im Hamburger Chilehaus bezogen und in Hagen geröstet und für den Einzelhandel verpackt. Um 1870 musste noch jeder Haushalt den Rohkaffee in der Pfanne über dem Feuer selber rösten. Ein mühseliges Unterfangen, das oft misslang – der Kaffee verbrannte. 20 Jahre später konnten Haushalte ihren Kaffee bereits geröstet und gemahlen in Kaffeespezialgeschäften kaufen und immer mehr Röstbetriebe wurden gegründet, um die Nachfrage zu befriedigen.⁷ KOMA garantierte mit seinen Mischungen nach dem Vorbild von Kaiser's Kaffee aus Viersen gleichbleibende Qualität und Geschmack, und die technische Weiterentwicklung der Röstverfahren hin zu Schnellröstern machte eine industrielle Weiterverarbeitung des Rohkaffees möglich.⁸

Die drastische Senkung der Kaffeesteuer am 24.8.1953 um mehr als zwei Drittel ließ den Preis für Kaffee im Einzelhandel um etwa ein Drittel sinken. Der Nachkriegs-Schwarzhandel verschwand und der normale Hagener Bürger konnte sich seinen Kaffee wieder leisten. Auch zahlreiche Cafés waren in der ganzen Stadt verteilt, etwa die „Kaffee-Tante“ nahe der Kirche am Markt (Abb. 5). Kaffeersatzprodukte wurden immer weniger nachgefragt. Gleichzeitig wurde der deutsche Kaffeemarkt geöffnet und die Bindung von Kaffee-Einfuhren an bestimmte Mengenkontingente durch internationale Handelsverträge aufgehoben.⁹

Somit entstehen die Hagener „Kaffeefenster“ in einer Zeit der Liberalisierung des Kaffeehandels. Kaffee wird zu einem erschwinglichen Genussmittel für jedermann und symbolisiert den Wunsch nach einem ungehinderten Zugang zu den vielfältigen und exotischen Produkten aus aller Welt.

5 Ulla Heise: Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte, Hildesheim/Zürich/New York 1987, S. 22f.

6 Klaus Budde: Der Lebensmittelgroßhändler Koch & Mann („KOMa“), in: HagenBuch (2017), S. 113-122, hier S. 114, 117.

7 Julia Laura Rischbieter: Röster: die Geburt eines neuen Wirtschaftszweiges. Globaler Wettbewerb und lokale Konsumentenwünsche im Deutschen Kaiserreich, in: Christian Berth u.a. (Hg.): Kaffeewelten. Historische Perspektiven auf eine globale Ware im 20. Jahrhundert, Göttingen 2015, S. 35-55.

8 C. Hans von Gimborn: Kaffeerösten. Geschichte und Technik, Waltrop/Leipzig 2007, S. 87f.

9 Ursula Becker: Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels, Stuttgart 2002, S. 324ff.

Kaffee für jedermann in Hagen – eine kurze Kaffeegeschichte

Kaffee ist heutzutage nicht mehr nur ein Genussmittel und Wachmacher am Morgen, sondern Lifestyle und seit langem ein lukratives Geschäft. 1,1 Millionen Tonnen Rohkaffee wurden im Jahre 2017 nach Deutschland exportiert. Kaffee ist eines der bedeutendsten Welthandels Güter und weltweit sind etwa 25 Millionen Menschen mit Kaffeeanbau, Kaffeeverarbeitung und Kaffeehandel beschäftigt. Diese Fakten veröffentlicht der Deutsche Kaffeeverband auf seiner Website.¹⁰ Der Verband vertritt die Interessen vom Rohkaffeehändler über den Röster bis zum Kaffeehersteller und seine Wurzeln reichen zurück bis ins Jahr 1886. Und damit ist auch schon angedeutet, dass sich mit und um den Kaffee eine lange Geschichte rankt mit vielen Facetten, was Anbau, Import/Export und Genuss angeht, die sogar weit bis in die Renaissance zurückreichen.



Abb. 5: Anzeige für die „Kaffee-Tante“ am Markt

Der Kaffee gehört zu den wichtigsten Kolonialwaren neben Tee, Reis, Kakao, Zucker, Gewürzen oder Tabak. Das Kaffeetrinken verbreitete sich im 14. und 15. Jahrhundert im arabischen Raum und kam im 17. Jahrhundert nach Europa. Es entwickelte sich eine besondere Kulturform um den Kaffee: die Kaffeehäuser. Sie entstanden zuerst in Venedig (1650), dann in Oxford, London, Paris, Hamburg (1679), und nach der Belagerung von Wien durch die Türken (1683) trafen sich bürgerliche Welt und Adel ständeübergreifend beim Kaffee. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde der Kaffee zum Inbegriff des bürgerlichen Getränks. Zu der Zeit gab es keine gesicherte Trinkwasserversorgung und Kaffee bot neben Tee die Möglichkeit der Flüssigkeitszufuhr ohne die berauschende Wirkung von anderen vergorenen Getränken wie Most oder Bier. Dem bürgerlichen Arbeitsethos kam die aufputschende Wirkung des Koffeins sehr entgegen und Kaffee machte sich langsam auf den Weg zum Getränk für jedermann.¹¹ Allerdings blieb die Kaffeehauskultur rund zwei Jahrhunderte lang eine Männerdomäne und dies änderte sich erst im späteren 19. Jahrhundert, als es Frauen zunehmend möglich war auszugehen und den bürgerlich häuslichen Bereich zu verlassen. Dies war auch bedingt durch die zunehmende Frauenarbeit und die erste Frauenbewegung. In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts modernisierte sich die Kaffeehauskultur durch italienische Einflüsse und wurde durch die amerikanische To-Go-Kaffeekultur im Pappbecher nochmals demokratisiert.¹²

Die Hagener „Kaffee Fenster“ von 1952 scheinen aus der Zeit gefallen und bleiben unbeachtet abseits des Zentrums und fern vom nächsten Latte Macchiato und sind doch gläserne Zeitzeugen für den langen Weg des Kaffees nach Hagen.

10 Deutscher Kaffeeverband, Wir sind der deutsche Kaffeeverband, <https://www.kaffeeverband.de/de>, [27.01.2019].

11 Karlheinz Wiegmann: „Es müssen doch nun mehr unsere speiß aus India geholt werden“, in: Stadt Mönchengladbach/Städtischen Museum Schloss Rheydt (Hg.): Teutscher Reis und Peper van Indien. Neue Pflanzen in heimischen Gefilden, Mönchengladbach 2018, S. 8-36, hier S. 34.

12 Wolfgang Seidel: Die Weltgeschichte der Pflanzen, Köln 2012, S. 263f.

Das Bild des ‚Schwarzen‘ in der Hagerer Öffentlichkeit während des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Weimarer Republik

Monica Denz

Das Bild der Afrikanerin und des Afrikaners in der Hagerer Öffentlichkeit während und nach der deutschen Kolonialzeit wurde wesentlich durch die seit Ende des 19. Jahrhunderts im gesamten Deutschen Reich entstehende visuelle Massenkultur geprägt: Beispielsweise mit Liebig-Sammelbildern und vor allem in der Werbung und im Zeitungswesen war das Zeitalter der mechanischen Bildreproduktion angebrochen. Bereits damals haben die massenhaft produzierten Darstellungen mit ihrer weiten Verbreitung eine enorme Breitenwirkung besessen.



Abb. 1: Anzeige in der Hagerer Zeitung vom 15.5.1892

Selbst wenn die Reklamebilder von ‚fremdrassigen‘ Afrikanern und Afrikanerinnen nur einen kleinen Bruchteil der Konsumbilderwelt des Kaiserreichs ausmachten, stellten sie – so das Ergebnis einer Untersuchung von Ciarlo – „die macht- und eindrucksvollsten Bildprogramme dieser Zeit“ dar. Generell wurden die als koloniale Untertanen dargestellten Afrikanerinnen und Afrikaner in der Reklame zur Schau gestellt und als Unterworfenen präsentiert. Des Weiteren wurden körperliche Merkmale der ‚schwarzen Rasse‘ überspitzt dargestellt:

In der Werbung etwa für Schokolade oder Margarine wurden häufig „besonders große Lippen, krauses Haar, weit geöffnete weiße Augen, außergewöhnlich weiße Zähne, flache Nasen, übergroße Ohren und eine abgeflachte Stirn“ betont. Dadurch haben sich regelrechte Stereotype von „kindlichen, riesigäugigen, dicklippigen [...] ‚Eingeborenen‘“ sukzessive entwickelt.¹

Daneben verfestigten auch die seinerzeit in einigen größeren Städten stattfindenden ‚Völkerschauen‘ die stereotypen Bilder des ‚Schwarzen‘ in der deutschen Öffentlichkeit. So fanden beispielsweise in Köln einige Völkerschauen statt, in denen Afrikanerinnen und Afrikaner zur Schau gestellt wurden; zahlreiche Menschen aus Köln und der weiteren Umgebung haben solche Veranstaltungen besucht, haben sich davon erzählen lassen oder Berichte in der regionalen Presse darüber gelesen. Gieseke gelangt in ihrer Untersuchung über Zeitungsberichte von Völkerschauen in Köln zu folgendem Ergebnis:

„Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in den Zeitungsberichten deutlich unterschiedliche Stereotype der AfrikanerInnen zu erkennen sind, die zum Teil bis heute existieren. Zum einen werden sie als animalisch, wild und kriegerisch konstruiert, zum anderen wird ein Bild entworfen, das einen ‚Kindneger‘ beschreibt, der unter anderem auf die Hilfe Deutschlands angewiesen ist.“²

1 David M. Ciarlo: Rasse konsumieren. Von der exotischen zur kolonialen Imagination in der Bildreklame des Wilhelminischen Kaiserreichs, in: Birthe Kundrus (Hg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt a.M. 2003, S. 135-179, hier S. 136, 140.

2 Sunna Gieseke: Afrikanische Völkerschauen in Köln und ihre öffentliche Wahrnehmung, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Sunna Gieseke (Hg.): Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur, Frankfurt a. M. 2006, S. 269-283, hier S. 280f.

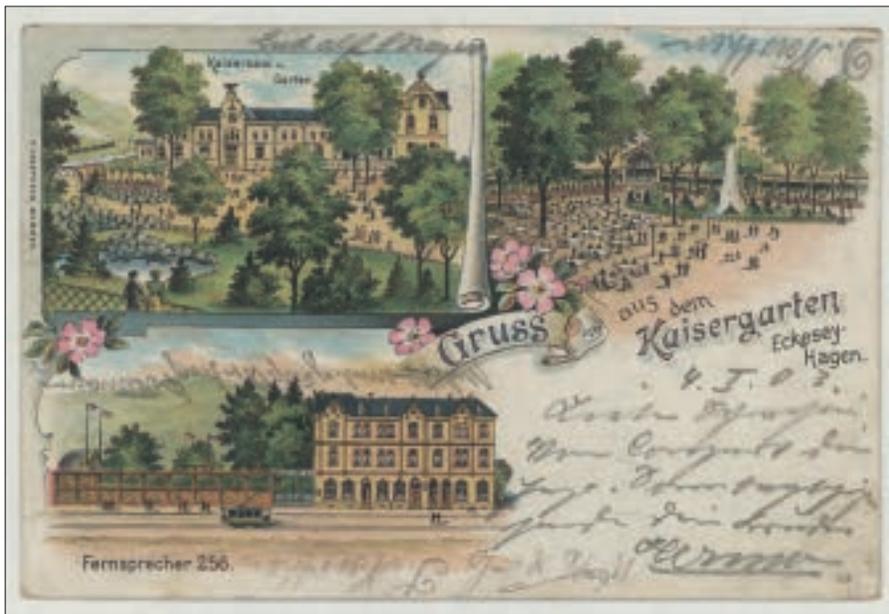


Abb. 2: Das Gelände des Kaisergartens auf einer 1903 gelaufenen Postkarte, Eckeseyer Str. 181. Dort wurde 1892 die „Negerkarawane“ gezeigt.

Eine sehr frühe Veranstaltung in der Art von Völkerschauen war die in einer kleinen Zeitungsanzeige von 1892 (Abb. 1) angekündigte ‚Negerkarawane‘ aus Hamburg. Sie wurde in Eckesey, einem Hagener Vorort, im repräsentativen Kaisersaal und Kaisergarten den Blicken einer neugierigen Öffentlichkeit preisgegeben (Abb. 2).³ Das stolze Anwesen verfiel nach dem Ersten Weltkrieg und wurde 1937 abgebrochen.

Insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass diese allgemeinen Bildprogramme für das Bild des ‚Schwarzen‘ in der deutschen Öffentlichkeit auch in Hagen während der Zeit des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Weimarer Republik wirksam gewesen sind. Dies spiegelt sich beispielhaft in Karikaturen und ähnlichen Bildern, die in Hagen in dieser Zeit veröffentlicht wurden. Karikaturen charakterisieren, gerade weil sie überzeichnen, wahrscheinlich das typische Bild, also die generelle bildliche Vorstellung, die die Öffentlichkeit in jener Zeit von Afrikanerinnen und Afrikanern hatte.

Exemplarisch kann hier auf die Karikaturen aus den „Bunten Blättern“ – der wöchentlichen Beilage des „Westfälischen Tageblatts“ in Hagen – des Jahres 1914 von den teils deutschlandweit publizierenden Karikaturisten O. Labemann, L. Heine, H. Abeking und H. Frenz verwiesen werden. Die Karikaturen der „Bunten Blätter“ präsentierten die afrikanischen Menschen und deren Kultur als rückständig und primitiv. Beispielsweise will der Gast in einem Biergarten seine Rechnung mit mül-

steingroßem ‚Primitivgeld‘ begleichen (Abb. 3). Auch die Unfähigkeit, die Produkte des technischen Fortschritts zweckgemäß zu nutzen wird hervorgehoben, wenn beispielsweise Autoreifen als überdimensionale Nasenringe getragen werden (Abb. 4). Überhaupt grenzt sich der Weiße gegenüber den Afrikanern deutlich ab, wenn es doppeldeutig in einer weiteren Karikatur nicht nur in Bezug auf Bier heißt, dass weiße Gäste in einem Lokal mit „Schwarzen“ nicht an einem Tisch sitzen wollen (Abb. 5).

Ebenso wie die Karikatur in den „Bunten Blättern“ sinnbildlich darstellt, dass sich der ‚zivilisierte‘ Mensch von der afrikanischen Kultur zu distanzieren habe, wird dies auch in der Karikatur ‚Negerrevuen‘ des Hagener Karikaturisten Carl Grimm

gezeigt. Grimm war von 1925 bis 1934 freier Mitarbeiter des ‚Westfälischen Tageblatts‘. Jeden Samstag trug Grimm mit einer Karikatur zum Hagener Stadtgeschehen bei, wurde in der Forschung als „spitze Feder der bürgerlichen Rechten“ bezeichnet und kann als ein unterstützender Wegbereiter der Nationalsozialisten angesehen werden.



Abb. 3: Karikatur aus den „Hagener Bunten Blättern“ 1914

3 Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung exotischer Menschen in Deutschland, Frankfurt a. M. 2005, S. 17, S. 24ff.

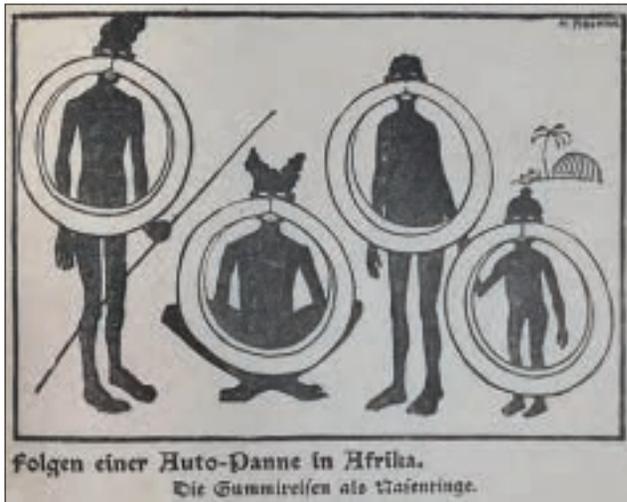


Abb. 4: Karikatur aus den „Hagener Bunten Blättern“ 1915

Seine Karriere als Politikarikaturist endete 1934, weil sich das ‚Westfälische Tageblatt‘ auf Druck der neuen politischen Kräfte gezwungen sah, das Erscheinen einzustellen.⁴ In der Karikatur stellt Grimm einen wilden Umzug dunkelhäutiger Menschen dar, wodurch der Bus nach Haspe blockiert wird. Über einer Musikkapelle und einer Revuegruppe schwenkt eine barbusige Frau das Sternenbanner. Im Hintergrund sind die Umriss des Turmhelms der Johanniskirche zu erkennen, die Szenerie wird also wohl in der Mittelstraße mit Blick stadtauswärts nach Südosten eingefangen. Durch die seiner Karikatur hinzugefügten Worte: „Nichts war doch so mies und dumm – Es fand bei uns ein Publikum“ verstärkt Grimm die Aussage seiner klischeehaften Zeichnung des afrikanischen Menschen mit stereotypen Körpermerkmalen (Abb. 6).

In welcher Form es ‚Negerrevuen‘ in Hagen gegeben hat, ist nicht mehr genau zu rekonstruieren. Vasold zitiert in einem Essay über eine Veranstaltung des Theaters Hagen zum 25jährigen Jubiläum die Rede eines NS-Funktionärs, in der dieser von der Aufführung „entarteter“ Negerrevuen in der Weimarer Republik am Theater Hagen spricht.⁵ Im Archiv des Theaters Hagen jedoch lässt sich weder eine Ankündigung in den Spielplänen der 1920er Jahre noch ein Pressebericht hinsichtlich einer Aufführung, die als ‚Negerrevue‘ diffamiert werden könnte, finden. Im Theaterarchiv wird lediglich die geplante Aufführung des Stücks „Jonny spielt auf“ von Ernst Krenek angekündigt (Uraufführung Leipzig 1927), die dann wohl doch nicht stattfand oder gar untersagt wurde; schlichtweg, weil

„Jonny“ eine ‚Negeroper‘ – und die Titelfigur ein ‚Neger‘ ist. In einer Inszenierung (Premiere am Theater Hagen im Januar 2016) verzichtet beispielsweise Regisseur Roman Hovenbitzer, wie jetzt allgemein üblich, auf eine plakative Besetzung und setzt einen weißen, nicht schwarz geschminkten Jonny in der Hauptrolle ein.

Der herablassende Blick auf den ‚schwarzen‘ Menschen sollte sich mit der Rheinlandbesetzung vehement verschärfen. Wurde der ‚Schwarze‘ bislang als unzivilisiert und einfältig repräsentiert, so richtete sich gegen ihn nunmehr ein unbändiger Hass, der in einer rassistischen Propaganda kulminierte.⁶ Der Anlass bestand darin, dass beinahe die Hälfte der französischen Besatzungssoldaten aus den französischen Kolonien Algerien, Marokko, Tunesien, Madagaskar und dem Senegal stammte.

Selbst ein eher gemäßigter Politiker wie Friedrich Ebert (SPD), der erste Reichspräsident, empörte sich in einer am 13. Februar



Abb. 5: Karikatur aus den „Hagener Bunten Blättern“ 1915

4 Wolfgang Jung: Der Hagener „Heimatzeichner“ Carl Grimm – Die spitze Feder der bürgerlichen Rechten, in: Hagener Heimatbuch 47 (2006), S. 61-67.

5 Manfred Vasold: Theater im Dritten Reich. Das Beispiel Hagen, in: Geschichte im Westen 1 (1992), S. 69-86, hier S. 79f.

6 Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“. Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 37-58, hier S. 37f.

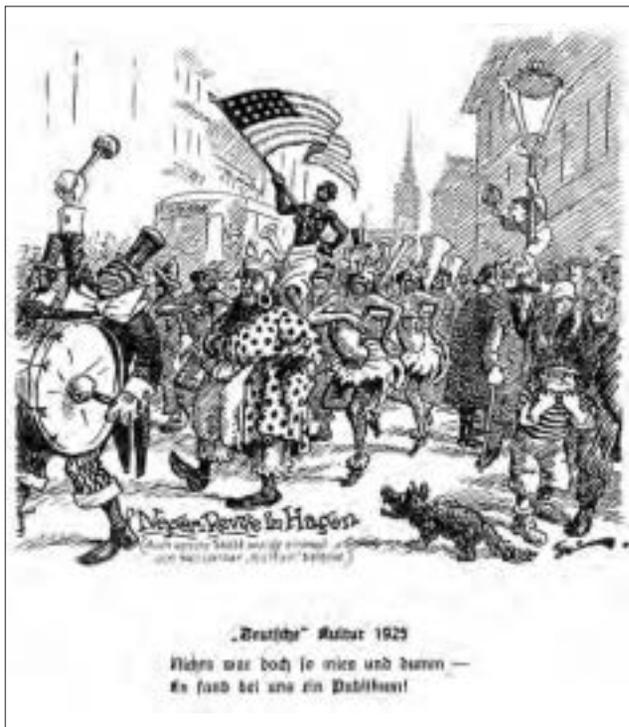


Abb. 6: Zeichnung des Hagener Karikaturisten Carl Grimm

1923 in Darmstadt gehaltenen Rede beispielsweise darüber, „[d]aß die Verwendung farbiger Truppen niederster Kultur als Aufseher über eine Bevölkerung von der hohen geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung der Rheinländer eine herausfordernde Verletzung der Gesetze europäischer Zivilisation ist [...]“⁷

Die afrikanischen Soldaten lösten in der deutschen Öffentlichkeit starke Proteststürme aus, es wurde von der „Schwarzen Schmach am Rhein“ gesprochen.⁸ Zwar war die Stadt Hagen nicht unmittelbar durch die Rheinlandbesetzung betroffen – lediglich der (bis 1929 noch nicht zu Hagen gehörende) Ort Vorhalle mit seinem bedeutsamen Güterbahnhof war von französischen Truppen besetzt. In der Hagener Zeitung wurde 1930 über den von Binger Schiffen als Puppe symbolisch erhängten letzten ‚Utscheböbbes‘ berichtet.

Mit dem Spottnamen ‚Utscheböbbes‘ wurden afrikanische Soldaten der französischen Armee belegt (Abb. 7). Daraus kann gefolgert werden, dass diese symbolische Aktion der Binger Schiffer einerseits mit Genugtuung betrachtet wurde und andererseits als rassistische Gewaltfantase angesehen werden



Abb. 7: Spottzeichnung nach einer Fotografie, Hagener Zeitung vom 11.7.1930

muss; außerdem hat sie wohl zum Bild des ‚Schwarzen‘ in der Hagener Öffentlichkeit beigetragen. Noch immer weisen die über Jahrzehnte reproduzierten Stereotype von Afrikanerinnen und Afrikanern eine enge Vernetzung von Kolonialismus und Rassismus auf, die es zu überwinden gilt.

7 Friedrich Ebert: Schriften, Aufzeichnungen, Reden, Bd. 2, Dresden 1926, S. 290.

8 Siehe beispielsweise Joachim Zeller: Weiße Blicke. Schwarze Körper. Afrikaner im Spiegel westlicher Alltagskultur, Erfurt 2010, S. 175ff.

„Hänge-Peters“ und der „Löwe von Afrika“ auf den Straßenschildern Hagens – Karl-Peters-Straße und Lettow-Vorbeck-Straße

Petra Seitz

Aus historischer Perspektive bezeichnen Straßennamen zuerst Richtung und die nächstgelegenen Orte, markante Punkte, Personengruppen oder Flurnamen. In der Moderne erhielten sie eher einen ideellen Bezug und benennen nicht unbedingt mehr einen konkreten Ort. Beispielsweise ist die Stadtmauer in der Mauerstraße nicht mehr vorhanden, aber der Name bleibt bestehen. Nach der Französischen Revolution bekamen Straßennamen einen ehrenden Bezug und erstmals wurden Personennamen auf den Straßenschildern genannt. Diese Ehrungspraxis führte zu einer Politisierung und weckte das Bedürfnis nach administrativer Regelung und Kontrolle. Im 19. Jahrhundert wurde die Straßenbenennung zum Verwaltungsakt und die Polizeibehörde nahm mit ihr die wegepolizeilichen Aufgaben wahr.

In der Zeit des Nationalsozialismus galten zu Beginn noch die preußischen Ordnungen.¹ Insbesondere in den ersten Jahren nach 1933 wurden auf Anregung kommunaler Körperschaften zahlreiche Straßen und Plätze umbenannt. Die Um- und Neubenennungen sollten die neue Macht im Staate auch im Straßenraum sichtbar machen. Unter Auslassung der Regel, Straßen nicht nach lebenden Personen zu benennen, entstanden in zahlreichen Orten Adolf-Hitler-Straßen und auch -Plätze. Auch andere „Männer der deutschen Geschichte“, nicht nur NS-Größen, dienten als Namensgeber.

Die Stadt Hagen in Westfalen war keine Ausnahme für die gängige Praxis. So stellte im Namen der Fraktion der NSDAP der Oberbürgermeister von Hagen, Heinrich Vetter, am 10. April 1933 den Dringlichkeitsantrag 13 Straßen umzubenennen.² Der Antrag ging an den Stadtverordnetenvorsteher Dr. Römer. Vetter weist darauf hin, dass durch „die nationalsozialistische Revolution die Zustände der Börsenrevolte von 1918 beseitigt sind“ und dass „es dem Wunsche des größten Teiles der Hager Bevölkerung“ entspreche, auch die Straßennamen, wel-



Abb. 1: Ausschnitt aus dem „Lintz-Plan von Hagen“ von 1942

1 Marion Werner: Vom Adolf-Hitler-Platz zum Ebertplatz. Eine Kulturgeschichte der Kölner Straßennamen seit 1933, Köln 2008. Sehr ausführlich beschreibt Werner die Benennungsgründe im Wandel der Zeit ab Seite 233. Dabei geht sie insbesondere auf die „Verordnung über die Benennung von Straßen, Plätzen und Brücken“ vom 1. April 1939 ein und belegt die grundsätzliche Bedeutung dieser Verordnung bis heute, mit Ausnahme der Gesetze der ideologischen Identität und der Grundwortanalyse aus dem nationalsozialistischen Namenskodex, die heute keine Gültigkeit mehr haben.

2 Stadtarchiv Hagen, Ratsprotokolle 1933-1934; P36. Folgende Straße wurden zur Umbenennung vorgeschlagen: Ebertstraße in Adolf-Hitler-Straße; Hugo-Preuß-Straße in Göring-Straße; Stresemannstraße in General-Litzmann-Straße; Fehrenbachstraße in Frickstraße; Rathenaustraße in Martin-Luther-Straße; Erzbergerstraße in Schlageterstraße; Republikplatz in Platz des 30. Januar; Obere Baufeldstraße in Lönsstraße; Buntebachstraße in Thuystraße; Heilig-Geist-Straße in Horst-Wessel-Straße; Svovinskystraße in Danziger Straße und Alexanderstraße in Theo-Sanders-Straße.

che an das „vergangene System und deren Träger“ erinnern, zu beseitigen. Beispielsweise Namen von bedeutenden Politikern wie Ebert, Stresemann, Rathenau, Fehrenbach, Erzberger und Preuß, sowie die Benennung Republikplatz /-straße, die eindeutig für die ungeliebte Weimarer Republik und Demokratie stehen, sollten durch entsprechende Namen des neuen Staates ersetzt werden. Allen voran standen natürlich Namen und Personen der NS-Führung wie Hitler, Göring und Wessel oder auch ein Ereignis: So sollte der Republikplatz in „Platz des 30. Januar“ umbenannt werden, benannt nach dem Tag der „Machtergreifung“ 1933. Das war nur der Anfang. Im Laufe der Jahre wurden noch weitere Umbenennungen vollzogen. Sie alle sind auf dem Lintz-Plan von Hagen von 1942 verzeichnet, dem letzten Stadtplan vor Kriegsende (Abb. 1). Hagen steht hier stellvertretend für fast alle deutschen Städte und Gemeinden. Doch nicht nur Namen der NS-Größen standen auf der Wunschliste, sondern auch zwei Kolonialakteure: Carl Peters und Paul von Lettow-Vorbeck.

Der Verlust der Kolonien nach dem Ersten Weltkrieg bedeutete nicht das Ende des Kolonialismus, kolonialer Ambitionen oder Denkweisen. Das Nachleben entwickelte seine eigene Dynamik: Die Kolonialbewegung war in viele Vereine und Gruppen gegliedert und reichte von Vereinen für koloniale Angelegenheiten und Veteranenversorgung bis hin zur Traditionspflege. Es wurde immer wieder auf die Notwendigkeit von Rohstoffen, Absatzmärkten und Siedlungsgebieten verwiesen, ebenso der besondere Leistungsaspekt der Deutschen hervorgehoben. Damit waren die wesentlichen Argumentationsmuster des Kolonialrevisionismus vorgegeben. Und diese Koloniallobby setzte sich auch dafür ein, dass Straßen nach Kolonialpionieren oder Orten der Kolonien benannt wurden.

In der NS-Zeit wurden auch diese Verbände und Vereine gleichgeschaltet. Nach außen standen die Forderungen nach Rückgabe der Kolonien auf dem Programm, und im Inneren wurde die Werbung für die Kolonien seit Mitte der 1930er Jahre besonders für die Jugend gefördert. Es entfaltete sich ein beispielloser Kult um koloniale Heroen, allen voran um Carl Peters und Paul von Lettow-Vorbeck. Straßen, Plätze und Institutionen erhielten die Namen von Kolonialpionieren. Das bedeutete nicht, dass sich das Dritte Reich in die Tradition der Kolonialbewegung stellte, es ging um Propaganda; die Mythen der Kolonialerinnerung sollten in den Kult des NS-Regimes integriert werden, nämlich als Vorbilder „echten Deutschtums“ und kriegerischer Tugenden. Straßenschilder bekamen jetzt eine eindeutig politische Funktion: die Ehrung und das Wachsen der Erinnerung, vorrangig an Personen, Ereignisse und Orte im Sinne des Nationalsozialismus. Folgende Themenkreise waren in der Benennungspraxis besonders stark vertreten: nationalsozialistische Persönlichkeiten, militärische Ereignisse, Generäle und territoriale Themen wie Gebietsverluste aufgrund

des Versailler Vertrages. Aus diesem Grunde wird 1936 aus der Breiten Straße die Lettow-Vorbeck-Straße und 1938 folgt Carl Peters auf dem Straßenschild, indem die Gartenstraße in Karl-Peters-Straße umbenannt wird.

Bislang ist nur eine einzige Abbildung dieser Straßenschilder bekannt, und zwar ein undatiertes Foto aus den Beständen des Hagener Heimatbundes, das die Ecke Lettow-Vorbeck-Straße/Bahnhofstraße zeigt (Abb. 2). Aber warum waren die beiden Personen so wichtig, dass allein in Westfalen während des Dritten Reiches acht Straßen jeweils nach Carl Peters (1856-1918) und Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964) benannt werden?



Abb. 2: Straßenschilder Ecke Lettow-Vorbeck-Straße/Bahnhofstraße, Foto zwischen 1936 und 1943

Carl Peters hatte sich schon früh mit Kolonialpolitik und ihrer Bedeutung für das britische Weltreich ausführlich beschäftigt und lebte auch für einige Jahre bei einem wohlhabenden Onkel in London. Dort entwarf er ein Konzept für eine Expansion Deutschlands und begann nach seiner Rückkehr 1883 in Deutschland für seine kolonialpolitischen Vorstellungen zu werben. Er gründete 1884 die „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation“, er schloss auch ohne die Unterstützung der deutschen Regierung mit Stammesoberhäuptern Verträge zum Kauf von Land zu einem minimalen Preis ab und schuf damit das Kerngebiet des späteren Deutsch-Ostafrika. Von Bismarck erhielt er 1885 den ersten kaiserlichen Schutzbrief, und ab 1891 war er als Reichskommissar für das Kilimandscharo-Gebiet tätig. Er führte ein derart grausames Regime, dass es ihm nicht nur den Spitznamen „Hänge-Peters“ einträgt, sondern er auch 1897 aus dem Amt entlassen wird. 1905 durch Kaiser Wilhelm II. rehabilitiert als Reichskommissar a. D., bekam er die damit verbundene Pension. Aufenthalte in England, Expeditionen nach Afrika und publizistische Tätigkeiten folgten bis zu seinem Tod 1918.



Abb. 3: Gedenkbriefmarke auf Carl Peters, 1934

Im Dritten Reich erfuhr er eine erneute Rehabilitation und Ehrung als einer der großen Kolonialpioniere, und zwar in Literatur, Film und Straßenbenennungen. Peters wurde während der NS-Zeit als Gründer von Deutsch-Ostafrika gefeiert. Beispielsweise wurde Peters im „Kolonialgedenkjahr“ 1934, also zum 50. Jahrestag der Gründung Deutsch-Ostafrikas,

mit einer Briefmarke geehrt (Abb. 3). Zahlreiche Biografien erschienen, er wurde zu den großen Deutschen gezählt, seine Heldentaten in der Kolonialliteratur gepriesen und seine Brutalität als Ausdruck seiner Männlichkeit stilisiert. Besonders betont wurde seine einsame Leistung, seine „geniale Natur“ und seine Rolle als „überragender Führermensch“ dargestellt.

Der beispiellose Kult um Carl Peters erschöpfte sich nicht nur in den Benennungen und der Errichtung von Denkmälern, er wurde sogar dem britisch-südafrikanischen Kolonialakteur Cecil Rhodes gleichgesetzt und man konnte den Vorschlag hören, Deutsch-Ostafrika solle „Petersland“ genannt werden, in Anlehnung an Rhodesien. Die Historikerin Sandra Maß erläutert pointiert:

*„Peters' Rehabilitierung lag vor allem in seiner antidemokratischen, antisozialistischen und antisemitischen Haltung begründet. Seine Grausamkeiten stammten von seiner ideologischen Herkunft als Antisemit und Anhänger völkischen Denkens zudem noch mit der von den Nationalsozialisten geforderten konsequenten Umsetzung aus. Sein brutales Verhalten gegenüber der afrikanischen Bevölkerung und seinen DienerInnen wurde als eine notwendige Maßnahme zur Herstellung der Ordnung in den Kolonien dargestellt.“*³

*Mit der Integration des Mörders Peters in die nationalsozialistische Propaganda sollte auch deutlich gemacht werden, dass die Männer des Nationalsozialismus und die des Kolonialismus die gleiche ‚heldische Konzeption‘ vertreten. Peters repräsentierte Vorbild und Vorläufer des nationalsozialistischen Helden, dessen Verhältnis zur Welt sich durch Kampf auszeichne.“*³

Der andere Namenspatre der vormaligen Breiten Straße, Paul von Lettow-Vorbeck, schlug ganz in der Familientradition eine militärische Laufbahn ein. Ab 1894 gehörte er zum Großen Generalstab in Berlin. Er nahm an der Niederwerfung des Boxeraufstandes in China im Jahre 1900/01 teil und vier Jahre später ebenso an der Niederschlagung des Herero-Nama-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika. Er setzte seine kolonialen Aktivitäten 1913 in Kamerun als Kommandeur der Schutztruppe fort. Im April 1914 wurde er zum Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika bestellt. Bei Tanga brachte er den Briten die erste schwere Niederlage bei. Lettow-Vorbeck behauptete sich in zahlreichen Kämpfen, trotz militärischer Unterlegenheit und hohem Blutzoll der indigenen Truppen der „Askaris“ sowie der einheimischen Bevölkerung. Seine Karriere ging steil bergauf, er wurde zum Generalmajor befördert. Am 25. November 1918 ergab er sich südlich des Tanganyikasees bei Abercorn den britischen Streitkräften, bei denen er sich den Ruf als fähigster Kolonialsoldat des Ersten Weltkrieges erworben hatte. Als gefeierter Kriegsheld kehrte er nach Deutschland zurück, wo er durch seine späte Kapitulation als letzter kämpfender Soldat geehrt wurde.

Neben Hindenburg galt Lettow-Vorbeck als der einzige wirkliche „Held“ der Deutschen nach dem verlorengegangenen Ersten Weltkrieg. Lettow-Vorbecks Mythos machte ihn zum „Löwen von Afrika“, zum kolonialen Helden, der „im Felde unbesiegt“ geblieben sei und dem seine afrikanischen Soldaten, die Askari, treu bis in den Tod gedient hätten.⁴ Seine hohe Bekanntheit dauerte über ein halbes Jahrhundert an, wobei der Zenit eindeutig in der Zwischenkriegszeit lag.

Den ersten Höhepunkt stellte seine Rückkehr nach Deutschland mit dem Einzug durch das Brandenburger Tor am 2. März 1919 dar. Die Wahl auf das Brandenburger Tor war nicht zufällig. Es war ein symbolträchtiger Ort, der Soldatenmarsch hatte Tradition. Mit dem Einzug durch das Brandenburger Tor wurden die Soldaten und damit auch Lettow-Vorbeck zu „lebenden Denkmälern“ verklärt. Deutsch-Ostafrika war die einzige Kolonie, die bei Kriegsende noch nicht offiziell geschlagen war und deren Schutztruppe erst nach Bekanntgabe des Waffenstillstandes im November 1918 die Waffen den Alliierten übergab. Diese späte Waffenniederlegung wurde zur Grundlage aller kolonialpropagandistischen Agitationen der Nachkriegszeit.⁵ Lettow-Vorbeck zu ehren kann ohne weiteres als Ausgangspunkt der Legende von den „treuen Askari“, dem zentralen Argumentationsmuster der Weimarer Kolonialpropaganda, be-

³ Sandra Maß: Weiße Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918-1964, Köln 2006, S. 244.

⁴ Stefanie Michels: Von Saarlouis nach Bad Segeberg. Das Erbe von Paul von Lettow-Vorbeck, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): Kolonialismus hierzulande – Eine Spurensuche in Deutschland, Erfurt 2007, S. 300-304, hier S. 301.

⁵ Maß: Weiße Helden, S. 28.

trachtet werden. Er sollte als der lebende Beweis gelten, dass Deutschlands Eingeborenenpolitik erfolgreich gewesen sei und der alliierte Vorwurf einer „Unfähigkeit“ Deutschlands, zu kolonisieren, nicht zutreffe. Weiterhin bot er sich auch zur positiven Darstellung der deutschen Kolonialvergangenheit an.

Wegen der Beteiligung 1920 am Kapp-Lüttwitz-Putsch wurde Lettow-Vorbeck aus der Reichswehr entlassen. In der Weimarer Republik gehörte er zu den Protagonisten und Symbolfiguren des deutschen Kolonialrevisionismus. Seine Erlebnisse aus Ostafrika schrieb er in dem 1920 veröffentlichten Buch „Heia Safari“ nieder. Sein Porträt vor der Titelseite zeigt ihn mit dem typischen Kolonialhut der deutschen Militärs, bei dem die Hutkrempe rechts nach oben geknöpft ist (Abb. 4). Weitere Werke folgten. Politisch aktiv war er unter anderem als Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei.

Nach 1933 gingen das koloniale Gedenken und die Inszenierungen nahtlos weiter. Wie in der Weimarer Republik blieben Tangafeiern, Festumzüge, Kolonialkriegerstage, Ehrungen der überlebenden Kolonialhelden und die Postulierung des deutschen Kolonialanspruchs integrale Bestandteile der Gedenkrituale. Und Lettow-Vorbeck mittendrin in diesem Kosmos; er durfte nicht fehlen. Das zeigt, dass auch die Nationalsozialisten auf den Auftritt des alten „Kolonialen“ nicht verzichten konnten oder wollten.



Abb. 4: Abbildung von Paul von Lettow-Vorbeck in seinem Bericht „Heia Safari“ 1920



Abb. 5: Das Askari-Relief in der Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg

Einen letzten Höhepunkt seiner Würdigung erlebte der alte Offizier und Kolonialist in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre. Im Februar 1937 wurde das II. Bataillon des in Hamburg-Jenfeld stationierten Infanterieregimentes (IR) 69 zu derjenigen Einheit bestimmt, welche die Tradition der ostafrikanischen Schutztruppe fortführen sollte. Lettow-Vorbeck hielt eine entsprechende Ansprache. Daran wurde sichtbar, wie das NS-Regime an den Mythos der „Helden aus Afrika“ anknüpfte und den jungen Soldaten die Orientierung an den „Schutztrupplern“ empfahl. Auch hier wird der Askari-Mythos bedient und auf ihre Treue zu Deutschland verwiesen. Und dieser Askari-Mythos und damit der militärische Heroenmythos wurde 1939 monumental verewigt: das Askari-Relief in der Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg (Abb. 5). Das Kriegerdenkmal, ein von Walter von Ruckteschell geschaffenes Terrakotta-Relief, zeigt auf der einen Seite einen Schutztruppenoffizier und ihm folgende Askari sowie Träger auf der anderen Seite. Damit war der Höhepunkt der Legende von den „treuen“ Askari erreicht, denn zum ersten Mal wurde der Askari-Mythos derart exponiert in einem Denkmal zum Ausdruck gebracht. Dieser Mythos, Lettow-Vorbeck selbst und sein Vorgehen in Afrika sowie die koloniale Erinnerung wurden Teile der moralischen Aufrüstung der Nationalsozialisten. Das Bild der ihren deutschen Führern bedingungslos treuen Askari wurde durch dieses Denkmal an einer Kaserne zum Vorbild für die Soldaten der

Straßenumbenennungen in Hagen	
auf Grund des Stadtverordnetenbeschlusses vom 15. September 1947	
Alter Straßensname:	Neuer Straßensname:
Adolf-Hitler-Straße	Ebertstraße
Alfred-Rosenberg-Straße	Christian-Rohlfis-Straße
Boelckeplatz	Bodelschwinghplatz
Frickstraße	Windthorststraße
Goebbelsstraße	Bebelstraße
Göringstraße	Hugo-Preuß-Straße
Gorch-Fock-Straße	Fritz-Reuter-Straße
Gerichtsstraße	Swolinskistraße
Hans-Bernau-Straße	Kaisbergstraße
Heinrich-Vetter-Straße	Husterstraße
Horst-Wessel-Straße	Heilig-Geist-Straße
Kirdorfstraße	Beethovenstraße
Karl-Peters-Straße	Gartenstraße
Lettow-Vorbeck-Straße	Karl-Marx-Straße
Litzmannstraße	Stresemannstraße
Ludendorffstraße	Hallestraße
Mackensenstraße	Schulzenhardstraße
Neubraunau	Cuno-Siedlung
Platz der 57er	Albrecht-Dürer-Platz
Richtofenplatz	Wilhelmsplatz
Schlageterstraße	Graf-von-Galen-Straße
Seidtestraße	Banfeldstraße
Straße der SA	Ophauser Straße
Tannenbergstraße	Knippschildstraße
Theo-Sanders-Straße	Alexanderstraße
Thuystraße	Buntebachstraße
Weddigenplatz	Bleichplatz

Abb. 6: Die Straßenumbenennungen in Hagen 1947

Wehrmacht erklärt.

Peters und Lettow-Vorbeck waren Repräsentanten eines Heldenkultes, den die NS-Ideologie zur Identifikation anbot: Peters, der Typus des nationalsozialistischen Opferhelden, der „auf dem Weg zur Etablierung der weißen Herrschaft vor allen durch jüdischen Verrat zu Fall gebracht worden sei.“ Er habe „dennoch als stringenter Despot mit starkem Willen für Deutschland gekämpft“.⁶

Lettow-Vorbeck verkörperte den „väterlichen Patriarchen“, der

wusste, wie Soldaten geführt werden müssten, und der auch selbst ein treuer Soldat war. Mit ihm überlebte gleichzeitig eine Form von kolonialer Männlichkeit, die sich dennoch an einem bürgerlichen Militärkonzept orientierte. Die nationalsozialistische Interpretation der Figur Peters' integrierte dagegen eher „proletarische“ Elemente, wie Kampf und Körperlichkeit. Sandra Maß sagt dazu:

„Sowohl der tote Märtyrer Peters, der von Juden und Liberalen verfolgt worden, aber dennoch seinen Weg gegangen sei, als auch der lebende und bei den ehemaligen Schutztruppensoldaten weiterhin beliebte Lettow-Vorbeck repräsentierten zudem Elemente des wilhelminischen und Weimarer Heldenkults, deren Synthese Hitler selbst symbolisieren sollte.“⁷

Anders als etwa Carl Peters (1856-1918), Hermann von Wissmann (1853-1905) oder Lothar von Trotha (1848-1920) fiel Lettow-Vorbeck während seiner aktiven Kolonialzeit nicht in Ungnade. Selbst der Kapp-Lüttwitz-Putsch tat seiner Popularität keinen Abbruch.⁸ Und er hatte die anderen überlebt und war somit ein erlebbarer und vorzeigbarer Kolonialheld und Offizier. Lettow-Vorbeck war das Vorbild, das genau die soldatischen Werte repräsentierte, die von der Wehrmachtsführung und den Nationalsozialisten geschätzt wurden. Es stand für bedingungslose Pflichtauffassung und unbedingten Kampfeswillen.⁹

Er unterstützte direkt und uneingeschränkt die kolonialen Ambitionen und Ziele der Nationalsozialisten. Wie andere Kolonialrevisionisten sah er in diesen die große Chance zur Rückgewinnung der Kolonien. Durch die Aufrüstung der Wehrmacht wurde in ihren Augen endlich ein Werkzeug dazu geschaffen.¹⁰ Bis ins hohe Alter genoss Paul von Lettow-Vorbeck ein hohes Ansehen, das auch in den frühen Jahren der Bundesrepublik nicht geschmälert war. Dies zeigte sich auch bei seiner Beisetzung, denn dort hielt der damalige Bundesverteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel die Trauerrede.

Nach dem Ende des Dritten Reiches wurde in allen Städten die Umbenennung von Straßen angeordnet, welche nach Nationalsozialisten oder deren Organisationen benannt worden waren. Die Alliierten wollten die Relikte des deutschen Militarismus ausmerzen, dazu gehörte es auch, Straßen, Brücken und Plätze umzubenennen. Rechtsgrundlage war die alliierte Kontrollrats-

6 Maß: Weiße Helden, v. a. Kapitel II: Soldatische Männlichkeit in der kolonialen Erinnerung an Deutsch-Ostafrika (1918-1933), S. 28-71, und Kapitel V: Koloniale Heldenphantasien im Nationalsozialismus, S. 217-249.

7 Maß: Weiße Helden, S. 249.

8 Eckard Michels: Paul von Lettow-Vorbeck, in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne – Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. 2013, S. 373-386, hier S. 383.

9 Uwe Schulte-Varendorf: Kolonialheld für Kaiser und Führer – General Lettow-Vorbeck, Berlin 2006, S. 114.

10 Ebd., S. 116.

direktive Nr. 30 vom 13. Mai 1946, dort ging es um die „Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters“. Das betraf die Zeit ab dem 1. August 1914, also ab Beginn des Ersten Weltkriegs.

Wie diese in der Praxis umgesetzt wurde, kann an zwei Dokumenten aus dem Hagerer Stadtarchiv aufgezeigt werden. Dort werden Einfluss und Bedeutung der Militärregierung sichtbar. Hagen in Westfalen gehörte zur Britischen Besatzungszone. In der Niederschrift über die Sitzung des Ältestenrats am 21.7.1947 wurde dem Stadtausschuss die Umbenennung von Straßen aufgrund des Erlasses der Landesmilitärregierung

vom 16.10.1946 und der Verfügung des Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalens vom 4. und 6. November 1946 vorgeschlagen. Insgesamt werden 21 Straßennamen in dem Dokument genannt, davon sind 12 Straßen eindeutig der NS-Zeit (darunter die Lettow-Vorbeck-Straße) oder militaristischen Themen seit 1914 zuzuordnen. Sechs Straßennamen sollten unverändert bleiben, darunter die Hindenburgstraße. Hinzu kommen drei andere Umbenennungsvorschläge, darunter auch die Carl-Peters-Straße.

Interessant ist, dass Karl Marx eine Ehrung auf einem Straßenschild bekommen sollte, nämlich anstelle der Kirdorfstraße.¹¹ Nun beantragte der KPD-Vertreter in diesem Dokument eine Straße im Zentrum der Stadt, nämlich die Breite Straße, in Karl-Marx-Straße umzubenennen. Allerdings war die Rückkehr zum ursprünglichen Namen „Breite Straße“ für die Lettow-Vorbeck-Straße vorgesehen.

Am 15. September 1947 tagte die Stadtvertretung.¹² Bei dieser Sitzung war als Mitglied der Militärregierung der Kreis Resident Officer Major Earthrowl anwesend. Ein Thema der Sitzung war, neben Haushaltsfragen, Stadt- und Verkehrsplanung, die Umbenennung von Straßen. So berichtet der Stadtverordnete Piepenbrink von der FDP über das Ergebnis von den Verhandlungen im kleinen Ausschuss (Ältestenrat) und des Stadtausschusses. Er bringt im Namen seiner Fraktion den Standpunkt



Abb. 7: Postkarte mit der Bildinschrift „Hagen i/W. – Eingang in den Lettow-Vorbeck-Park“, gelaufen am 6.11.1940

zum Ausdruck, dass die FDP gerne „den Fortbestand der Straßenbezeichnungen mit den Namen von Männern des Weltkriegs 1914/18 (Boelke, Weddingen pp.) gesehen hätte, dass aber eine Anordnung der Militärregierung dem entgegenstehe.“ Mit einer Enthaltung wurden 16 Straßen umbenannt und sechs Straßen behielten ihre Namen. Es scheint sich der Vorschlag des KPD-Vertreters durchgesetzt zu haben, denn Karl Marx bekam eine repräsentative Straße auf dem Stadtplan: aus der Lettow-Vorbeck-Straße am Volkspark wurde die Karl-Marx-Straße.

Die Straßen sind in der Regel umbenannt und nur wenige zurückbenannt worden, aber Ebert und Stresemann kehrten auf „ihr“ Schild zurück. In der Amtlichen Bekanntmachung vom 22. November 1947 der Stadt Hagen wurden die Straßenumbenennungen aufgrund des Stadtverordnetenbeschluss vom 15. September 1947 bekanntgegeben und 27 Straßennamen aufgeführt (Abb. 6). Somit hat Hagen seit 1947 keine „kolonialen“ Straßennamen mehr, ganz im Gegensatz zu Städten wie etwa Berlin und Düsseldorf. Für die frühen 1940er Jahre ist die Bezeichnung „Lettow-Vorbeck-Park“ für den an die Lettow-Vorbeck-Straße grenzenden Volkspark auf einigen Postkarten nachzuweisen (Abb. 7). Da sie sich offiziell nie durchgesetzt hatte, musste sie auch nicht formal zurückgenommen werden.

11 Sie war benannt nach einem frühen Förderer Hitlers, dem Industriellen Emil Kirdorf (1847-1938) und beginnt direkt hinter dem Landgericht. 1947 wurde sie in Beethovenstraße umbenannt.

12 Stadtarchiv Hagen, Niederschrift über die Sitzung der Stadtvertretung am Montag, den 15. September 1947, 15.00 Uhr, im Ratskeller zu Hagen.

Der Eugen Richter-Turm: Erinnerung an einen liberalen Kolonialismuskritiker

Pascal Hirschberg



Abb. 1: Der Eugen-Richter-Turm in Hagen, Zustand Januar 2019

Wer sich in die Höhen des Hagener Stadtwaldes 285 Meter über dem Meeresspiegel begibt, kann oberhalb des Stadtteils Wehringhausen „das Denkmal des deutschen Liberalismus [...] für den Volksmann Eugen Richter“¹ entdecken. Auf einer Anhöhe westlich des Goldbergs ehrt ein Gedächtnisturm den liberalen Politiker Eugen Richter (1838-1906), der als Abgeordneter den Wahlkreis Hagen-Schwelm ab 1874 im Reichstag vertreten hatte (Abb. 1). Bis zum Ende seines Lebens wurde Richter hier kontinuierlich wiedergewählt, was seine besondere Verbundenheit zu einem Ort, an dem er nie gelebt hat, erklären mag.

Die Initiative zum Bau eines Denkmals für Richter ging von seinen politischen Gesinnungsgenossen daher bereits kurz nach seinem Tod aus, wobei Hagen als Standort eines entsprechenden Bauwerks aufgrund seiner zentralen Erreichbarkeit aus allen Teilen des Wahlkreises günstig erschien.²

Besonderen Wert legte man darauf, dass sich der Turm für Eugen Richter wesentlich von der nahegelegenen Bismarcksäule unterschied, die als einer von über 240 Bismarcktürmen weltweit bereits 1901 in Hagen errichtet worden war. Ganz bewusst wollten Richters Anhänger sowohl durch die Standortwahl als auch die formale Gestaltung des Turmes den politischen Gegensatz zwischen Bismarck und seinem einflussreichen Gegenspieler Richter versinnbildlichen.³ Als letzter der zahlreichen Hagener Gedächtnistürme wurde der Eugen

1 Hagener Zeitung Nr. 249 vom 23.10.1911, „Die Einweihung des Eugen Richter-Turms“.

2 Stadtarchiv Hagen, Acta 6333.

3 Andreas Zolper: „Das Denkmal des deutschen Liberalismus“. Der Eugen Richter-Turm, in: Beate Hobein/Dietmar Osses (Hg.): „Bis in die fernste, fernste Zeit...“. Hagen und seine Denkmäler, Hagen 1995, S. 95-100, hier S. 95.

Richter-Turm schließlich nach einem Entwurf des Essener Architekten Gustav Wenner im Jahre 1911 erbaut und größtenteils mittels bürgerlicher Spenden und reichsweiter Zuwendungen liberaler Wähler finanziert. Die doppeltürmige Anlage aus Bruchsteinmauerwerk wirkt mit ihren zurückhaltenden Formen beinahe wie ein burgähnlicher Wehrturm, und wenig erinnert stilistisch an die prunkvolle Denkmalgestaltung der Jahrhundertwende – ganz im Sinne der Erbauer gleicht der Richter-Turm in seiner trotzigen Schlichtheit vielmehr demjenigen, dem er gewidmet war. Die feierliche Einweihung am 22. Oktober 1911 fand reichsweite Beachtung – immerhin war das erste deutsche Denkmal für einen Reichstagsabgeordneten entstanden.

Als „politische Kampfnatur von nie erlahmender Arbeitskraft“⁴ hatte sich Richter fraktionsübergreifend Anerkennung erworben. Durch seine beständige Opposition zur Politik Bismarcks entwickelte er sich während seiner politischen Tätigkeit zu einem der größten Kritiker des Reichskanzlers. Richter wandte sich gegen dessen Schutzzollpolitik und Steuerausweitungen, lehnte Sozialistengesetzgebung und Kulturkampf ab, trat darüber hinaus dem aufkommenden Antisemitismus entgegen und zeigte sich als entschiedener Befürworter des Freihandels sowie nimmermüder Verfechter der Presse- und Meinungsfreiheit. Bismarck sah sich durch Richters vehemente Scharfzüngigkeit erheblich herausgefordert. Im Zuge einer abermaligen parlamentarischen Auseinandersetzung schimpfte er gar an Richter direkt gewandt: „Die Wähler, die Sie gewählt haben, haben wahrhaftig in der Mehrheit auch nicht gewußt, was sie taten.“⁵

Mitte der 1880er Jahre nahm die politische Öffentlichkeit daher durchaus amüsiert zur Kenntnis, dass die zumeist so unversöhnlichen Widersacher Bismarck und Richter in der Frage kolonialer Expansion des Deutschen Reiches zunächst übereinstimmten. Denn obwohl Bismarck wirtschaftliche Expansion und überseeische Handelsstützpunkte förderte, stand er Kolonien, ganz wie Eugen Richter auch, seit jeher skeptisch gegenüber.⁶ „Fahren Sie so fort“, richtete sich Bismarck im Reichstag spöttisch an seinen linksliberalen Gegenspieler, „dann werden wir ein Herz und eine Seele sein, und Sie werden sich als mein getreuer Kamerad an meiner Seite sehen, wenn Sie die Annäherung, die in diesen wenigen Tagen vollzogen ist, weiter fortsetzen.“⁷

Kolonialkritik aus dem liberalen Lager richtete sich selten ganz grundsätzlich gegen Kolonialismus, sondern zumeist gegen einzelne seiner Aspekte, wie etwa Machtmissbrauch und Misswirtschaft. Es waren Bestrebungen, die Effizienz der deutschen Kolonialherrschaft zu erhöhen.⁸ Für viele Liberale stellten daher eine koloniale Reichspolitik, Kolonialreformen und die Intensivierung der ökonomischen Nutzbarmachung von Kolonien keinen unlösbaren Widerspruch dar. Eugen Richter jedoch betrachtete den Fortgang der Kolonisierung mit äußerstem Unbehagen.⁹ Seit 1884 hatten private Kolonisierungsgesellschaften in rascher Folge Territorien in West-, Ost- und Südafrika in Besitz genommen, waren allerdings an der Etablierung funktionstüchtiger Administrationen gescheitert. Die deutsche Reichsregierung trat daraufhin alsbald an ihre Stelle und entwickelte sich somit zur faktischen Kolonialmacht. Bis auf das Schutzgebiet Togo waren sämtliche deutsche Kolonialbesitzungen allerdings finanzielle „Zuschussgeschäfte“, was auch an den enormen Kosten der Eroberung, der „Befriedung“ und schließlich der Verwaltung der Kolonien lag. Nicht zuletzt deswegen zog Eugen Richter einige Jahre später über die deut-



Abb. 2: Grabanlage von Eugen Richter mit einer Büste von Ernst Wenck

4 Adolf Sellmann: Hagener Gedächtnishalle. Ein Gedenkbuch der Heimat, Hagen 1935, s.v. „Richter, Eugen“, S. 46.

5 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags vom 14. März 1885, VI. LP, 1. Session, Bd. 3, S. 1822.

6 Winfried Speitkamp: Otto von Bismarck und die Kolonialpolitik – ein Ausweg aus der Wirtschaftskrise?, in: Michael Epkenhans/Ulrich von Hehl (Hg.): Otto von Bismarck und die Wirtschaft, Paderborn 2013, S. 59-76, hier S. 64.

7 Sten. Ber. vom 26. Juni 1884, V. LP, 4. Session, Bd. 2, S. 1075.

8 Ulrich von der Heyden: Antikolonialismus und Kolonialismuskritik in Deutschland, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.): Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin 2018, S. 143-158, hier S. 153.

9 Ina Susanne Lorenz: Eugen Richter. Der entschiedene Liberalismus in wilhelminischer Zeit 1871-1906, Husum 1981, S. 101.

schen Kolonialunternehmungen ernüchert Bilanz: Nicht nur habe die Kolonialpolitik erhebliche Kosten verursacht, die in keinem Verhältnis zum erwirtschafteten Gewinn stünden, sondern auch das Leben zahlreicher deutscher Offiziere und Beamte gekostet und Streitigkeiten mit anderen Kolonialstaaten veranlasst.¹⁰ Zwar lässt sich Richter im Ergebnis mitnichten als Vorreiter eines humanitären Antikolonialismus charakterisieren; zu pragmatisch erscheinen dafür seine grundsätzlichen Äußerungen zu kolonialer Expansion: „Soweit es nichts kostet, volles Vertrauen!“, ließ er etwa im Reichstag über Kolonialerwerb verlauten.¹¹ Gleichwohl wird durch seine beständige Kritik an der tatsächlichen Praxis des deutschen Kolonialismus deutlich, wie wohl vernehmbar auch die Schattenseiten des „Platzes an der Sonne“ bereits vor der Jahrhundertwende waren.

Nach seinem Tod am 10.3.1906 in Berlin wurde Eugen Richter zunächst auch dort bestattet. 1983 erhielt er auf Betreiben seines Großneffen schließlich seine letzte Ruhestätte in seinem alten Wahlkreis und wurde auf den Friedhof in Hagen-Delstern überführt.¹² Die Büste des Berliner Grabes fand ihren neuen Platz auf einem schlichten Sockel (Abb. 2), davor wurde die Grabplatte in die Erde eingelassen (Abb. 3). Viel stärker als



Abb. 3: In die Erde eingelassener Grabstein von Eugen Richter auf dem Delsterner Friedhof, vor der Porträtbüste

bei anderen Parteien hatte der Führungsstil Eugen Richters das politische Selbstverständnis der Linksliberalen geprägt.¹³ Schon bald nach seinem Tod schwand daher der Einfluss seiner Fortschrittlichen Partei in Hagen, und 1912 obsiegte bei den Reichstagswahlen erstmals ein Sozialdemokrat in Richters ehemaligem Wahlkreis. Die Bündelung der heterogenen liberalen Kräfte gelang auch durch den Bau des Richter-Turmes letztlich nicht.

Neben den Gedächtnistürmen für Bismarck und Kaiser Friedrich III. ist der Eugen Richter-Turm Bestandteil des sogenannten Drei-Türme-Wegs durch den Stadtwald, der einlädt, sich abseits geschäftigen Treibens in der Hagerer Innenstadt ein gutes (und teils beschwerliches) Stück deutscher Geschichte zu erwandern. Neben entspannender Natur und atemberaubenden Ausblicken über die Stadt belohnt zudem seit einiger Zeit eine Urkunde der Hagerer Tourismusagentur den Wanderer, der auf den Spuren besagter historischer Persönlichkeiten und ihrer Denkmäler wandelt. Es mag dabei der Weitläufigkeit des Goldbergs zu verdanken sein, dass der Bismarckturm heute womöglich mehr Spaziergänger anzieht als sein höher gelegener Nachbar, und im Sommer gar Zeuge musikalischer Festivitäten wird. Den Geist eines politischen Pilgerortes jedenfalls übt der Eugen Richter-Turm längst nicht mehr aus. Gleichwohl wäre es kurzsichtig, ihn lediglich auf seine praktische Funktion als Aussichtsturm zu reduzieren, deren Spitze in 23 Metern Höhe sich die Stadt buchstäblich zu Füßen legt.

Immerhin gelang es Eugen Richter im Laufe seines politischen Engagements vielfach nachzuweisen, dass der imperialistisch orientierten Reichsregierung durch parlamentarische Opposition, insbesondere in fiskalischen Bereichen, Grenzen aufgezeigt werden konnten. Und so steht Eugen Richter in Hagen heute in gewisser Weise tatsächlich als „getreuer Kamerad“ an Bismarcks Seite, wenngleich anders, als es sich Reichskanzler Bismarck und „Reichskritikus“ Richter zeitgenössisch hätten vorstellen können. Den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt besteht im Richter-Turm nach wie vor ein schützenswertes Monument und Andenken für einen durchaus streitbaren Parlamentarier und seine politischen Positionen in einigen höchst bedeutsamen Debatten deutscher Geschichte – einer Geschichte, die, wie die (post)kolonialen Spuren innerhalb der Stadt Hagen zeigen, bis in die Gegenwart hineinwirkt.

10 Eugen Richter: Politisches ABC-Buch. Ein Lexikon parlamentarischer Zeit- und Streitfragen, 9., vollständig umgearbeiteter und erweiterter Jahrgang, Berlin 1898, s.v. „Kolonialpolitik“, S. 190.

11 Sten. Ber. vom 26. Juni 1884, V. LP, 4. Session, Bd. 2, S. 1074.

12 Werner Hense: Keinem gefügig. Zum 100. Todestag des Liberalen Eugen Richter am 10. März 2006, in: Hagerer Heimatbund (Hg.): HagenBuch. Impulse zur Stadt-, Heimat- und Kunstgeschichte, Hagen 2007, S. 105-108, hier S. 108.

13 Ansgar Lauterbach: Zwischen Reform und Opposition: Zum politischen Selbstverständnis von National- und Fortschrittliberalen in der Ära Bismarck. In: Jahrbuch zur Liberalismusforschung 19 (2007), S. 9-30, hier S. 30.

Helmut Migge

Von dem Hager Architekturbüro Ludwigs – dem „Atelier fuer Architektur und Kunstgewerbe“ (so die eigene Bezeichnung) – sind in den Jahren 1907 bis 1964 über 300 Gebäude entworfen worden, ein sehr großer Teil davon ist in Hagen selbst gebaut worden: so beispielsweise zahlreiche Bauten in der Volmestadt, ebenso das Gebäude der Spedition Schenker in Kückelhausen (Berliner Straße) sowie das Eckhaus Konkordia-/Hochstraße (Polizeipräsidium in den 1920er Jahren) und einige Villen in Eppenhäusen/Ernst, beispielsweise das „Haus Nest“ an der Haßleyer Straße. Viele der Bauten sind allerdings im Zweiten Weltkrieg zerstört, einige im Zuge von städtebaulichen Maßnahmen in den letzten Jahrzehnten abgerissen worden.

Die Architektur des Atelier Ludwigs gilt gemeinhin als durch den Jugendstil geprägt. Kann die Ludwigssche Architektur aber im weitesten Sinne auch als teils ‚postkolonialistisch‘ bezeichnet werden? Kann man also an den Bauten von Ludwigs auch Stilelemente finden, wie sie Bauwerke in (ehemaligen europäischen, nicht unbedingt deutschen) Kolonien charakterisieren? War die Ludwigssche Architektur auch durch die Baukultur in Kolonien zumindest teilweise beeinflusst?

Das Atelier Ludwigs wurde 1907 von den beiden Brüdern Heinrich und Leopold Ludwigs in Hagen gegründet.¹ Heinrich Ludwigs gilt als der Techniker der beiden Brüder, über seine Ausbildung liegen keine Angaben vor. Er arbeitete vor der Gründung des Büros Ludwigs in einem Architekturbüro in St. Gallen in der Schweiz, 1907 besuchte ihn dort sein Bruder Leopold nach einer Weltreise. Heinrich, der an schwerem Asthma litt, soll bei diesem Treffen seinen Bruder gebeten haben, mit ihm in ihrer Heimatstadt Hagen ein gemeinsames Architekturbüro zu gründen. Das Büro wurde rasch erfolgreich, denn in den Jahren um 1910 gab es im Ruhrgebiet einen Bauboom und das Büro der Gebrüder Ludwigs erhielt zahlreiche Aufträge.

Leider verschlimmerte sich die Krankheit von Heinrich Ludwigs. Er starb 1916, so dass Leopold Ludwigs ab 1916 das Architekturbüro allein führen musste.

Leopold Ludwigs gilt als der Künstler der beiden Brüder, er absolvierte nach seiner Volksschulzeit eine dreijährige Lehrzeit bei einem Hager Dekorationsmaler und arbeitete danach eine Zeitlang als Kunstmaler. 1902 begann er ein Studium an der Kunstgewerbeschule Düsseldorf, deren Direktor 1903 der Jugendstilarchitekt Peter Behrens wurde und an der in dieser Zeit auch der Jugendstilkünstler Johannes Ludovicus Mathieu Lauweriks als Lehrer tätig war. 1903 besuchte er nachweislich eine Entwurfsklasse von Lauweriks, 1904 eine Architekturklasse von Behrens. 1905 reiste er nach New York und arbeitete dort mit einem Studienfreund als Innenarchitekt. Nach einigen Monaten bekam er eine Lungenentzündung, von seinen Ärzten wurde ihm empfohlen, entweder zurück nach Europa oder in die Tropen zu reisen. Leopold Ludwigs entschied sich, nicht nach Europa zurückzukehren: Er reiste innerhalb von neun Monaten von Amerika nach Afrika sowie Asien und hielt sich insbesondere längere Zeit in Manila auf. Manila hat eine lange wechselvolle koloniale Geschichte: Seit 1571 war die Stadt permanenter Sitz der spanischen Kolonialregierung in Südostasien; aber auch Chinesen, Holländer, Portugiesen und Engländer traten dort nacheinander als Kolonialherren auf; schließlich lösten die US-Amerikaner 1898 die Spanier in Manila endgültig ab.

In Manila lernte Ludwigs auch einen japanischen Studenten kennen, der ihn mit nach Tokio nahm, so dass er auch die japanische (Bau-)Kunst vor Ort unmittelbar sehen und erleben konnte. Insgesamt haben Ludwigs diese Erfahrungen in Südostasien nach eigener Aussage als Architekt sehr geprägt, in seinen späteren Erinnerungen schreibt er: „In meinem späteren Berufsleben habe ich in meinen Arbeiten vielfach Anregungen – Farbe und Form – von ostasiatischer Kunst ausgelöst vor allem in dekorativer Beziehung aufgegriffen.“²

Der Jugendstil war insgesamt durch japanische Kunst geprägt worden. Nachdem Japan Mitte des 19. Jahrhunderts seine über zweihundertjährige Isolationspolitik aufgegeben hatte, reisten zuerst in den 1870er Jahren europäische Kunstsammler und -kritiker nach Japan und es entstand in Europa ein sehr großes

¹ Sämtliche biographische Informationen zu den Brüdern Ludwigs sind entnommen aus: Franz-Josef Mattes: Leopold Ludwigs – Vom Kunstmaler zum Architekten, Hagen 2013.

² Leopold Ludwigs: Mein Berufsleben, unveröffentlichtes Manuskript, Hagen 1941, S. 3, hier zitiert nach Franz Josef Mattes: Leopold Ludwigs – Vom Kunstmaler zum Architekten, Hagen 2013, S. 7.

Interesse an japanischer Kunst. Als es um die Jahrhundertwende zu einem allgemeinen künstlerischen Aufbruch der Jugend in Europa kam, war der Einfluss der japanischen Kunst auf den entstehenden Jugendstil mit seinen dekorativ geschwungenen Linien und Schleifen unverkennbar: Der Jugendstil übernahm speziell von der südostasiatischen Kunst die Ornamentik von Naturmotiven.³ Behrens allerdings, der Lehrer von Leopold Ludwigs, soll dies als bloße „Dekorationsmode“ abgetan haben.⁴ Auch gemäß dem Architekten und Architekturhistoriker Fritz Schumacher ergab die südostasiatische Art, „die Pflanze in ihren Formen zu stilisieren“, im Jugendstil zunächst nur ein „etwas pretiöses Geranke stilisierter Pflanzenformen“, es wäre noch notwendig gewesen, von dieser spielerisch-dekorativen zu einer ernsthaft-architektonischen Haltung zu kommen.⁵ Es wäre darauf angekommen, „daß die Ornamentisierung keineswegs das Wesentliche sei, daß es vor allem nicht ‚aufgeklebt‘ (van de Velde) werden dürfe, sondern sich beim dreidimensio-

nen Objekt organisch aus der Konstruktion entwickeln müsse“ – so der Maler Ahlers-Hestermann, der den Jugendstil um 1900 selbst erlebt hatte, und der im Rückblick feststellt: „Die Gefahr einer dekorativen Verwilderung und abstrusen Eigenbrötelei war damals [um die Jahrhundertwende] groß.“

Hat für Leopold Ludwigs diese Gefahr auch bestanden? Ist sie durch seine Begegnung mit der südostasiatischen Kunst, von der die Ornamentisierungsideen des Jugendstils ja in großem Maße stammten, verringert worden? Also ist die Gefahr einer unreflektierten, substanzlosen Nachahmung südostasiatischer Ornamentierungsmuster – wie sie vielleicht von manchen Künstlern in dieser Zeit betrieben wurde – durch die unmittelbare substanzielle Erfahrung südostasiatischer Kunst vor Ort eventuell verhindert worden? Diese Fragen können im Rahmen dieser kurzen Untersuchung nicht weiter diskutiert werden. Festgestellt werden kann hier aber, dass die Bauten von



Abb. 1: Die Villa des Fabrikanten Vollmerhaus in der Haßleyer Straße 14

3 Stefanie Lieb: Was ist Jugendstil? Eine Analyse der Jugendstilarchitektur 1890-1910, Darmstadt 2000, S. 46f.

4 Jost Hermann: Jugendstil. Ein Forschungsbericht, Stuttgart 1965, S. 49.

5 Fritz Schumacher: Strömungen deutscher Baukunst seit 1880, Leipzig 1935, S. 102ff.

Ludwigs sicher nicht durch „dekorative Verwilderung“ gekennzeichnet sind, sondern – wie alle vorliegenden Bilder der Bauten zeigen – durch eine maßvolle Ornamentierung charakterisiert sind. Weiterhin kann hier anhand vorliegender Bilder zumindest bei zwei Ludwigsschen Bauten vermutet werden, dass ihre Gestaltung offensichtlich durch südostasiatische (Bau-)Kunst beeinflusst sein könnte.

Die Villa von Fabrikant Vollmerhaus in der Haßleyer Straße 14 (Abb. 1) ist ein auffallendes Villen-Bauwerk in Hagen. Insbesondere ist die Gestaltung der heraustretenden Fensterfront im ersten Stock auf der Straßenseite auffällig und in der europäischen Architektur ungewöhnlich. Die Fensterfront ist nicht wie ein klassisches Brüstungs- oder Fenstergesims unter- oder oberhalb der Fenster hervorspringend gestaltet, sie ist auch nicht, wie ein klassischer Risalit, ein auf der ganzen Bauhöhe aus der Wand des Baukörpers hervorspringendes Gebäudeteil. Auch die sechs Rundbogen über den einzelnen Fenstern als Bekrönung oder Verdachung mit den hervortretenden Halbkugeln sind ungewöhnlich. Wesentliche Merkmale der Gestaltung dieser Fensterfront könnten somit durch südostasiatische Baukunst angeregt sein.

Das Gebäude an der Ecke Wehringhauser Straße / Rehstraße in Hagen (Abb. 2) ist im März 2008 aus verkehrstechnischen Gründen abgerissen worden, es musste einer größeren Straßeneinmündung weichen. An der abgerundeten Eckfront befand sich ein Ornament mit zwei symmetrisch links und rechts angeordneten Katzen (Abb. 3). Diese Katzenabbildungen könnten durch die in Südostasien verbreitete Katzensymbolik⁶ angeregt sein: In der südostasiatischen Tradition des Nekogami werden Katzen oft als Geistwesen verehrt; als Manekineko werden (winkende) Katzen bezeichnet, die als Glücksbringer gelten.

Diese skizzenhaften Überlegungen zu möglichen „postkolonialen“ Merkmalen der Architekturentwürfe des Atelier Ludwigs in Hagen müssten noch insgesamt durch systematische architekturhistorische Untersuchungen gezielt vertieft werden.



Abb. 2: Gebäude an der Ecke Wehringhauser Straße / Rehstraße in Hagen, im März 2008 abgerissen

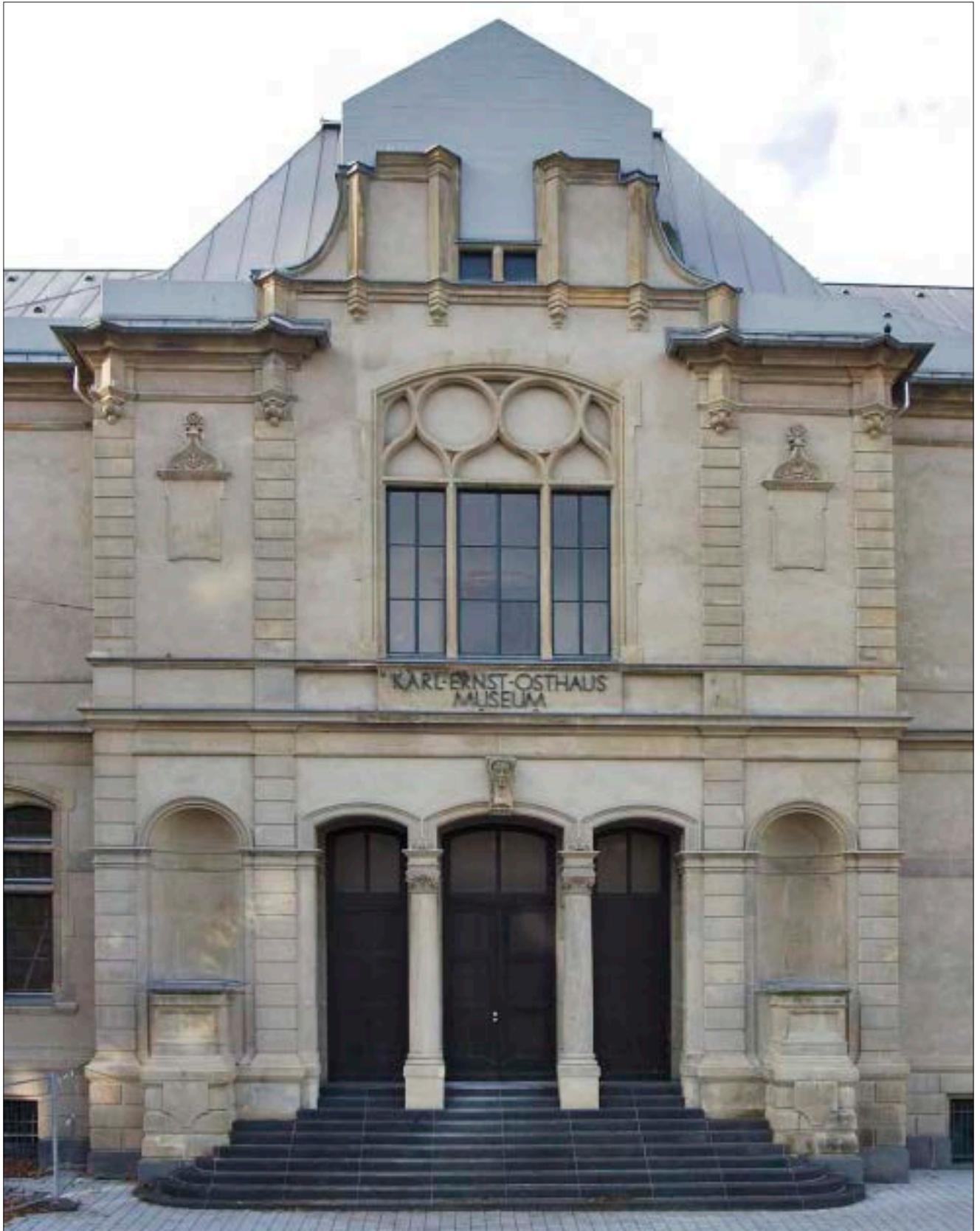


Abb. 3: Katzendarstellung an der abgerundeten Eckfront des Gebäudes

⁶ Friedrich Ahlers-Hestermann: Stilwende. Aufbruch der Jugend um 1900 [1942], Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1981, S. 11, 50.



Weltkunst in Hagen



Karl Ernst Osthaus und das Folkwang-Museum. Ein Wegbereiter zwischen Mythos und Moderne

Nina Lawryniuk

Karl Ernst Osthaus (1874-1921) war Museumsgründer, Stadtplaner, Vordenker, Lehrmeister, Mäzen und vor allem Utopist in seiner Heimatstadt Hagen und darüber hinaus. Seine vielfältigen Projekte und Ambitionen entsprangen einer Idee, die er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, und zwar die Kunst zurück ins Leben der Bürger zu holen,

„diese Kunst, die sich nicht fremd und symbolisierend auf abseitiges Postament stellt, sondern die sich mitten hineinbegibt in die Notwendigkeit des Alltags und die ernste Geduld der Arbeit, die keinen Unterschied mehr machen will zwischen hoher und angewandter Kunst, sondern gerade ihre Aufgabe darin sieht, den Alltag zu stützen.“¹

Der erste Mosaikstein war die Gründung des Folkwang-Museums im Jahr 1902 mit der umfangreichen Sammlung, die zu der damaligen Zeit ihresgleichen suchte. Regelmäßige Ausstellungen sollten das Kunstverständnis der Hagener Bürger fördern. Da Osthaus auch über Hagen hinaus kunstpädagogisch wirken wollte, gründete er 1912 das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, um Wanderausstellungen zu initiieren, die deutsches Kunstgewerbe bis nach Amerika brachten. Außerdem war er Vorstandsmitglied beim einflussreichen Deutschen Werkbund und Mitglied in vielen weiteren künstlerischen Zusammenschlüssen.

Es entstanden Werkstätten wie etwa die Hagener Silberschmiede. Die Künstler, die er mit seinen Aktivitäten nach Hagen und Umgebung holte, wirkten im Stadtbild, wie z.B. das Glasfenster von Jan Thorn Prikker im Hagener Hauptbahnhof, das Turbinenhaus von Bruno Taut in Wetter und die Villen der Künstlerarchitekten Henry van de Velde und Johannes Lauweriks in Hagen zeigen.

Osthaus plante Arbeiter- und Villenkolonien sowie die Künstlerkolonie Gartenstadt Hohenhagen am nördlichen Stirnband, mit dem Hohenhof, den er selbst bewohnte. Außerdem gründete er die Hagener Verlagsanstalt für Kunst und Kunstgeschichte. Se-

minare und Vorträge sowie die Planung einer Folkwang-Schule sollten in allen Lebensbereichen für eine ganzheitliche Durchdringung des Alltags mit einer neuen Formensprache sorgen. Früh erkannte er das Potential von Walter Gropius, dem späteren Gründer des Bauhauses in Weimar: „Wenn es gelungen sein wird, die tägliche Umgebung in Stadt, Garten und Haus durch diejenigen, welche sie schaffen, wohlätig zu beeinflussen, wird viel für die Erziehung des Gemüts bei allen gewonnen sein.“²

Gerade eine so wirkmächtige Persönlichkeit wie Dr. Karl Ernst Osthaus kann nicht ohne ihre Einbindung in Gesellschaftsstrukturen und das politische Zeitgeschehen gedacht werden, das Ende des 19. Jahrhunderts von einem Kampf um die wirtschaftliche Vormacht der sogenannten „zivilisierten Mächte“ geprägt war. Auch wenn Osthaus bemüht war, diesem reinen Gewinnstreben einen ästhetischen Kontrapunkt entgegenzusetzen, war er trotzdem ein Teil der Gesellschaftsschicht, deren Handlungen von einem starken Dominanz- und Herrschaftsverhalten geprägt waren. Sein Wirken als Mäzen und künstlerischer Reformator soll in diesem Beitrag besonders hinsichtlich des Erwerbs und Umgangs mit ethnographischen Objekten aus den damaligen deutschen Kolonien hinterfragt werden, die ein Aspekt der vielen Machtasymmetrien waren. Welche Intention stand hinter der erstmaligen Präsentation ethnographischer Objekte in einem Kunstmuseum, welche Funktion erfüllten sie und wie passte ihre Geschichte in sein zukunftsweisendes Stilkonzept?

Entwicklung einer Lebensidee

Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Hagen zu einem schnell wachsenden Industriestandort. Die Stadt wird von Chronisten als „gesichtslos“ beschrieben, sie erschien eng, hässlich und funktional: „Trübes Arbeitsmüssen im ummauerten Bezirk, eingeteilt, unentrinnbar ..., der Kohlenruss läßt den

1 Walter Erben: Karl Ernst Osthaus, Lebensweg und Gedankengut, in: Herta Hesse-Frielinghaus u.a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 15-96, hier S. 67.

2 Karl Ernst Osthaus: Reden und Schriften. Folkwang – Werkbund – Arbeitsrat, hg. von Rainer Stamm, Köln 2002, S. 41.

Waldgeruch nicht in die Stadt dringen.“³ Der Begründer des Folkwang-Museums, Karl Ernst Osthaus, wurde am 15. April 1874 geboren. Sein Vater, Ernst Osthaus, war eine der Persönlichkeiten, die die Chancen der wirtschaftlichen Revolution erkannt und genutzt haben, als erfolgreicher Unternehmer und Bankier. Durch seine Heirat mit der Tochter des Großindustriellen Wilhelm Funcke war er mit den einflussreichsten Familien der Stadt, wie den Harkorts und den Springmanns, eng verbunden. Sie gründeten Unternehmen, bauten die Infrastruktur aus, richteten Arbeiterkolonien sowie Armen- und Pflegehäuser ein und bekleideten politische Ämter von der Stadtverwaltung bis zum Deutschen Reichstag.

Der Historiker Werner Sombart konstatierte allerdings einen damit einhergehenden „Mangel an Ästhetizismus“, der diesem Gewinnstreben gegenüberstand.⁴ Karl Ernst Osthaus formulierte dieses Dilemma später so: „Nirgends wären Museen notwendiger als in den immer gewaltiger anwachsenden Industriestädten, und doch sind sie nirgends seltener. Die Folge ist [...] eine geistige Verflachung [...], die gerade angesichts der in ihnen aufgespeicherten Finanzkraft verhängnisvoll für unser nationales Leben werden kann.“⁵

Obwohl Karl Ernst Osthaus seine kaufmännische Ausbildung nach kurzer Zeit abbrach, erhielt er die Erlaubnis ein Universitätsstudium aufzunehmen und entschied sich für Ästhetik, Philosophie und Literatur. Besonders die Vorlesungen zur Ästhetik beeindruckten ihn, mit ersten Erkenntnissen zur engen Verknüpfung von Kunst und Leben. Osthaus schrieb schon als Student seiner Großmutter, dass er Professor der Ästhetik werden möchte. Er veröffentlichte Gedichte und ein Theaterstück, auf der Suche nach einer Aufgabe im Dienst der „ästhetischen Bildung“ der Gesellschaft. Seine Studienzeit ist noch stark von einer nationalistischen Grundhaltung geprägt. Er beklagte sich über die geringe Anzahl an „vaterländischen Schöpfungen“ in den Museen und zu viele „Judengesichter“.⁶

Eventuell machte sich hier der Einfluss von Personen aus dem Umfeld von Osthaus, wie Ludwig Schemann, bemerkbar, mit

dem die Familie Funcke verwandt war. Der völkische Schriftsteller verfasste die deutsche Übersetzung des „Rassenwerkes“ des Grafen Arthur de Gobineau von der „geistigen und biologischen Vorherrschaft der norddeutschen Rasse“.⁷ Besonders in seiner Studienzeit in Wien engagierte sich Osthaus politisch und propagierte seine Vorstellung von einem vereinigten Alldeutschland. In Straßburg trat er dem „Verein deutscher Studenten“ bei, der zum „Kyffhäuserverband“ gehörte, welcher wiederum mit dem „Alldeutschen Verband“ verbunden war. „Diese Vereinigungen sind aus antisemitischen Bewegungen hervorgegangen, wie sie sich nach 1875 in fast allen europäischen Staaten bilden.“⁸

Fokussierung und Museumsgründung

Die Reisen, die Karl Ernst Osthaus unternahm, u.a. nach Ungarn, Rumänien, Griechenland, Kleinasien, Syrien und Ägypten, erweiterten seinen Horizont und weckten zunehmend sein künstlerisches Interesse, besonders an Kunsthandwerk aus dem Orient.

In Tunis begeisterte ihn islamisches Kunstgewerbe, „an dem ihn sowohl die Spuren des Nachlebens der Antike als auch die Kraft einer authentischen Ornamentik faszinierten.“⁹ Objekte aus dem Vorderen Orient beeindruckten ihn derart, dass er zeitweise über die Gründung eines islamischen Museums nachdachte, wie auch über die Einrichtung einer deutschen Universität in Konstantinopel, mit dem Ansinnen, den deutschen Einfluss dort zu intensivieren und die Sammlertätigkeiten zu vereinfachen.¹⁰

Auf Osthaus' Reisen wurde also der Grundstock für die Sammlungen gelegt, die schon aufgrund der wachsenden Anzahl an Objekten einen Museumsbau bald erforderlich machten. Er erwarb z.B. „altchinesische Bronzen, japanische Masken, chinesische Porzellane, [...] javanische Batiken und Marionetten, [...] Möbel der Renaissance [...] neben Werken von Rodin, Gauguin, [...] Anselm Feuerbach, Böcklin, Rohlf.“¹¹

3 Erben: Karl Ernst Osthaus, S. 15.

4 Ebd., S. 18.

5 Osthaus: Reden und Schriften, S. 40.

6 Erben: Karl Ernst Osthaus, S. 27, 31.

7 Ebd., S. 18.

8 Ebd., S. 31.

9 Rainer Stamm: Weltkunst und Moderne, in: Hartwig Fischer/Uwe M. Schneede (Hg.): „Das schönste Museum der Welt“. Essays zur Geschichte des Museums Folkwang bis 1933, Göttingen 2010, S. 27-46, hier S. 39.

10 Herta Hesse-Frielinghaus: Folkwang 1. Teil, in: Herta Hesse-Frielinghaus u.a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 119-225, hier S. 121.

11 Stamm: Weltkunst und Moderne, S. 41.

Bald erhielt er wegweisende Unterstützung durch Henry van de Velde, einem „der Hauptvertreter der Stilwende um 1900.“¹²

Ein flammender Aufsatz von Julius Meyer-Graefe, Herausgeber der Zeitschrift „Dekorative Kunst“, über den flämischen Maler und Architekten war für Osthaus im Jahre 1899 ein Meilenstein. Van de Velde erschuf Gebäude und Objekte im Sinne einer Stilentwicklung und modernen Formensprache, wie sie Osthaus immer vorschwebten.

Durch ihn erweiterte Osthaus sein Netzwerk von im Ausland lebenden Agenten, Privatpersonen und Händlern, wozu auch Freunde aus dem Alldeutschen Verband gehörten, die ihm beim Ausbau der kunstgewerblichen Sammlung gern behilf-

lich waren. Osthaus' Großeltern mütterlicherseits hinterließen ihm 1896 eine beträchtliche Erbschaft, die ihm den finanziellen Freiraum für seine Projekte verschaffte.

Das Folkwang-Museum, das die Abteilungen moderne Kunst, historisches Kunstgewerbe und naturwissenschaftliche Objekte umfasste, wurde am 9. Juli 1902 eröffnet (Abb. 1). Der Name „Folkwang“ entstammt der nordischen Mythologie.¹³ Die Verwendung von Namen und Begriffen aus der Mythologie festigte im 19. Jahrhundert die Vorstellung einer gemeinsamen „germanischen“ Identität, als Gegenentwurf zum Fremden: „Mythen schaffen immer den Gegensatz zwischen ‚gut‘ (‚eigen/selbst‘) und ‚böse‘ (‚die anderen‘).“¹⁴



Abb. 1: Das Folkwang Museum in Hagen, Postkarte um 1910

¹² Osthaus: Reden und Schriften, S. 9.

¹³ Rudolf Simek: Lexikon der germanischen Mythologie. Stuttgart 1996, S. 103: „Fólkvangr altnord. Feld des Volkes, Feld des Heeres? Die Göttin Freya wählt die Hälfte der Gefallenen für Walhall und Odin die andere Hälfte“.

¹⁴ Heidi Hein-Kircher: Überlegungen zu einer Typologisierung von politischen Mythen aus historiographischer Sicht – ein Versuch, in: dies. / Hans Henning Hahn (Hg.): Politische Mythen im 19. und 20. Jahrhundert in Mittel- und Osteuropa, Marburg 2006, S. 407-424, hier S. 421.

Der Weg ethnographischer Objekte in die Sammlung des Folkwang-Museums

„The gentleman who first exhibited Negro objects in an art museum, was Osthaus in Hagen, Germany and the date was 1912“¹⁵, wusste Joseph Brummer, einer der angesehensten Händler für Antiquitäten und mittelalterliche Kunst, aus New York zu berichten.

Womit Osthaus den Händlern sicherlich auch einen weiteren Markt öffnete, denn sein neues Ausstellungskonzept machte Schule. 1913 folgten Ausstellungen in Berlin, Dresden und Wien mit dem Titel „Picasso – Negerplastik“.

Durch den Kontakt zu dem damals größten Umschlagplatz für ethnographische Objekte aus aller Welt, dem Museum und völkerkundlichen Institut J. F. G. Umlauff in Hamburg, erhielt Osthaus die Möglichkeit 11 Objekte (u.a. hölzerne Orakelbretter) aus einer Forschungsexpedition des Afrikanisten Leo Frobenius zu erwerben, die dieser in Modeke, Nigeria, ausgegraben hatte und mit denen eine der ersten Ausstellungen, der afrikanischen Kunst gewidmet, im Folkwang-Museum präsentiert wurde. Leo Frobenius galt als einer der wenigen Gelehrten der damaligen Zeit, die afrikanische Kunst auch als solche betrachteten – der europäischen Kunst gleichwertig.¹⁶

Der allgemeine Tenor der Ausstellungsankündigungen und Besprechungen kann als romantisierend, verklärt beschrieben werden. Die Ausstellungen waren dazu angetan, die „Empfindungen des modernen Menschen im Urgefühl versunkener Zeiten zu spiegeln.“¹⁷ Dem angestaubten Einerlei der konservativen Salons wollte man den „primitivistischen Urknall“ entgegenzusetzen. Der Kontext der Objekte wurde in den Ausstellungen größtenteils ausgeblendet.

Die moderne Kunst sollte ihre Überlegenheit erfahrbar machen, indem man sie dem „dämonischen“ Werk afrikanischer Kultur gegenüberstellte. Die Weltkunst wurde reduziert auf die Funktion, „die Vielfältigkeit der Erde zu einer Einheit im seelischen

Erlebnis“, zu transformieren, um die „Überreste verstorbener Kulturen fruchtbar“ und die „künstlerisch wertvollen Werke unserer Tage Suchenden zugänglich“ zu machen.¹⁸ Ethnographische Objekte waren zu geschichtslosen Stilmitteln eines neuen, aufregenden Ausstellungsprinzips avanciert.

Zu den „verstorbenen Kulturen“ zählten anscheinend auch die „Urvölker“ der Kolonien bereits, an deren kulturellem Ausverkauf man sich zumeist unreflektiert beteiligte.

In der Tradition expeditionsbegleitender Künstler konnte Emil Nolde 1913 mit seiner Frau Ada an einer Deutsch-Neuguinea-Expedition teilnehmen. In Kyoto trafen sie auf Karl With, den damaligen Assistenten von Osthaus, der in dessen Auftrag Ankäufe für das Folkwang-Museum tätigte.

Kurze Zeit später verfasste Nolde, nach seinen Eindrücken von der Insel Neu-Mecklenburg,¹⁹ eine Beschwerde an das Reichskolonialamt, mit der Forderung nach Schutzmaßnahmen gegen den ungehinderten Raubhandel mit Kunsterzeugnissen der Einheimischen. Weitere mögliche Unterstützer, wie Karl Ernst Osthaus, erhielten eine Abschrift. Man kann eine Art Wettbewerb um die letzten Zeugnisse der sogenannten „primitiven Kunst“ oder „Urkunst“ unterstellen, die Nolde in seiner Beschwerde aufgriff, da er fürchtete seinem Vaterland gingen diese Kunstgegenstände verloren: „Wir leben in einer Zeit, wo die ganzen Urzustände und Urvölker zugrunde gehen, alles wird entdeckt und europäisiert.“²⁰

Die Reisebeobachtungen von Ada und Emil Nolde waren geprägt von Stereotypen und Vorurteilen. Die Einheimischen wurden als wild und gefährlich, aber zugleich als so „herrliches Material“²¹ bezeichnet: „Man muss sie schnell fangen dann, denn nach ein – zwei Tagen sind sie schon zivilisiert.“²² Diese Opposition von wild/zivilisiert entlarvt die vorgefasste Haltung der Reisenden, die die „Wilden“, ohne in direkten Kontakt mit ihnen und ihrer Lebenswelt zu treten, in ihre in der Heimat geprägte Weltsicht einordneten.

15 Joseph Brummer, zitiert nach Stamm: Weltkunst und Moderne, S. 30.

16 Klaus Volprecht: Folkwang 2. Teil – Die Sammlung außereuropäischer Kunst, in: Herta Hesse-Frielinghaus u.a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 245-255, hier S. 252.

17 Ernst Gosebruch, zitiert nach Stamm: Weltkunst und Moderne, S. 44.

18 Gertrud Osthaus, zitiert nach Stamm: Weltkunst und Moderne, S. 34.

19 Heute Neuirland, von 1899 bis 1918 Teil des kaiserlich-deutschen Schutzgebiets Deutsch-Neuguinea

20 Emil Nolde, zitiert nach Aya Soika: „Ein wahrer Atlas der schwarzen Rasse in unseren Kolonien“. Emil Noldes Neuguinea-Aquarelle im kolonialen Kontext, in: Marco L. Petersen (Hg.): Sønderjylland-Schleswig kolonial. Kolonialismens kulturelle arv i regionen mellem Kongeåen og Ejderen / Das kulturelle Erbe des Kolonialismus in der Region zwischen Eider und Königsau, Odense 2018, S. 277-304, hier S. 286.

21 Soika: Ein wahrer Atlas, S. 281.

22 Ada Nolde, zitiert nach Soika: Ein wahrer Atlas, S. 281.

Dass Nolde in seinen Südsee-Aquarellen den „gängigen kolonialen Blickwinkel bediente“²³, dürfte den späteren Ankauf durch das Reichskolonialamt begünstigt haben. Er betrachtete die Urvölker als künstlerisches Material bzw. Motiv, in dieser Funktion waren es „herrliche prächtige Menschen“, obwohl neben ihm stets der „gespannte Revolver“ lag, wenn er sie porträtierte.²⁴

Noldes Südsee-Sammlung ging auf der Rückreise verloren, aber Ada Nolde konnte den gebürtigen Hagener Franz Wiesner, der als Polizeimeister in Deutsch-Neuguinea tätig war, davon überzeugen, seine bedeutende Sammlung dem Folkwang-Museum „seiner Vaterstadt“ zu schenken, damit zumindest diese Stücke Deutschland erhalten blieben. Erwähnt werden „zwei Ahnenfiguren im Malangan-Stil aus dem nördlichen Teil Neu-Mecklenburgs und drei Uli-Figuren, Darstellungen bisexueller, urzeitlicher Schöpfungswesen aus dem Zentral-Gebiet der Insel.“²⁵ Die Figuren sind aus Holz geschnitzt und bemalt, mit Kittmasse wurden pflanzliche Fasern an ihnen befestigt (Abb. 2).



Abb. 2: Malangan-Figur, geschnitzt Anfang des 20. Jahrhunderts. Dies ist eine der Statuen aus Neuguinea, die Wiesner Osthaus zukommen ließ, heute im Museum Folkwang in Essen, © Museum Folkwang, Jens Nober

Ein kurzer Briefwechsel aus dem Jahre 1916 zwischen Karl Ernst Osthaus und Leutnant Franz Wiesner belegt, dass dieser ihm seine Südsee-Sammlung überlassen hatte. Am 16. September 1916 schrieb Wiesner aus dem westfälischen Metelen (Abb. 3):

„Sehr geehrter Herr Osthaus!

Während meiner Frontdienstzeit lernte ich den Ethnologen Dr. Lau, der als Batls. [d. h. Bataillons]-Arzt in meinem Regt. [Regiment] stand, kennen. Herrn Lau, mit dem ich manches Mal dem Tod in's Auge schaute, versprach ich, da ich nach Beendigung des Krieges in jedem Falle wieder nach Neu Guinea gehe, für sein Museum Südsee-Ethnologika. Da sich Herr Lau während meiner Verwundung – Kopfschuss, linkes Auge zerstört – so sehr um mich bemühte, möchte ich ihm durch Übersendung von einigen Südsee-Sachen gern eine Freude machen. Leider besitze ich nur noch einige Speere. Frage deshalb ganz ergebenst an, ob Sie mir das eine oder andere Stück, das für Ihr Museum keinen rechten Wert hat, zu diesem Zweck zur Verfügung stellen wollen.

Ich würde nach Beendigung des Krieges, falls Sie es wünschen, gern für Ersatz sorgen, vielleicht auch in Form von Siam-Bronze-Stücken oder ähnlichem. Doch darüber würde ich vor der Abreise um Instruktion bitten.

Nach Empfang einer Mitteilung würde ich dann zur mündlichen Besprechung nach dort kommen.

In der Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte erfüllen können, bin ich

Ihr sehr ergebener Wiesner

*Leutnant I[nfanterie] R[egiment] 118
z. Zt. Metelen Kr[ei]s Steinfurt
Villa Flöre“²⁶*

23 Soika: Ein wahrer Atlas, S. 283.

24 Emil Nolde, zitiert nach Soika: Ein wahrer Atlas, S. 289.

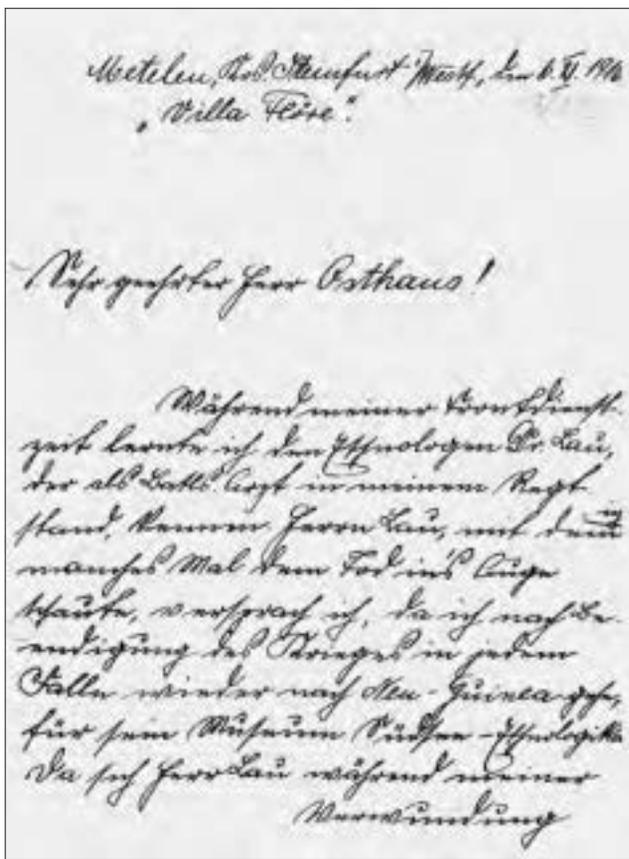
25 Volprecht: Folkwang 2. Teil, S. 252.

26 Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Wiesner an Osthaus, 16.09.1916, Dok. 1.

Am 17. November 1916 antwortete Osthaus, der zeitweise selbst im Feld stand:

„Sehr betrübt es mich zu hören, dass Sie Ihre kriegerische Laufbahn mit einer schweren Verletzung beschliessen mussten. Ihre überseeischen Pläne zeigen aber, dass der schwere Verlust des einen Auges Ihre Tatkraft nicht gebrochen hat. Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Sie sich Ihren grosszügigen Projekten bald in vollem Masse wieder widmen können.

Ihren Wunsch, dem um Ihre Rettung so verdienten Freunde ein Andenken zu übersenden, verstehe ich vollkommen, und wenn ich auch Ihren wertvollen Gaben nicht den Schimpf antun kann, sie überflüssig oder entbehrlich zu finden, so steht Ihnen doch selbstverständlich für diesen Zweck alles zur Verfügung, was Sie haben wollen.“²⁷



Hotel am Hauptbahnhof, Frankfurt/Main, den 6.11.1916
„Villa Feise“

Herrn Grafen von Osthaus!

Während meines Kriegsdienstes habe ich mich in der ethnologischen Abteilung der 1. Armee beschäftigt. Ich habe dabei eine grosse Anzahl von Gegenständen gesammelt, die ich nun in meine Sammlung aufnehmen möchte. Ich bitte Sie, mir diese Gegenstände in der nächsten Zeit zu übersenden. Ich werde Ihnen dafür meine herzlichsten Dankesworte aussprechen.

Sehr geehrter Herr Graf!

Mit freundlichen Grüßen
Franz Wiesner

Abb. 3: Beginn eines Schreibens von Franz Wiesner an Karl Ernst Osthaus vom 6.11.1916

Somit erlaubt dieser Fund im Karl Ernst Osthaus-Archiv in Hagen, über den Erwerb und den weiteren Verbleib von Sammlungsgegenständen zumindest grundlegende Aussagen zu treffen – Fragen, die bei der Provenienzforschung zentral sind.

Die zivilisierte künstlerische Moderne und ihre primitiven Wurzeln

Karl Ernst Osthaus betrachtete diese Objekte als Teil einer Weltkultur, aber im Sinne einer Kontinuität, die die Kunstäußerungen von den „primitiven Urvölkern“ zu denen der „zivilisierten Übermenschen“ geführt hat. Von einer Betrachtung auf Augenhöhe, einer Gleichwertigkeit der Objekte, wie sie Leo Frobenius auffasste, konnte hier nicht die Rede sein. Überhaupt weist Osthaus' umfangreiche Dokumentation wenig Beschäftigung mit den fremden Kulturen auf, die er so umfangreich in seinem Museum präsentierte. Trotz seines großen Reformwillens konnte Osthaus sich nicht aus dem vorherrschenden „Mythos des Germanenkults“ befreien. Um auf den eingangs genannten Historiker zurückzukommen, mangelte es der Gründerzeit anscheinend nicht nur an Ästhetizismus, sondern letzten Endes auch an einer realistischen Geschichtsschreibung. Aus heutiger Sicht sollte diese Erkenntnis zu einem neuen Blick auf die ethnographischen Bestände der Museen führen, um ihnen 200 Jahre später endlich einen gleichwertigen Platz, unter Beachtung und Würdigung ihrer jeweils eigenen Geschichte, zu verschaffen. Das Folkwang-Museum, das 1922 von Osthaus' Witwe Gertrud nach Essen verkauft wurde, war mit Karl Ernst Osthaus Vorreiter und Wegbereiter der künstlerischen Moderne. An diese Tradition anknüpfend, kann man auch in Sachen Provenienzforschung zukunftsweisend und vorbildhaft agieren: „Jedes einzelne Exponat steht also für eine Menge Fragen, deren Beantwortung tieferegehende Forschung erfordert.“²⁸

27 Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Osthaus an Wiesner, 17.11.1916, Dok. 3.

28 Museum Folkwang: Museum Folkwang. Archäologie, Weltkunst, Kunstgewerbe. Online verfügbar unter www.museum-folkwang.de/de/ueber-uns/sammlung/archaeologie-weltkunstkunstgewerbe/weltweit-sammeln/einleitung-lang.html, [08.01.2019].

Der Folkwang-Verlag von Karl Ernst Osthaus als Fenster zur Welt

Ute Kemmerling

Das Osthaus Museum ist sicherlich jedem Bürger in Hagen und dem Ruhrgebiet bekannt. Im Juli 1902 wurde das private Museum des Sammlers und Mäzens Karl Ernst Osthaus eröffnet. Karl Ernst Osthaus, der unter anderem Literatur, Kunstgeschichte, Philosophie und Naturwissenschaften studiert hatte, erfüllte sich mit dem Museum einen langjährigen Wunsch. Eine ‚Volksbildungsstätte‘ – als Leitmotiv für die Erbauung des Museums – stellte für Osthaus die Motivation dar. Er wollte mit ihr die Bevölkerung an die Schönheit heranführen und aus dem grauen Alltag leiten. Osthaus gibt dem Museum den Namen „Folkwang“ – ein Name aus der nordischen Mythologie. Das Wort bezeichnet den Palast der Göttin Freya in Walhall. Freya symbolisiert das Schaffen in Natur und Kunst, das Schaffen in Schönheit. So wählte Osthaus einen repräsentativen Namen für sein neues Museum aus, welches sich insbesondere der Ästhetik und der Ausstellung von Erzeugnissen in Kunst und Wissenschaft widmen sollte.¹

Der bekannte belgische Werkkünstler Henry van de Velde hatte den Innenausbau des Museums im ‚Style Nouveau‘ übernommen. Im Untergeschoss des Gebäudes war die naturkundliche Sammlung mit 45.000 Käfern und 7000 Schmetterlingen untergebracht, das Erdgeschoss war dem europäischen und außereuropäischen Kunstgewerbe aus fast allen kunsthistorischen Epochen vorbehalten. Im Obergeschoss fanden sich neben den Meisterwerken auch zeitgenössische Bilder und Plastiken aus unterschiedlichen Kulturen. So symbolisierte diese gemischte Sammlung von Glanzstücken aus Natur und Kunst verschiedener Regionen und Epochen sehr deutlich den Gedanken von Osthaus, einen kulturellen Beitrag für die gesamte Öffentlichkeit zu leisten.² Mit vielfältigen Wechselausstellungen und Vortragsveranstaltungen im eigens dafür geschaffenen Vortragsaal von dem Architekten und Designer Peter Behrens wollte Karl Ernst Osthaus die Bevölkerung neben der modernen Kunst auch für die Architektur gewinnen.

Dass Osthaus neben dem bekannten Museum weitere Institutionen gründete – unter anderem einen Verlag – ist weniger bekannt. Mit der Gründung einer eigenen Verlagsabteilung versprach sich Osthaus eine Erweiterung seines Konzeptes. Die Vermittlungstätigkeit des Museums sollte durch gezielte Publikationen die eigenen Überzeugungen darstellen und unterstützen und einem interessierten Publikum die unterschiedlichen Kulturen der Welt unter Einbeziehung der Fotografie vermitteln (Abb. 1).



Abb. 1: Karl Ernst Osthaus.

¹ Vgl. Herta Hesse-Frielinghaus: Folkwang 1. Teil, in: dies. u. a.: Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 119–244, hier S. 121. Hinsichtlich der Namensgebung „Folkwang“ reihet sich die Namensgebung für das Museum ein in eine Reihe von Institutionen, die ebenfalls Namen aus der nordischen Mythologie gebrauchen, wenn ein hoher Grad germanischer Kultur charakterisiert werden soll. Vgl. ebd., S. 130; Rainer Stamm: Der Folkwang-Verlag – Auf dem Weg zu einem imaginären Museum, Frankfurt a. M. 1999, S. 13.

² Vgl. Rainer Stamm: Kein Museum, das dasteht und wartet. Der Hagener Folkwang-Impuls im Kontext der Sammlungs- und Vermittlungsgeschichte in: Peter Brandt/Beate Hobein (Hg.): 1746/1996 Beiträge zur Geschichte der Stadt Hagen, Essen 1996, S. 238–251, hier S. 241f.

Bereits zwei Jahre nach der Eröffnung des Museums erschien 1904 mit der Radierungsmappe „Alte Bauten der Stadt Hagen i. W. und ihrer näheren Umgebung“ des Malers und Radierers Heinrich Reifferscheid (1872–1945) eine eigene Publikation des Museums. Im Jahre 1909 begann Karl Ernst Osthaus mit Unterstützung des Deutschen Werkbundes ein zweites Museumsprojekt. Das „Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe“, das als Wandermuseum ästhetisch vorbildliche Gewerbeproduktionen ausstellen, anregen und fördern sollte, ergänzte das Anliegen von Karl Ernst Osthaus, die Ästhetik verschiedener Erzeugnisse sowie die Kunst der Bevölkerung gezielt zu vermitteln. Mit dieser Konzeption eines Ausstellungsinstituts, das die Exponate lediglich zusammenstellte, jedoch nicht an einen konkreten Ort gebunden sein sollte, beschritt Osthaus neue Wege im Rahmen musealer Ausstellungen.

Um die Wirkung der Ausstellungen zu potenzieren, waren dem Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe weitere Institutionen angegliedert. So sollten mit der Angliederung einer Verlagszentrale Kataloge und Flugschriften für die Wanderausstellungen produziert und überdies der intendierte Vermittlungsanspruch erweitert werden. Dadurch, dass allein die Hälfte der Wanderausstellungen des Deutschen Museums thematisch auf Druck und Reklame ausgerichtet waren, wurden ab 1910 die Pläne einer eigenen Verlagsabteilung in Verbindung mit den beiden Hagener Museen konkret. Im Unterschied zur Edition der ersten Publikation des Radierers Heinrich Reifferscheid setzte Osthaus diesmal auf den erfahrenen Verleger Eugen Diederichs (1867–1930). Osthaus wie Diederichs gehörten zu den Gründervätern des Deutschen Werkbundes und engagierten sich zudem im Ausschuss des Bundes für das neue Theater.³

Jedes Jahr sollten eine Reihe von Publikationen herausgegeben werden, wie etwa die Veröffentlichung eines Leitfadens für kaufmännische Reklame und als Ergänzung etwa 15 bis 20 Flugschriften über Künstler, die im kaufmännisch-graphischen Gebiet gearbeitet hatten. Die Publikationen sollten in einer Auflage von 5.000 bis 10.000 Exemplaren erscheinen. Zwar brachte Diederichs in der Folge die Jahrbücher des Deutschen Werkbundes heraus, doch die Bemühungen um eine Kooperation mit dem Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe verliefen im Sande.⁴ Trotz gescheiterter Kooperationsversuche hatte der neue Geschäftsführer des Deutschen Museums für

Kunst in Handel und Gewerbe, Fritz Meyer-Schönbrunn, seit 1911 begonnen, aus eigener Kraft eine Monographienreihe mit einer Auflagenhöhe von 3.000 Exemplaren herauszugeben, die von der Dortmunder Druckerei Ruhfus hergestellt wurde. Die sieben Künstler, denen die erschienenen Bände gewidmet waren, entwarfen die jeweils verwendeten Schrifttypen selbst und zählen aus heutiger Sicht zu den modernsten und konsequentesten Buch- und Werbegestaltern ihrer Zeit.⁵ Die Absatzzahlen der publizierten Bände blieben zunächst enttäuschend, erst in späteren Jahren trafen verstärkt Bestellungen aus Bibliotheken und Museen aus aller Welt ein.

Vor dem Ersten Weltkrieg machte Karl Ernst Osthaus Bekanntschaft mit Karl With (1891–1980), der zunächst in Freiburg und München Kunstgeschichte studiert hatte und sich dem Kreis der Neuen Künstlervereinigung anschloss. Bereits 1911 nutzte With die Semesterferien, um ein Volontariat im Hagener Museum zu absolvieren. Mit Osthaus teilte With neben dem Interesse an der Kunst der Avantgarde in Europa auch dasjenige an den exotischen Werken ferner Länder. 1912 setzt With sein Studium an der Wiener Universität bei dem Kunstwissenschaftler Josef Strzygowski unter anderem zu asiatischer Kunst fort.

Strzygowskis kunstwissenschaftlicher Ansatz, der eine eurozentrische Kunstauffassung ablehnte und dafür plädierte, die Kunst aller Weltgegenden und Epochen in die Kunstgeschichte mit einzubeziehen, war in den 1920er Jahren neu und in der Fachwelt umstritten. Durch das Studium bei Strzygowski wurden jedoch die ersten Spezialisten der asiatischen und fernöstlichen Kunst ausgebildet, zu denen auch Karl With gehörte. 1913/14 brach With im Auftrag von Strzygowski und Osthaus zu einer Forschungsreise nach Japan, China, Java und Bali auf. With bringt nicht nur Exponate für das Museum Folkwang mit, sondern auch Material für seine Dissertationsschrift zu „Buddhistische[r] Plastik in Japan“.⁶ Osthaus interessierte sich sehr für die asiatische Kunst und sein Verständnis reichte dabei deutlich über den romantischen Exotismus hinaus. Er veranstaltete Sonderausstellungen mit Kunst und Kunstgewerbe aus Japan, Persien, Bali, Java und Afrika, welche die interkulturellen Form- und Gestaltungszusammenhänge sichtbar machen sollten. So finden sich Südseeplastiken neben Gemälden von Emil Nolde und Lasar Segull wieder, die auf die Einflüsse von sogenannter ‚primitiver‘ Kunst auf Künstler und Werke der klassischen Moderne aufmerksam machen sollen (Abb. 2).⁷

3 Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 25f.

4 Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 27; Klaus Volprecht: Folkwang 2. Teil – Die Sammlung außereuropäischer Kunst in: Herta Hesse-Frielinghaus u. a.: Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 197, S. 245–342, hier S. 278.

5 Zu diesen Künstlern gehören beispielsweise Fritz Helmuth Ehmcke, Julius Klinger und Peter Behrens. Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 29.

6 Vgl. Rainer Stamm: Ein außergewöhnlicher Kunstgelehrter. Erinnerung an Karl Witt, in: Weltkunst 68, Nr. 12 (1998), S. 2312–2314, hier S. 2312.

7 Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 244f.



Abb. 2: „Exoten und Expressionisten“, Ausstellungsraum im Folkwang-Museum (1921).

Durch die Kriegseinwirkungen ab 1914 erlahmte die Arbeit des Museums zunehmend und die Herausgebertätigkeit von Karl Ernst Osthaus kaum erneut zum Erliegen. Dennoch hielt Osthaus an seiner Zielsetzung fest, einen soliden Verlag mit einem fachmännisch organisierten Vertriebsweg für die Verlagszeugnisse zu etablieren.

1916 bemühte sich Osthaus intensiv, den Verlagsbuchhändler Rudolf Leonhard Hammon aus Königstein im Taunus als neuen Geschäftsführer und Herausgeber zu gewinnen. Er gründete nun die Hagener Verlagsanstalt für Kunst und Kunstgeschichte GmbH. Eine Photographien- und Diapositivzentrale wurde zu einem festen Bestandteil des Verlags. Osthaus und der neue Geschäftsführer der Hagener Verlagsanstalt Hammon entschieden sich für drei ehrgeizige Buchreihen: eine Reihe zu Barockmeistern sowie eine Monographienreihe „Die neue Baukunst“. Die dritte Buchreihe war den deutschen Kathedralbauten zugeordnet. Doch obwohl bereits Absprachen zu allen genannten Werken getroffen worden waren, realisierten sich die Pläne nicht.⁸

Nach Kriegsende kehrte Karl With nach Hagen zurück und wurde von Osthaus zum künstlerischen Leiter des Museums Folkwang berufen. With fühlt sich gleichermaßen der künstlerischen Avantgarde und der Vermittlung von Weltkultur verpflichtet. Im Folkwang-Verlag eröffnet er 1920 die Schriftenreihe „Geist, Kunst und Leben Asiens“, in der er die Kunst und Kultur des Kontinents präsentiert.⁹ Karl With formuliert in seinem Vorwort die Zielsetzung der Reihe:

„[...] denn das aufrichtige Verstehen schließt eine richtige Wertung ein, ist die Abschätzung des Gemeinsamen und des Fremdartigen in ihrem gesetzmäßig-natürlichen Sosein. Die fremden Werte aber heißt es freudig zu bejahen und zu einer Quelle persönlicher Bereicherung auszubauen. Diesem Zwecke soll die Schriftenserie, deren erster Band die vorliegende Arbeit darstellt dienen [...]“¹⁰

Im Februar 1919 war der Verlag in Folkwang-Verlag GmbH umbenannt worden und Karl Ernst Osthaus suchte einen neuen Leiter sowohl für den Verlag als auch für das Museum für Kunst in Handel und Gewerbe. Seine Frau Gertrud Osthaus (1880–1975) brachte den Hamburger Schriftsteller und Philosophen Ernst Fuhrmann (1886–1956) ins Gespräch.

Der Autodidakt Fuhrmann, der sich zunächst als Schriftsteller einen Namen gemacht hatte und sich später als Autodidakt in unterschiedlichen wissenschaftlichen Bereichen versuchte, gilt als Querdenker und Außenseiter, der aber dennoch seine zeitgenössischen Kollegen aus der Wissenschaft beeindruckte.¹¹ Und auch Osthaus ist zunächst Fuhrmann gegenüber kritisch eingestellt. In einem Brief an Fuhrmann im Juli 1919 schrieb er:

„Allerdings finde ich in Ihrem Brief auch einen Satz, der mich daran zweifeln lässt, ob Sie die Einstellung zu grade dieser Arbeit finden werden. Sie schildern es als Ihr Unternehmen, das ‚Land und das feste Wissen in Stücke zu schlagen und zu quirlen, bis kein Mensch sich mehr sicher auf diesem Boden fühlt.‘ Ich glaube, Sie zu verstehen und versage Ihnen Absichten meine höchste Achtung nicht. Aber die Aufgabe, von der ich Ihnen sprechen muss, ist der Art, dass sie die Möglichkeit einer Konsolidierung unseres Lebens im Geiste der Hingabe und Schönheit voraussetzt.“¹²

Ernst Fuhrmann scheint Osthaus von seinen Qualitäten überzeugt zu haben, denn im September 1919 übernahm er die Leitung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe und des Folkwang-Verlags. Osthaus zog sich zu diesem Zeitpunkt aufgrund einer langwierigen Erkrankung zunehmend aus dem Verlagsgeschehen zurück. Die Ausrichtung des Folkwang-Verlags prägte Fuhrmann entscheidend durch die umfangreichen und neuen weltumspannenden Themen zu verschiedenen Kulturen. Die 1920 eröffnete Schriftenreihe von Karl With „Geist, Kunst und Leben Asiens“ wurde nach 5

8 Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 31f.; von Karl With waren folgende Themen in der Schriftenreihe „Geist, Kunst und Leben Asiens“ im Folkwang-Verlag erschienen: I. Java, II. Insel Bali – Land und Volk, III. Insel Bali – Tänze, Tempel und Feste, IV. China – Von Tempeln, Baukunst und Leben, V. China – Das Reich der Mitte.

9 Vgl. Stamm: Ein außergewöhnlicher Kunstgelehrter, S. 2313.

10 Karl With, Vorwort zu Java, Brahmanische, Buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java aus der Schriftenserie: Geist, Kunst und Leben Asiens, Bd. 1, Hagen: 1920 (Folkwang Verlag).

11 Vgl. Astrid Windus/Hans-Gerd Winter: Ernst Fuhrmann (1886–1956). Verzeichnis seines Nachlasses und des Nachlasses von Elisabeth Fuhrmann-Paulsen in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Herzberg 2000, S. 21; Stamm: Der Folkwang-Verlag 1999, S. 43ff.

12 Osthaus Archiv Hagen, V 280/2, Karl Ernst Osthaus an Ernst Fuhrmann, Brief vom 14.7.1919.

Bänden eingestellt und ging schließlich in der von Ernst Fuhrmann herausgegebenen Reihe „Kulturen der Erde“ auf, die Fuhrmann 1922 mit einem Band über das „Reich der Inka“ eröffnete. In dieser Reihe erschienen bis 1932 insgesamt 31 Bände, für die Ernst Fuhrmann zahlreiche Texte verfasste. Beispielsweise erschienen Textsammlungen wie „Sagen und Legenden der Südsee-Insulaner“, „Tibetische Hochzeitslieder“ sowie aufwendig illustrierte Bildbände mit zum Teil mehr als 100 beigegebenen Bildtafeln zur Kultur von Peru, Mexiko, China, Afrika, Neu-Guinea, Bali, Persien, Spitzbergen, Neuseeland und weiteren Gebieten. Insbesondere die reichhaltige Bebilderung verwies auf die spezielle Funktion der Fotografie, die dem Engagement von Osthaus und Fuhrmann zugeschrieben wurde (Abb. 3 und 4).¹³ Fuhrmann macht dies in seinem Vorwort zum Band „Neu-Guinea“ deutlich:



Abb. 3: Aus Karl With: Java. Brahmanische, buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java, Bd. 1, Hagen: Folkwang Verlag 1920.

*„Unser Bildmaterial ist häufig viel reichhaltiger als das, was wir in einzelnen Bänden herausgeben. Durch unseren Buchverlag möchten wir nun in bescheidenem Grad dazu beitragen, die Durchführung eines photographischen Archivs der gesamten Kunst- und Kulturgeschichte der Erde zu fördern, und abgesehen von der persönlichen Auffassung der Autoren haben unsere Bücher das Ziel, reichliches Material in allen Kreisen bekannt zu machen. Uns würde lebhaft freuen, wenn auch in wissenschaftlichen Kreisen unser Archiv, das dauernd im Wachsen begriffen ist, noch mehr in Anspruch genommen würde.“*¹⁴

Neben diesen ambitionierten Schriftenreihen beteiligte sich der Folkwang-Verlag auch an künstlerischen Zeitschriftenprojekten, deren Anspruch es war, europa- und zum Teil weltweit zu agieren. Die niederländische Kunstzeitschrift „Wendingen“ sollte beispielsweise auch in einer englischen und deutschen Ausgabe erscheinen. Drei deutschsprachige Ausgaben der Zeitschrift für moderne Kunst sollten im Folkwang-Verlag erscheinen. Durch die Kooperation mit der niederländischen Kunstzeitschrift wollte der Folkwang-Verlag sein Programm durch ein engagiertes und bereits renommiertes Zeitschriftenprojekt erweitern – das Magazin „Wendingen“ bekam durch den Verlag wiederum eine angemessene deutsche Repräsentanz.

Als erstes und einziges erschien das dritte Heft des Jahrgangs 1921 im Folkwang-Verlag. Die Ausgabe war ganz der Sammlung des belgischen Sinologen Raphael Eugène Fortune Petrucci (1872–1917) gewidmet – eine Kollektion asiatisch-orientalischer Kunst. Karl With stellte die Sammlung den Lesern im reich illustrierten Wendingen-Heft vor. Es blieb jedoch bei dieser einen erschienenen Ausgabe, die sehr positive Reaktionen aus der künstlerischen Fachwelt erhielt. Die englischsprachige Ausgabe erschien anscheinend gar nicht. Warum die Kooperation letztendlich nicht zustande kam, ist nicht bekannt.¹⁵

Ein weiteres Projekt war die Zeitschrift „Folkwang“, die von Ernst Fuhrmann herausgegeben wurde und vornehmlich der Darlegung der Programmatik des Verlags dienen sollte. Doch als Fuhrmann im Frühjahr 1921 das erste Heft vorlegte, wurde dieses bereits mit einem Nachruf auf den Initiator und Motor der Folkwang-Idee eröffnet. Im März 1921 war Karl Ernst Osthaus 47-jährig nach langer Krankheit in Meran gestorben. Es erschienen lediglich zwei Folkwang-Hefte. Im ersten Heft stellte der Verlagsleiter die Schwerpunktthemen Asien (Bali, Sakuntala und Java), Nordeuropa (schwedische Felsbilder) und das Werk des Architekten Bruno Taut vor.

13 Vgl. Fischer/Füssel: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 503f.

14 Ernst Fuhrmann, Vorwort im Band „Neu-Guinea“, Schriften-Reihe Kulturen der Erde, Band XIV, Hagen 1922 (Folkwang-Verlag).

15 Vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag 1999, S. 77-81.

Als im Winter 1922 das zweite (und letzte) Heft erschien, war die Sammlung des Folkwang-Museums bereits nach Essen verkauft worden. Der Folkwang-Verlag war das letzte Instrumentarium eines ursprünglich breit angelegten Netzwerkes.¹⁶

Ernst Fuhrmann war es offensichtlich ein Anliegen, die Möglichkeiten des Verlags als letztes verbliebenes Forum weiterhin zu nutzen und auszubauen. In der zweiten Ausgabe von „Folkwang“, allein von Fuhrmann bestritten, formulierte dieser den Umbruch und die künftige Zielsetzung, die er in der Vermittlung von Weltkultur sah. Dabei sollte dem Bildarchiv des Verlags sowohl in inhaltlicher als auch in ökonomischer Hinsicht eine besondere Rolle zukommen. Ernst Fuhrmann übersiedelte mit dem nun heimatlosen Verlag nach Darmstadt. Dort stellte der Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ernst Ludwig, ihm ein Schloss als Verlagssitz zur Verfügung. Ende 1923 musste jedoch der Folkwang-Verlag Konkurs anmelden und wurde – zusammen mit dem größten Anteil des Fotoarchivs – vom Georg Müller Verlag in München übernommen. Es erschienen weitere vier Bände der 1923 von Karl Döhring begonnenen Reihe „Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen“. Der erste Band von Karl Döhring zu Siam war noch 1923 im Folkwang-Verlag herausgekommen.

1923 gründete Ernst Fuhrmann den Auriga-Verlag in Gotha, der das Folkwang-Programm im Sinne einer universalen Welt-darstellung mit Bildungsimpetus in Bild und Schrift fortsetzen sollte – es aber um den Aspekt biologischer Studien erweiterte. Hauptsächlich erschienen die eigenen Schriften Fuhrmanns, wie etwa der 1923/24 erschienene Band „Versuch einer Geschichte der Germanen“. Neben dem Auriga-Verlag gründete Fuhrmann 1923 ein neues Fotoarchiv, für das er anerkannte Fotografen wie Albert Renger-Patzsch, Fred Koch, Lotte Jacobi oder Else Thalemann gewann. 1928 gelang es Ernst Fuhrmann mit Hilfe des Großindustriellen Paul Multhaupt die Restbestände des Folkwang-Verlags vom Verlag zurückzukaufen und mit dem Auriga-Verlag zum Folkwang-Auriga-Verlag zur vereinen. 1933 erhielt der Verlag Publikationsverbot und existierte unter dem Namen Folkwang-Archiv nur noch als Bildarchiv in Berlin. Fuhrmann selbst emigrierte 1938 in die USA.¹⁷



Abb. 4: Aus Folkwang, Erstes Heft Frühjahr 1921, Folkwang Verlag.

16 Das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe wurde im Januar 1923 aufgelöst und die Bestände an das Krefelder Kaiser Wilhelm-Museum verkauft, vgl. Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 82.

17 Vgl. Fischer/Füssel: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 504f.; Wiebke von Hinden: Durch Fotografien überzeugen. Die Pflanzenfotografien des Folkwang-Auriga-Archivs im Spannungsfeld von naturwissenschaftlicher und künstlerischer Bildgestaltung, in: Anja Zimmermann (Hg.): Sichtbarkeit und Medium. Austausch, Verknüpfung und Differenz naturwissenschaftlicher und ästhetischer Bildstrategien, Hamburg 2005, S. 211–229, hier S. 212. Zwischen 1924 und 1935 entwickelte Fuhrmann in seinen sehr populären Pflanzenfotobüchern eine philosophische Naturdeutung („Biosophie“); Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 81f.

Vom Bildarchiv zum „Orientarchiv“ des Folkwang-Verlags

Ute Kemmerling

Die umfangreiche fotografische Sammlung von Karl Ernst Osthaus aus Hagen, die auch außereuropäische Kunst und Architektur umfasste, gehörte zu den ersten Bildsammlungen dieser Art im Deutschen Reich. Der Museumsgründer und Kulturmäzen Osthaus war zunächst weniger an der Fotografie als eigenständige Kunstform interessiert. Vielmehr wollte er mit der kunstgeschichtlichen Reproduktionsfotografie eine optische Sicherung der Kunst erreichen. Darüber hinaus war es Karl Ernst Osthaus im selben Maße wichtig, die fotografischen Ergebnisse auch einem breiten Publikum zugänglich zu machen.¹

Die Gründung einer „Photographien- und Diapositivzentrale“ im Jahr 1910, zunächst in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Werkbund und dem Berliner Fotografen Dr. Franz Stoedtner (1870-1946), bildete den Auftakt der Idee von Osthaus. Es sollte der Bedarf des Museums an qualitativem und aktuellem Bildmaterial für Wanderausstellungen gedeckt werden, zudem sollten Diapositive und komplette Diaserien erstellt und für Vortragsveranstaltungen entliehen werden können. Der Fokus der Sammlung lag anfänglich auf der zeitgenössischen Architek-

tur. Ab 1913 erweiterte sich das Archiv zum allgemeinen kunsthistorischen Bildarchiv, welches im Sinne von Osthaus und dem Architekten van de Velde als imaginäres Museum vorbildliche Werke der Weltkunst vereinen sollte. Das Bildarchiv kann als praktischer und ideeller Vorläufer des Bildarchivs Foto Marburg, das der Kunsthistoriker Richard Hamann gründete, gesehen werden.²



Abb. 1: Buddhagestalt aus Karl Withs Java-Werk, Folkwang Verlag 1920

Mit der Anlage eines Archivs für ostasiatische Kunst kam es zum Jahreswechsel 1917/18 zu einer inhaltlichen Neuorientierung des fotografischen, aber auch des verlegerischen Programms. Karl With³ sollte einen Text zu dem geplanten Werk „Buddhistische Plastik auf Java“ verfassen (Abb. 1).⁴ Ein verlegerischer Erfolg stellte sich trotz umfassender Fotokampagnen nicht ein, und die Kombination aus Verlegung kulturhistorischer Bücher und dem Vertrieb von Fotografien und Diapositiven erfüllte die Erwartungen nicht.

Dieser Misserfolg veranlasste Karl Ernst Osthaus dazu, seinen Bilder- und Buchverlag neu zu benennen. Im Februar 1919 wurde die „Hagener Verlagsanstalt für Kunst und Kunstgeschichte GmbH.“ in „Folkwang-Verlag“ umbenannt. Unter dem Einfluss des neuen Geschäftsführers, des Hamburger Schriftstellers und Philosophen Ernst Fuhrmann (1886-1956), fand eine zunehmende Verlagerung des inhaltlichen Schwerpunktes statt: von der europäischen Kunstgeschichte hin zur außereuropäischen Kunst- und Kulturgeschichte – von Bali bis Südamerika (Abb. 2). Ernst Fuhrmann galt als Querdenker, er interessierte sich für die unterschiedlichsten Bereiche wie beispielsweise Medizin, Anthropologie, Vor- und Frühgeschichte sowie Sprachwissenschaften, ohne jedoch streng wissenschaftlich vorzugehen.



Abb. 2: Abbildung aus Fuhrmanns Werk zum „Reich der Inka“, Folkwang Verlag 1922

1 Kathrin Renken: Von der „Photographien- und Diapositivzentrale“ zum Bildarchiv des Folkwang-Verlags, in: Das Schöne und der Alltag. Die Anfänge modernen Designs 1900-1914, Köln 1997, S. 323-342, hier S. 323.

2 Rainer Stamm: Der Folkwang-Verlag – Auf dem Weg zu einem imaginären Museum, Frankfurt a. M. 1999, S. 30; Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 325.

3 Karl With hatte bereits seit 1911 Kontakt zu Osthaus. In seinem Auftrag erwarb With in Japan für eine erhebliche Summe einheimisches Kunsthandwerk. 1919 wurde With Mitarbeiter des Folkwang-Verlags. Nach dem Tod von Osthaus übernahm With für kurze Zeit die Leitung des Museum Folkwang. Vgl. Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 339.

4 Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 339.

Auf seine heterogenen und zum Teil revolutionären Publikationen wurden Schriftsteller und Künstler wie Rainer Maria Rilke, Ernst Hardt oder auch das Ehepaar Nolde aufmerksam, so dass er sich bald in intellektuellen Kreisen bewegte. Auch Osthaus zeigte Interesse und erhoffte sich von Fuhrmann neue Impulse. Im September 1919 übernahm Ernst Fuhrmann die Leitung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe sowie des Folkwang-Verlags.⁵ Karl Ernst Osthaus selbst zog sich krankheitsbedingt immer häufiger über längere Zeiträume zurück.

Unter der Leitung von Fuhrmann wurden ab Ende 1919 verstärkt Fotoplatten angekauft oder ausgeliehen. Der größte nach 1919 vermerkte Ankauf stammte von einem in Indonesien tätigen Arzt, Gregor Krause. Von diesem erwarb man knapp 1500 Platten. 1920 gelang schließlich die verlegerische Verwertung des umfangreichen fotografischen Materials durch die von Karl With herausgegebene Schriftenserie „Geist, Kunst und Leben Asiens“. Die fünf Titel, die man in schneller Folge verlegte, wurden aus dem exotischen Teil des Archivs mit Aufnahmen von With selbst sowie von anderen Fotografen reich illustriert. Die zwei Bände über Bali hatten innerhalb dieser

Reihe besonderen Erfolg und erfuhren nach kurzer Zeit eine zweite Auflage.⁶ Im Gegensatz zu den übrigen Bänden stand weniger die asiatische Architektur als vielmehr die Lebensweise und Kultur des fremden Volkes im Vordergrund.

Karl Ernst Osthaus war in seiner Konzeption des Museums als auch des Verlags sehr an die Einbeziehung der außereuropäischen Kunst interessiert. Während das ostasiatische Archiv des Folkwang-Verlags noch von ihm selbst 1917 in die Wege geleitet wurde, erweiterte sich das Archiv durch die Leitung von Fuhrmann zunehmend. Mit der Herausgabe der Fuhrmannschen Buchserie „Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker“ ging auch eine Neubewertung des Archivs einher, dies allerdings erst 1922, ein Jahr nachdem Karl Ernst Osthaus mit nur 47 Jahren verstorben war.

Mit der Ausgabe dieser Buchserie begann eine Zeit intensiver Fotokampagnen in den kulturhistorischen Museen von Bremen, Hamburg, Frankfurt, Dresden, Lübeck und Rotterdam sowie in der ethnografischen Sammlung des Naturhistorischen Museums Wien. Die Aufnahmen dienten sämtlich der Illustration der Buchreihe „Kulturen der Erde“. Ernst Fuhrmann schreibt in seinem Vorwort zu dem Band „Neu-Guinea“:

„Wenn wir auch eine Aufgabe darin sehen, die Gipfelkulturen der Erde weiteren Kreisen in ihrer Bedeutung vorzustellen, so beweist doch ein Blick auf den Bilderteil des vorliegenden Bandes, daß allein schon der ästhetische Wert der Kunst auf Neu-Guinea so bedeutend ist, daß wir ihn nicht übersehen dürfen. [...] Bei der Beschaffung des Bildermaterials für die Völkerkunde hat unser Archiv in letzter Zeit ein vielfältiges Entgegenkommen an manchen Orten erfahren. Besonders die Völkerkunde-Museen in Hamburg, Wien, Frankfurt, Bremen u. a. haben uns zahlreiche Aufnahmen erlaubt und sind uns bei dieser Tätigkeit behilflich gewesen.“⁷

Maßgeblich beteiligt war der damals noch unbekanntere Fotograf Albert Renger-Patzsch, der von 1920 bis 1923 als Leiter des Bildarchivs im Folkwang-Verlag tätig war und hier entscheidende Impulse für seine spätere Arbeit erlangte.⁸ In den ersten Bänden der Buchreihe „Kulturen der Erde“ wurde das Bildarchiv des Folkwang-Verlags auch als Orient-Archiv bezeichnet. Mit dieser monografischen Schriftenreihe verlief die Verwertung der Fotografien als Illustrationsmaterial erstmals schnell und erfolgreich. Die Publikationen des Folkwang-Verlags waren in der Weimarer Republik bekannt für die tadellose Qualität des

[für die beiden Abb. auf S. 46 und 47 liegen keine Rechte für digitale Verbreitung vor, sie sind in der Druckfassung der Publikation vorhanden]

Abb. 3: Aus der Photographien- und Diapositivzentrale, ehem. Bestand des Museums Folkwang Hagen: Betender Mönch, Ostasiatika, © Bildarchiv Foto Marburg

⁵ Stamm: Der Folkwang-Verlag, S. 41f.

⁶ Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 339.

⁷ Ernst Fuhrmann, Vorwort in Schriften-Reihe Kulturen der Erde, Neu-Guinea, Band XIV, 1922, Hagen 1922.

⁸ Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 340.

Bildmaterials.⁹ Unter dem Schlagwort „Orientarchiv“ empfahl Fuhrmann die Bilder des verlagseigenen Archivs und die Möglichkeit, fotografische Aufnahmen aus dem Verlagsarchiv zu bestellen. So heißt es:

„Wir machen alle Forscher und Freunde des Orients darauf aufmerksam, daß der Verlag eine große Zahl von Originalaufnahmen verschiedener Forscher und Reisender aus China, Korea, Japan, Siam, Bali usw. besitzt. [...] Wichtig für alle Vortragenden und Dozenten! Reproduktionserlaubnis für Reisewerke, wissenschaftliche Werke und Zeitschriften vom Verlag erhältlich. Zur Erweiterung unseres Archivs nehmen wir Vorschläge zur Überlassung von weiterem Material an Orient-Aufnahmen gern entgegen.“¹⁰

Finanziell war der Verlag jedoch nicht mehr zu halten. 1922 wurde das Museum Folkwang nach Essen verkauft, während der Verlag und das fotografische Archiv zunächst in Hagen verblieben. Ernst Fuhrmanns Hoffnung lag in der Übernahme der Sammlung durch eine öffentliche Institution, so dass das umfangreiche Material an Lichtbildern beispielsweise zu Unterrichtszwecken in Schulen hätte genutzt werden können. Ende 1923 meldete der Folkwang-Verlag Konkurs an. Die noch vorhandenen Bestände wurden zusammen mit dem Fotoarchiv an den Georg-Müller-Verlag in München verkauft.

Anfang der 1930er Jahre gelangte das fotografische Archiv von Karl Ernst Osthaus nach langen Verhandlungen von Prof. Dr. Richard Hamann nach Marburg an die ‚Photographische Gesellschaft‘, aus der dann das ‚Bildarchiv Foto Marburg‘ entstehen sollte. Für 8.500 Reichsmark erwarb Hamann die noch vorhandenen 14.920 Originalaufnahmen, die unter anderem 7000 exotische Motive, 6000 Aufnahmen historischer Kunstwerke und 1900 Aufnahmen zeitgenössischer Kunst beinhalten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bestände unter intensiver Mithilfe der Leitz-Werke katalogisiert. Im Jahr 1978 erwarb das Bildarchiv Foto Marburg auch die Bestände der ehemaligen „Photographien- und Diapositivzentrale“, die sich einst im Besitz von Franz Stoedtner befunden hatten (Abb. 3 und 4).¹¹

Das Bildarchiv zeigt zusammen mit dem Museum und dem Verlag das politisch-kulturelle Engagement von Karl Ernst Osthaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts, das seinesgleichen sucht. Die Ausdehnung des Programms der Hagener Verlagsanstalt, des späteren Folkwang-Verlags und des Bildarchivs hin zu außer-europäischen Themen demonstriert ein globales Verständnis von Kultur. Karl With formuliert dieses globale Verständnis treffend in seinem Buch zu „Java“:

„Unser Weltgefühl und unser Lebensbewußtsein muß das Ganze der Erde und ihre Menschheit in sich einschließen. [...] Nur einen Weg gibt es in eine freiere und größere Zukunft hinein: den Weg des Erkennens und des Verstehens der Anderen, sei es eines einzelnen Menschen oder einer Nation, eines Volkes oder einer Rasse.“¹²

[für die beiden Abb. auf S. 46 und 47 liegen keine Rechte für digitale Verbreitung vor, sie sind in der Druckfassung der Publikation vorhanden]

Abb. 4: Aus der Photographien- und Diapositivzentrale, ehem. Bestand des Museums Folkwang Hagen: Bildhauermodell, versenktes Relief, antikes Ägypten, © Bildarchiv Foto Marburg

9 Ebd., S. 340.

10 Ernst Fuhrmann: Folkwang-Heft I, Hagen 1921, S. 30 (Osthaus-Archiv Hagen, FOV 21/3).

11 Renken: Von der Photographien- und Diapositivzentrale, S. 340.

12 Karl With: Java. Brahmanische, buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java, Hagen 1920, Vorwort.



Krieg und Gewalt im kolonialen Kontext



Rassismus, Krieg und Jagd. Der Brauereibesitzer Carl Horst Andreas und sein exotisches Privatmuseum

Christiane Eilers

Post-koloniale Hinweise scheint es in der Stadt Hagen auf den ersten Blick nicht zu geben, vor allem, so sollte man meinen, nicht in Bezug auf eine Bierbrauerei. Denn das Bier, nach deutschem Reinheitsgebot im Kontext der Hagen-Hasper „Andreas-Brauerei“ gebraut, gehörte nicht zu den sogenannten „Kolonialwaren“, es war ein heimisches Produkt, das in die Welt exportiert wurde (Abb. 1). Dennoch gibt es eine Verbindung – gehen wir auf Spurensuche.

Carl Horst Andreas (1907-1981) erbt 1933 die „Andreas Brauerei AG“ seines Vaters Carl Andreas: Durch die Folgen des Ersten Weltkrieges 1914-1918 fusionierte C. Andreas 1918 mit der Gevelsberger Aktienbrauerei und übernahm, da er die meisten Anteile besaß, den Vorstand. Zudem erwarb er die Braurechte der Hasper „Eduard Pflingsten Brauerei“, legte dieselbe still und benannte die eigene Brauerei in „Andreas Brauerei AG“ um. 1930 eignete er sich noch die „Bavaria Brauerei“ der Gebrüder Denninghoff in Hagen-Delstern an. Nach dem Tode seines Vaters kaufte C.H. Andreas die anteiligen Aktien auf und besaß damit 1944 eine eigenständige Firma, die „Andreas-Brauerei“.¹

Der Brauereibesitzer Carl Horst Andreas war zudem ein passionierter Reiter und Jäger der „besonderen Art“. Beides wusste er geschickt zu seinen Gunsten in Szene zu setzen. Mit seiner Leidenschaft zum Reitsport war er vor und im Zweiten Weltkrieg prädestiniert, um als Parteimitglied im „Dritten Reich“ und als Hauptsturmführer in einem Kavallerie-Regiment der Waffen-SS zu agieren. Während des Krieges wurde er in Hagen „unabkömmlich“ gestellt. Nach dem Krieg stellte er in seinem Betrieb einige ehemalige „Kameraden“ ein, Offiziere und Soldaten der Waffen-SS. Der 1952 verbotene rechtsextreme Verband „Bewegung Reich“ wurde von C.H. Andreas gefördert, ebenso die „HIAG“ (Hilfsorganisation zur gegenseitigen Unterstützung), eine Vereinigung für Angehörige der früheren Waffen-SS. Zu

seiner Führungsriege in der Brauerei gehörte unter anderem der ehemalige Hitlerjugend-Oberbannführer, Gaupropagandaleiter und stellvertretende Reichsfilminstendant im Reichspropaganda-Ministerium, Kurt Parbel. Er wurde Mitte der fünfziger Jahre dann auch noch zum Hagener Karnevalsprinzen berufen, was bezeugt, dass die „braune Vergangenheit“ offenbar keinerlei Konsequenzen hatte; weder für ihn, noch für seinen Chef C.H. Andreas und die vielen anderen.

Ähnlich verhielt es sich mit SS-Brigade-Führer und General-Major der Waffen-SS Kurt „Panzer“ Meyer. Er wurde zwar für begangene Kriegsverbrechen zu lebenslanger Haft verurteilt, die er aber wie so viele nicht vollständig verbüßen musste, sodass er sehr bald wieder ein freies Leben führen konnte. 1954 bot C.H. Andreas ihm den Posten des Vertriebsleiters in seiner Brauerei an. Meyer hielt weiter an seiner Gesinnung fest und wurde 1959 dann auch noch zum Bundessprecher der HIAG ernannt. Am 23. Dezember 1961 verstarb Meyer und wurde unter großer Anteilnahme auf dem Friedhof Delstern beerdigt. Für Hagen soll es die größte Beerdigung aller Zeiten gewesen sein, vermutlich waren es Gesinnungsgenossen, die aus (s)einer Beerdigung politische Propaganda machten.²

Im Reitsport gewann C.H. Andreas weiterhin viele Turnier-Meisterschaften. Aufgrund dieser Erfolge und mit den vorhandenen finanziellen Mitteln war er in den 1950er Jahren in der Lage, für die Weltklasse im Reitsport die großen Reitturniere zu organisieren und zu sponsorn.

Unverzichtbar machte sich Andreas auch im Hagener Reiterverein, der ihn dafür 1957 zum Ehrenpräsidenten ernannte. Die Jagdleidenschaft, nach dem Zweiten Weltkrieg dann insbesondere auf exotische Tiere bezogen, scheint jedoch weit- aus größer gewesen zu sein. Um seinen Reitsport und seine

1 Mike Fiebig: Bier-Tradition. Andreas-Pils still und heimlich vom Markt genommen, in: Westfalenpost online, 17.09.2016, www.wp.de/staedte/hagen/andreas-pils-still-und-heimlich-vom-markt-genommen-id12202212.html, [03.02.2019]; Ulrich Günneemann: Andreasbrauerei, in: Lieselotte Funcke: Hagener Industriebetriebe, Hagen 2003, S. 62f.; Ulrich Günneemann: Brauereigeschichte(n). Hagen und Umgebung, Hagen 2017, S. 156-234.

2 Ralf Blank: Bierdose „Edel Pils“ der Andreas-Brauerei, in: ders./Dietmar Freiesleben (Hg.): Hagener Stücke. 111 Objekte aus dem Stadtmuseum, Essen 2017, S. 92.

Andreas Edel-Pils

in der beliebtesten Dosenfüllung
the popular tinned beer

dans les boîtes qui plaisent
envasada en los acreditados botes

Rassig Begeehrt



Bier in Dosen
eingebott von einer der größten Brevierien Deutschlands für ein Spezialbier Pilsener Typs, erobert in seinen Siegeslauf alle Kontinente.



Beer in tins
brewed by one of the largest breweries in Germany for special beer of the Pilsen type, quickly finds favour all over the world.



Bière en boîtes
brassée en mise en boîte par une des plus grandes brasseries en Allemagne de la bière spéciale dans le genre de Pilsen, conquiert tous les continents dans une course triomphale.



Cerveza envasada en botes,
precedente de uno de las mayores fabricas de cerveza de Alemania para la fabricacion especial del tipo de Pilsen, conquista en marcha triunfal todos los continentes.



Product of Germany

Andreas - Brewery

Product of Germany

Hagen (Westphalia) Germany

Abb. 1: „Das Dosenbier erobert die Welt“: Plakatwerbung von 1953 für das „Andreas Edel-Pils“ auf deutsch, französisch, englisch und spanisch



Abb. 2: C. H. Andreas' privates Jagdmuseum mit exotischen Trophäen.



Der Gorilla, heimlicher Herrscher im tiefsten Tropenwald. Die Riesenaffen sind nicht so selten, wie meist angenommen wird. Aber zu Gesicht bekommt man sie fast nie. Der Dschungel ist viel zu dicht. Wir Menschen sollen alle mit ihnen verwandt sein, die einen mehr und die anderen weniger.

Und hier kommt uns das gute Andreas-Bier entgegen. Leider etwas zu warm für den verwöhnten Geschmack.



Abb. 3: Rassistische Bildmontage aus C.H. Andreas' Jagdbericht „Auf großer Pirsch in Eis und Tropen“, 1965.



Abb. 4: Die originale Bildunterschrift im Jagdbericht lautet: „Wenn hier der Jäger so glücklich strahlt, hat er auch allen Grund dazu. Ein solch prächtiges Gehörn der Säbelantilope haben bisher nur wenige Weidmänner erbeutet.“

vielen Jagd-Expeditionen weltweit, insbesondere nach Afrika, zu finanzieren, verkaufte Andreas 1964 Anteile an das Unternehmen von Rudolf August Oetker in Bielefeld und leitete damit selbst den schleichenden Untergang seiner nun wieder geteilten Brauerei ein. Der Verkauf der Firmenanteile fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, denn Andreas wollte weiterhin als Alleinunternehmer gelten, was Oetker anscheinend duldete, aus welchem Grund auch immer.

Eine eigene Jagdpacht zu haben war in C.H. Andreas' Kontext in der gehobenen Gesellschaftsschicht ein Muss. Laut eigener Aussage „gehört die Jagd zum gesellschaftlichen Etikett“.³ Der Großindustrielle Carl Underberg aus Rheinberg am Niederrhein beanspruchte für den „Millionär das größte Revier“.⁴ Nach der großen „Menschenjagd“ als Hauptmann im Nachschub, widmete er sich nach nur kurzer Gefangenschaft wieder seiner Passion als Jäger. Wie viele andere musste er sich mit den Besatzern „gutstellen“, und wie bei den meisten wohlhabenden Jägern kamen auf wundersame Weise aus den unterschied-

lichsten Verstecken Jagdgewehre zum Vorschein. Eigentlich hätten die Jagdgewehre an die Alliierten abgetreten werden müssen. Wer wohlhabend war, konnte bestechen und sich die Pachtzinsen wie auch die Jagdtrophäen im Ausland leisten. In Ungarn konnte der Abschuss eines Hirsches beispielsweise 1000 Mark kosten. Was die Ruhr-Dynastien betraf, waren bekannte Namen wie Hoesch, Krupp, Klönne, Heitkamp und auch hier wieder C.H. Andreas an führender Stelle.⁵

Biermillionär Andreas ging sogar noch weiter. Sein Pachtrevier im sauerländischen Hallenberg wurde ihm zu langweilig, daher übergab er es dem Hausmeier von Thyssen. Von diesem Zeitpunkt an reiste er in alle Welt, er jagte in Ungarn, Kanada, Alaska, vor allem aber in Ostafrika, denn dort gab es für ihn die größte Auswahl an exotischer Beute. In seiner Villa in Hagen stellte Andreas hunderte Trophäen aus, das Gebäude sollte zu einem Museum werden. Er lebte mit seiner Ehefrau Gertrud, geb. Seippel, zwischen Elefantenschwänzen, Flusspferdlippen samt Nasenlöchern, einem präparierten Krokodilbaby, fellüber-

3 Jagd. Revierpacht. Vergoldete Hirsche, in: Spiegel 13 (1961), S. 40-50, hier S. 40f.

4 Jagd. Revierpacht, S. 42f.

5 Jagd. Revierpacht, S. 48f.

zogenen Elefantenfüßen als Sitzhocker, Bären, Zebras, Hirschgeweihen, Affenköpfen und unzähligen anderen Geschöpfen (siehe Abb. 2, die nur einen kleinen Teil der Sammlung zeigt).

Eine menschenunwürdige Steigerung schildert C.H. Andreas selbst in seinem 1965 erschienenen Buch „Auf großer Pirsch in Eis und Tropen“. Von den vielen Episoden sei an dieser Stelle nur eine einzige, bezeichnende herausgegriffen: Während einer seiner Trophäenjagden in Afrika gab es eine Begegnung in Nola. Andreas ließ sich das Grab eines deutschen Schutztruppenoffiziers zeigen, der von afrikanischen Soldaten getötet worden war. Ein Farmbesitzer aus der Nähe gesellte sich dazu und zeigte Andreas seine Tätowierung auf dem linken Unterarm.

Er sei in einem deutschen KZ gewesen und hätte trotzdem überlebt. Der ehemalige KZ-Häftling hielt Andreas, ahnungslos über dessen Vergangenheit, für einen anständigen Menschen und lud ihn zu sich ein, um ihm von seinen KZ-Erlebnissen zu berichten.

Eine gewisse Ironie kann dem Ganzen nicht abgesprochen werden. Andreas hatte nichts anderes als eine bissige Bemerkung darüber, dass der angebotene Whiskey zu süß gewesen sei und er schnellstmöglich von dort weg wollte. Den Einheimischen zollte er ebenfalls keinen Respekt. Den Babinga in Kamerun sprach er wenigstens eine gewisse Intelligenz zu, da sie eher braun und nicht schwarz seien und wenigstens Bärte trügen, was beweisen sollte, dass sie in rassistischer Hinsicht so wenig mit „Negern“ zu tun hätten wie Andreas selbst. Vermutlich wollte er es sich mit ihnen nicht verscherzen, denn nach seiner Aussage war die Expedition auf die „braunen Männlein“ angewiesen.⁶

Die Beschreibung einer Jagd und anschließenden Zerteilung eines Gorillas treibt die Ausführungen von C.H. Andreas noch auf die Spitze. Nach der Abhäutung würde ein Gorilla erschreckend menschliche Züge aufweisen. Dies verdeutlicht er mit einer rassistischen Bildzusammenstellung (Abb. 3), indem er einen Einheimischen in Profil- und Frontsicht ablichtet, verglichen mit der Abbildung eines Gorillas. Andreas schreibt dazu, dass Ähnlichkeiten vorhanden seien, bei einigen Menschen stärker ausgeprägt, bei anderen weniger. Will heißen, die Einheimischen seien mit den Gorillas verwandt, nicht ein C.H. Andreas. Für diese geschmacklose Darstellung missbraucht er zudem noch ein einheimisches Kind zu Werbezwecken für sein Andreas-Pils in Flaschen, mit der ironischen Bemerkung, dass das Bier zu

warm sei.⁷ Andreas ließ in seinem Jagdbericht mehrere Bilder veröffentlichen, auf denen er mit frisch geschossenen Tieren posierte (Abb. 4). Bilder, auf denen er seine Sammlung zeigt, gehören allerdings zu raren Privat-Schnappschüssen (Abb. 5).

Bis zu seinem Tod 1981 jagte Andreas auf allen Kontinenten, obwohl die Brauerei auf den Ruin zusteuerte. Auch sein Büro war voller Trophäen. Seine Frau verkaufte nach seinem Tod alle Anteile komplett an Rudolf August Oetker, der nach dem Tod der Witwe Andreas 1994 noch im gleichen Jahr den Brauerei-Betrieb nach 146 Jahren einstellte. Die Dortmunder Actien Brauerei, kurz DAB, führte noch bis 2016 das „Andreas Pils“ dem Namen nach weiter, danach wurde es ganz vom Markt genommen. Nach dem Tod der Witwe übernahm ein Neffe die exotische Sammlung, die dann 1995 nach Oberbayern ins Kloster Andechs kam. Allerdings kam sie nicht wie geplant zur Ausstellung und lagert dort wohl immer noch im Verborgenen.⁸

Mit dieser kurzen Ausführung wird deutlich, dass auch die ehemalige Hagen-Hasper Andreas-Brauerei einen post-kolonialen Bezug hat und die Spuren heute noch in Hagen sichtbar und nachvollziehbar sind. Aus den alten Brauereigebäuden wurden vor dem Abbruch in den 1990er Jahren rechtzeitig einige Kunstobjekte gesichert, darunter die aus zwölf Teilen bestehende und von Erwin Hegemann mit Darstellungen aus der Bierhistorie gestaltete Glaswand aus dem Verwaltungsgebäude. Ein Teil dieser Glasobjekte befindet sich heute im Hasper Seniorenzentrum („Altes Stadtbad“).



Abb. 5: Nur wenige private Schnappschüsse zeigen Andreas beim Präsentieren seiner Sammlung.

6 Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, S. 207ff.

7 Andreas: Auf großer Pirsch, S. 207ff.

8 Die Hinweise zum Verbleib der Sammlung Andreas nach einer freundlichen Auskunft von Ulrich Günemann, 26.6.2019.

Die deutsche „Musterkolonie“ Tsingtau und eine (post)koloniale Spur, die nach Hagen führt

Christiane Eilers

Kaum einer wird vermuten, dass der stadtbekannt Name „Prenzel“ mit dem o. g. Titel in Verbindung stehen könnte. August Prenzel (1843-1900, verh., drei Söhne) war gebürtiger Hannoveraner und studierte Rechts- und Staatswissenschaften. Seine berufliche Laufbahn begann er als Rechtsanwalt (Syndikus) für die Stadt Goslar. Nachdem Hagen 1876 zum selbstständigen Stadtkreis aufgestiegen war, wurde er als Nachfolger für Friedrich Dödter zum Bürgermeister von Hagen gewählt und zog in die Stadt an der Volme. Durch Eingemeindungen, die Geburtenzahl und Zuwanderung hat sich in seiner Amtszeit

die Zahl der Einwohner auf mehr als 50.000 erhöht. Als Hagen 1887 kreisfrei wurde, erhielt August Prenzel den Titel „Oberbürgermeister“ und 1896 von Kaiser Wilhelm II. die Erlaubnis zum Tragen der goldenen Amtskette. Unter August Prenzel wurden viele Reformen der Stadtentwicklung verabschiedet: neue Wohn- und Industrieviertel, die Modernisierung der Straßen und Entwässerungsnetze, die Gründung der Kaufmanns- und Ingenieurschule, Straßenbahn und Badeanstalt, die Errichtung des Schlacht- und Viehhofs, der Neubau des Rathauses und vieles mehr. Der erste Oberbürgermeister von Hagen starb unerwartet nach 24 Dienstjahren, kurz zuvor einstimmig für eine weitere 12-jährige Amtszeit gewählt, am 21. November 1900. Unter großer Anteilnahme der Hagener Bevölkerung wurde August Prenzel auf dem Remberg-Friedhof beigesetzt. Die Stadt Hagen hat ihren Oberbürgermeister durch ein monumentales Grabmal geehrt (Abb. 1). Zudem wurde 1930 die Verbindungsstraße zwischen der Hochstraße und dem Bergischen Ring, die frühere Kirchstraße, nach ihm benannt, ein Weg im Stadtwald führt ebenfalls seinen Namen. Grabmal und Straßenbenennungen erinnern noch heute an eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Stadtgeschichte von Hagen.



Abb. 1: Das Ehrengrab für Oberbürgermeister August Prenzel auf dem Remberg-Friedhof

Mit einem seiner Söhne verhält es sich anders. Sein erstgeborener Sohn wählt einen ähnlichen beruflichen Werdegang wie sein Vater: Alexander wird Bürgermeister in Koblenz und nach dem Zweiten Weltkrieg Vorstandsvorsitzender eines Frankfurter Industrieunternehmens. Sein dritter Sohn Friedrich Adolph Johannes wandert nach Buenos Aires aus und August Prenzels zweiter Sohn Wilhelm Carl Arnold Prenzel (1877-1945) tritt am 7. April 1896 als Kadett in die kaiserliche Marine ein.¹

Mit seinen intensiven Kriegseinsätzen, für die er hohe Orden verliehen bekam, bringt Wilhelm Prenzel eine koloniale und weniger rühmliche Erinnerung nach Hagen: Über die Grundausbildung und Spezialausbildungen auf diversen Schulschiffen zur Kriegsführung sowie verschiedenen Einsatzorten und Aufgabenbereichen stieg er 1920 zum Admiral auf. Ab 1925

¹ Frank, Diekmann: In memoriam Familie August Prenzel. Eine Ehrengrabstätte auf dem Rembergfriedhof, in: Heimatbuch Hagen+Mark 27 (1986), S. 215-17, hier S. 217; Dermot Bradley (Hg.): Hans H. Hildebrand, Ernest Henriot, Deutschlands Admirale 1849-1945. Die militärischen Werdegänge der See-, Ingenieur-, Sanitäts-, Waffen- und Verwaltungsoffiziere im Admiralsrang, Band 3, Osnabrück 1990, S. 62f.

war er Befehlshaber der Seestreitkräfte in der Nordsee und übernahm 1927 die Marineleitung als Chef des Allgemeinen Marineamtes. Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er am 25. August 1939 als Marinebeauftragter für Ostpreußen und zur Verfügung des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine bis zum 30. November 1944 „wieder verwendet.“²

Kaiser Wilhelm II. (1859-1941) war auf ein Kolonialgebiet in der Küstenregion Kiautschou, der chinesischen Shandong-Provinz am Gelben Meer, fixiert (Abb. 2). Sie galt als strategisch perfekt gelegener Ort, um sich der wirtschaftlichen Reichtümer der umliegenden Gebiete zu bemächtigen. Vor allem musste dafür eine umfangreiche Marine-Flotte aufgebaut und taktisch gut platziert werden. In der Phase innenpolitischer Probleme wurde 1895 der Kaiser-Wilhelm-Kanal (der heutige Nord-Ostsee-Kanal) fertiggestellt und im Zuge dessen auch die Marinehäfen Kiel und Wilhelmshaven im großen Rahmen ausgebaut. Außenpolitisch war die Lage noch angespannter. Durch den Chinesisch-Japanischen Krieg (1894) fühlten sich die Großmächte genötigt, ihre Einheiten in Ostasien aufzustocken und bildeten eine Ostasiatische Kreuzerdivision.

Nachdem am 1. November 1897 zwei deutsche Missionare der Steyler Mission, Franz Xaver Nies und Richard Henle, in China ermordet worden waren, befahl Kaiser Wilhelm II., der anscheinend nur auf einen Vorwand zur Errichtung eines deutschen Stützpunktes in China gewartet hatte, die Einnahme der Kiautschou-Bucht. Die Kreuzerdivision besetzte unter Konteradmiral Otto von Diederich mit der SMS Kaiser, der SMS Prinzess Wil-

helm und der SMS Cormoran am 14. November 1897 die Stadt samt Hafen von Tsingtau und wurde für 99 Jahre gepachtet. Die Schiffe setzten eine Landungstruppe von etwas über 700 Mann unter dem Kommandanten der SMS Kaiser, Hugo Zeye, an Land und verkündeten dem Befehlshaber der dort stationierten chinesischen Einheit ein Ultimatum, das diese zum Abzug aufforderte. Am 17. November traf noch die SMS Arcona aus Shanghai und am 2. Dezember zu den anderen auch die SMS Irene aus Hongkong ein. Alle deutschen Kriegsschiffe waren damit vor Ort versammelt. Militärischen Widerstand hatte es wohl nicht gegeben, und am 2. Dezember wurde im 33 km entfernten Kiautschou ebenfalls die deutsche Fahne gehisst.

Zudem begann im Herbst 1899 der sogenannte „Boxeraufstand“ in China. Die Boxer, also traditionelle Kampfkünstler, wehrten sich gegen die europäischen, amerikanischen und japanischen Vorherrschaften und ihre eigene Unterwerfung. Nach jahrzehntelangen Spannungen wurde das Misstrauen seitens der Chinesen gegenüber Christen und überhaupt westlichen Ausländern stets größer. 1900 führten die Angriffe der Boxer gegen chinesische Christen und westliche Ausländer zum offenen Krieg zwischen China und den „Vereinigten acht Staaten“ (Deutsches Reich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich-Ungarn, Japan, Russland und die USA).

Der Krieg endete im Herbst 1901 mit einer Niederlage für die Chinesen und dem „Boxerprotokoll“, das für die Chinesen, mit hohen Entschädigungen und einer Sühnreise nach Deutschland, eine große Demütigung darstellte. Das Vorgehen der alliierten Truppen sorgte in den Heimatländern allerdings für großes Unverständnis und wurde missbilligt. Kritische Stimmen sahen nur einen Vorwand darin, die Zivilbevölkerung schützen zu wollen, denn die Vorgehensweise sei nicht akzeptabel und verstoße gegen jede humanitäre Regel. Die Aufregung wurde mit der „Hunnenrede“ Wilhelms II. auf allen Seiten nur noch größer, denn die Äußerungen des Kaisers, keine Gnade walten zu lassen und keine Gefangenen zu machen, wurden heftig diskutiert.³

Im Zeitraum von 1902 bis 1905 war Tsingtau dann das Einsatzgebiet von Oberleutnant Wilhelm Prentzel. Bekannt ist, dass Wilhelm Prentzel vom 22.07.1902 bis 26.09.1903 auf dem Kreuzer Cormoran als Wachoffizier diente, vom 27.09.1903 bis 30.09.1905 mit der Ersten Matrosen-Division als Adjutant der 2. Abteilung unterwegs war und zwischendurch vom 15.06.1904 bis 11.08.1904 als Wachoffizier auf dem Kreuzer Hamburg im Einsatz war. Nach der Seeschlacht von Tsushima beginnen die

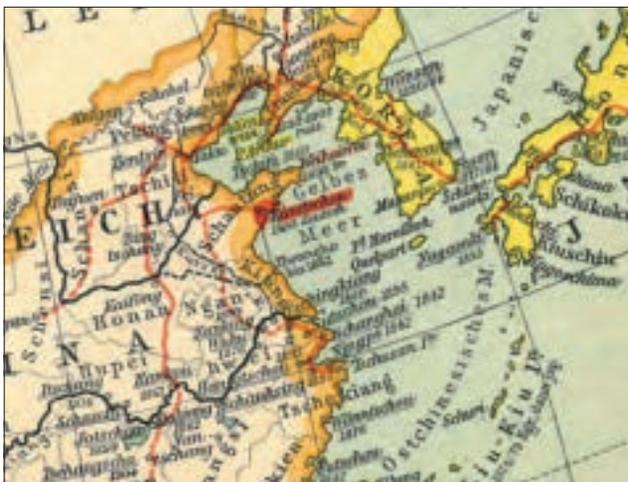


Abb. 2: Kiautschou, das deutsche „Pachtgebiet“ am Gelben Meer, in einem Schulatlas von 1913

² Bradley: Deutschlands Admirale, S. 62-63.

³ Thoralf Klein: Geschichte Chinas. Von 1800 bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Paderborn 2009.

deutschen Schiffe wieder ihre Kreuzfahrten und Wilhelm Prentzel fuhr als Wachoffizier auf dem Linienschiff Kaiser Wilhelm II. weiter zur See.⁴ Ab 1912 steuert Wilhelm Prentzel als Admiralstabsoffizier bereits auf den Ersten Weltkrieg zu, den er über den Navigationsoffizier und als Stabsoberebefehlshaber der Aufklärungsschiffe und als Kommandant der Kreuzer Niobe und Bremse mit vielen Auszeichnungen für seine „Leistungen“ übersteht und dafür in die Reichsmarine übernommen wird.

Im damaligen Kontext waren diese Auszeichnungen wichtig, vor allem für kaiserliche Marine-Soldaten, die wieder in das zivile Leben zurückkehrten und sich von den Marine-Ehrungen eine Arbeitsposition in gehobener Stellung erhofften. Wilhelm Prentzel war nicht der einzige Soldat aus Hagen und Umgebung, der in Fernost seinen Militärdienst leistete. August Ludwig aus Hohenlimburg, der von 1908 bis 1911 in Tsingtau seinen Dienst absolvierte, ist ein entsprechendes Beispiel, er ließ sich ein aufwendiges Stickbild seiner Dienstzeit in Tsingtau herstellen (Abb. 3).⁵ Das fast einen Meter hohe Bild umgibt zentral ein Porträtfoto des Erinnernten, über gekreuzten Gewehren mit aufgepflanzten Bajonetten und einem sich windenden chinesischen Drachen. Dass dieser vom Preußenadler, der auf einer Fahne des Deutschen Reiches sitzt, schon besiegt wurde, deutet der Lorbeerzweig unter den Adlerklauen an. Überhöht ist der preußische Adler von der deutschen Kaiserkrone. Am unteren Bildrand ist der Truppenteil Ludwigs präzise angegeben. Hätte Ludwig drei Jahre später Dienst getan, wäre er wahrscheinlich in japanische Kriegsgefangenschaft geraten. Gleich zu Beginn des Weltkriegs, im November 1914, wurde Tsingtau nämlich nach zweimonatiger Belagerung durch britische und japanische Truppen eingenommen und gelangte unter japanische Verwaltung. Von einigen dieser Kriegsgefangenen sind im Stadtarchiv Hagen Spuren erhalten, doch sind dazu noch viele Fragen offen.⁶



Abb. 3: Stickbild für August Ludwig aus Hohenlimburg zur Erinnerung an seine Militärzeit in Tsingtau, 1911/12 (96 cm x 61 cm)

4 Horst H. Geerken: Hitlers Griff nach Asien 2: Der Anfang vom Ende der Kolonialzeit. Deutsche Hilfe für Soekarnos Freiheitskämpfer und Indiens Subhas Chandra Bose. Eine Dokumentation, Band 2, 2. Aufl., Bonn 2015, S. 10, 16, 24, 29, 96.

5 Andreas Korthals: Erinnerung an die Militärzeit in Tsingtau, in: Ralf Blank/Dietmar Freiesleben (Hg.): Hagener Stücke. 111 Objekte aus dem Stadtmuseum, Essen 2017, S. 252f.

6 Stadtarchiv Hagen, AE 815.

Der Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend – Etappen einer missglückten Gründung

Leonie Türpe

Wer am gesellschaftlichen Engagement der Hagener Einwohner zweifeln sollte, dem sei ein Blick in das Vereinsregister dieser Stadt empfohlen. Die unzähligen Schützen-, Sport- und Heimatkundevereine sowie Vereine zugunsten von Schulen oder religiösen Zwecken spiegeln nicht nur ein hohes Engagement wider, sondern stellen auch ein gutes Abbild der gesellschaftlichen Interessen unserer Zeit dar.

Im Jahr 1912 war das nicht viel anders, und so machte sich eine Vereinigung aus ehemaligen Kameraden, die in den deutschen Kolonien gedient hatten, daran, einen Verein zu gründen – den „Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend“. In den Akten des damaligen Oberbürgermeisteramtes der Stadt Hagen lässt sich zu diesem Vorhaben eine rege Korrespondenz finden.

Interessanterweise ist in den Akten noch vor einem offiziellen Antrag des Vereines zur Aufnahme in das Vereinsregister ein Schriftwechsel zwischen dem Preußischem Landes-Kriegerverband in Berlin und der Hagener Polizeiverwaltung zu finden. Der Vorstand des Preußischen Landes-Kriegerverbandes Generalleutnant z. D. Bartels teilt in seinem Schreiben vom 17. September 1912 mit, dass „uns bekannt geworden [sei], dass sich in Hagen ein Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen gegründet haben soll.“¹

Auf welche Weise ihm diese Information zu Ohren gekommen ist, lässt der Schreiber offen. Jedoch bittet er die Polizeiverwaltung um ein Exemplar der Satzungen sowie das Mitgliederverzeichnis des Vereins. Auf den ersten Blick scheint es sich bei dem Schreiben des Kriegerverbandes um einen Standardbrief zu handeln. Auffallend ist jedoch die im Schriftstück zusätzlich ergänzte Bitte, „die Namen derjenigen Mitglieder, die anderen

bestätigten Kriegervereinen etwa bereits angehören, [...] [im Mitgliederverzeichnis] besonders kenntlich machen zu lassen.“² Hier lässt sich schon ein erster Argwohn gegenüber dem Verein inspe vermuten, welcher sich später auch bestätigt. In dem Antwortschreiben der Polizeiverwaltung Hagen an den Landes-Kriegerverband vom 27. September erfahren wir ein wenig mehr über besagten Verein. Er bestehe seit ca. drei Jahren als militärische Vereinigung und verfüge über etwa 40 Mitglieder. Aufgrund der geringen Mitgliederzahl sei bisher weder eine Bestätigung als Kriegerverein ersucht noch ein Mitgliederverzeichnis aufgestellt worden.³ Dies sollte sich jedoch im Laufe der folgenden Monate ändern.

Am 1. März 1913 formuliert der Vorstand des Kolonial- und Schutztruppenvereines für Hagen und Umgegend, in Person des Werkmeisters Emil Schulte, einen Brief an die Polizeiverwaltung mit der Bitte um Bestätigung als Kriegerverein. Als Anhang schickt er ein Mitgliederverzeichnis sowie die Vereinssatzung mit. Die Vereinssatzung gibt Aufschluss über den Zweck des Vereines. Dieser beinhaltet vor allem „die Liebe und Treue für Kaiser und Reich [...] zu betätigen und zu stärken, sowie die Anhänglichkeit an die Kriegs- und Soldatenzeit im Sinne kameradschaftlicher Treue und nationaler Gesinnung aufrecht zu erhalten“. Mitglied „kann jeder werden, wer in einer deutschen Kolonie oder Schutztruppe, oder der Deutschen Marine im Ausland gedient und den Fahneneid geleistet hat, [...] einen achtbaren Lebenswandel führt und in Hagen oder Umgebung einen Wohnsitz hat.“⁴ Weitere Paragraphen, die die Mitgliedschaft, Abläufe von Versammlungen, die Zusammensetzung des Vorstandes, das Vereinsvermögen und vieles mehr regeln, folgen. Im Mitgliederverzeichnis sind genau 40 Personen aufgeführt. Davon wohnen 27 Mitglieder in Hagen. Die weiteren kommen aus umliegenden Orten, wie z.B. Wetter, Bochum oder Haspe,

1 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 2r.

2 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 2r.

3 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 2v.

4 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 6r.

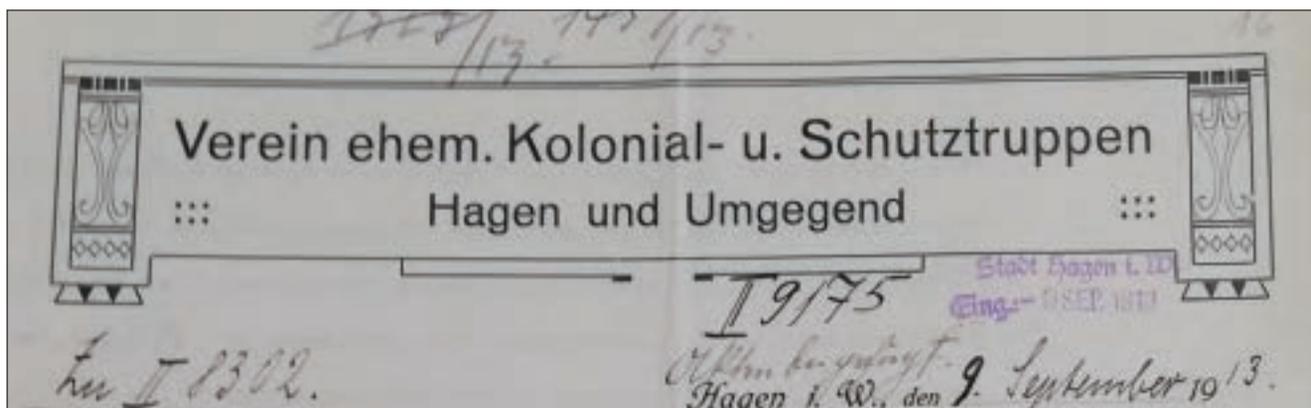


Abb. 1: Briefkopf des geplanten Vereins „Vereinigung ehemaliger Colonial-Schutztruppen Hagen Westfalen und Umgegend“

das damals noch nicht eingemeindet war. Die Mitglieder bilden eine bunte Mischung aus Postboten, Fabrik- und Lagerarbeitern, Lokomotivführern, Gastwirten, Malern, aber auch Polizeibeamten und Kaufmännern. Ihren Militärdienst leisteten sie in den Schutztruppen in Südwestafrika, in Divisionen in Ostasien oder im III. Seebataillon ab.⁵

Allgemein ist der Verein in Verwaltung und Selbstdarstellung sehr weit fortgeschritten. Er verfügt nicht nur über die besprochene Satzung, sondern auch schon über Briefpapier und Stempel (Abb. 1). Außerdem sind schon ordensähnliche Mitgliederabzeichen hergestellt worden. Deren Zentrum wird von einem Preußenadler eingenommen, auf dem Abzeichen, das die Form eines Eisernen Kreuzes hat, ist zu lesen: „Vereinigung ehemaliger Colonial-Schutztruppen Hagen Westfalen und Umgegend“. Das Band ist in den Farben des Kaiserreichs, Schwarz-Weiß-Rot, gefasst (Abb. 2). Der geplante Verein hatte also schon einiges in die Wege geleitet – nur die Bestätigung fehlte noch. Obwohl der Brief bereits Anfang März verfasst wurde, geht er erst am 5. Mai bei der Polizeiverwaltung Hagen ein. Hier kann nur vermutet werden, dass der Brief aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen erst Wochen später verschickt wurde.

Die Polizeiverwaltung wiederum leitete das Schreiben am 15. Mai samt Anhang – wie im September 1912 erbeten – an den Preußischen Landes-Kriegerverband „mit der Bitte um Äußerung“ weiter.⁶ Wie vereinbart, wurden im Mitgliederverzeichnis die Mitglieder kenntlich gemacht, d.h. rot unterstrichen, die bereits Mitglied eines anderen Kriegervereines waren. Es handelte sich dabei um fünf Mitglieder.

Am 10. August schließlich äußert sich der Preußische Landes-Kriegerverband zu dem eingegangenen Antrag. In dem Schreiben rät der geschäftsführende Vorsitzende des Landes-Kriegerverbandes, der Geheime Regierungsrat Westphal, der Polizeiverwaltung Hagen zu einer klaren Absage an den Verein. Aufgrund der geringen Mitgliederzahl sei der Verein „nicht als lebensfähig anzusehen“. Um auf die Mindestgröße von 40 Mitgliedern zu kommen, hätte „der Verein Mitglieder aus fünf verschiedenen Kreisen zusammen geholt“. Weiterhin könne „bei einem derartigen Verstreutwohnen der einzelnen Mitglieder von einem regen Vereinsleben nicht die Rede sein“ und überhaupt sei „eine solche Ausdehnung des Vereinsgebietes ganz unzulässig“.

Darüber hinaus gebe es in Hagen bereits 18 Kriegervereine, „sodass allen Mitgliedern reichlich Gelegenheit gegeben ist, durch den Beitritt zu einem Verein ihre patriotische Gesinnung zu bestätigen“. Die endgültige Entscheidung jedoch überlässt der Kriegerverband der Polizeiverwaltung.⁷



Abb. 2: Abzeichen des geplanten Vereins

⁵ Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 5r-v.

⁶ Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 3r.

⁷ Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 4r.

Diese entscheidet kurz darauf im Sinne des Kriegerverbandes und lässt am 16. August dem Verein eine kurze Notiz zukommen mit dem Hinweis, dass „eine Bestätigung des Kolonial- und Schutztruppenvereins für Hagen und Umgegend als Kriegsverein [...] hiermit versagt [wird], weil er nicht als lebensfähig anzusehen ist“. Der Landes-Kriegerverband in Berlin erhält ebenfalls die Rückmeldung, dass dem Verein die Bestätigung versagt worden sei.⁸

Diese Absage lässt der Verein nicht auf sich sitzen und richtet sich am 9. September mit einem leidenschaftlichen Plädoyer an die Polizeiverwaltung der Stadt Hagen. Der Brief des Vereins ist – vermutlich um seine Ambitionen auch äußerlich zu unterstreichen – auf dem bereits gedruckten und mit eigenem Logo versehenen Vereinspapier geschrieben. Der Vorsitzende Emil Schulte bittet darin, dass der Antrag doch nochmals überprüft werden solle und führt Argumente ins Feld, die sein Anliegen unterstützen. So sei der hohe Anteil an Nicht-Hagenern im Verein doch allein darauf zurückzuführen, dass ursprünglich in Hagen wohnende Mitglieder im Laufe ihrer Mitgliedschaft „eine auswärtige Erwerbsstelle antreten mussten“ oder „nur vorübergehend versetzt worden“ seien. Ihr Engagement für den Verein würde dies keinesfalls beeinträchtigen. Der Grund für die geringe Mitgliederzahl sei zudem, dass interessierte Kameraden erst auf die offizielle Bestätigung des Vereins warten würden, „dann aber bestimmt beitreten“.

Wie viele potentielle Vereinsmitglieder es tatsächlich gibt, lässt Emil Schulte an dieser Stelle allerdings offen. Dafür betont er nochmals die Exklusivität seines Vereins und dass dieser „nicht mit einem anderen bestehenden Krieger-Verein verglichen werden“ könne. Die Mitglieder hätten „Interessen, die nur im eigenen Verein und im engsten Kreis gepflegt werden können“. Dies sei auch von der Delegiertenversammlung des hiesigen Kreis-Kriegerverbandes am 19. Juni des Jahres bestätigt worden. Zu guter Letzt verweist er darauf, dass in anderen Städten, die mehr als 18 Kriegervereine hätten – wie etwa Dortmund, Essen oder Gelsenkirchen – in letzter Zeit Kolonialkriegervereine zugelassen worden seien, die sogar eine noch niedrigere Mitgliederzahl als der Hagener Verein hätten.⁹

Die Polizeiverwaltung leitet am 11. September die Rückmeldung des Vereins wieder an den Preußischen Landes-Kriegerverband weiter mit der Bitte um „nochmalige Äußerung“ zum Sachverhalt.¹⁰ Die Antwort des Landes-Kriegerverbandes erfolgt am 21. Oktober mit dem erneuten Hinweis, dass sie eine Bestätigung „auch jetzt nicht empfehlen können“. Die drängenden Argumente des Vereines haben beim Kriegerverband offensichtlich keinen Eindruck hinterlassen. Im Gegenteil, es hätte sich „in den Verhältnissen“ des Vereines „nichts geändert“. Darüber hinaus wirft der Kriegerverband dem Verein vor, dass die „in seiner Eingabe angeführte Behauptung von der Anerkennung der Delegiertenversammlung des Kreis-Kriegerverbandes Hagen nicht den Tatsachen“ entspreche. Die Delegiertenversammlung habe sich in benannter Sitzung „ausdrücklich gegen die Bestätigung des Vereins ausgesprochen.“ So bleibe es bei der Bitte um Ablehnung des Antrages.¹¹

Wer von beiden Parteien in Bezug auf die Äußerung der Delegiertenversammlung nun recht behält, bleibt offen. Von keiner Seite ist ein entsprechender Nachweis in den Akten hinterlegt. Das Resultat bleibt allerdings dasselbe: Von der Polizeiverwaltung ist nur noch eine einzeilige Notiz vom 24. Oktober zu lesen, die besagt, dass der Verein „ablehnend“ zu beurteilen sei. Abschließend sei der Kriegerverband über die endgültige Entscheidung zu informieren und die Korrespondenz nun zu den Akten zu geben.¹² Damit schließt die Akte.

Ob der Verein noch einen weiteren Versuch gestartet hat, ist nicht bekannt. Letztendlich konnte er trotz fertig ausformulierter Satzungen, geprägter Ehrenzeichen, bereits gedrucktem Vereinsbriefpapier, geschnittenen Stempeln und eigenem Logo sowie scheinbar williger Mitglieder den Kriegerverband und die Polizeiverwaltung nicht von seiner Notwendigkeit überzeugen.

8 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 4v.

9 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 16r-v.

10 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 16f.

11 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 15r.

12 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 15r.



Forscher und Wissenschaftler aus Hagen



„Wendepunkt Afrika“. Von Hagen nach Washington: Der Ethnologe und Diplomat Heinrich Wieschhoff

Pia Bosch

Seine erste Expedition nach Südafrika unternahm Wieschhoff in den Jahren 1928 bis 1930 – bis zu seinem Tod im Jahr 1961 verfasste er zahlreiche Arbeiten über die afrikanische Kultur und war einer der wichtigsten Afrikaforscher und Ethnologen seiner Zeit. Heinrich Albert Wieschhoff wurde 1906 in Hagen geboren und wuchs in Bönen-Altenbögge auf. Nach der Mittleren Reife machte er zunächst eine Ausbildung zum Elektriker und wollte Ingenieur werden. Nach einem schweren Betriebsunfall war Wieschhoff jedoch gezwungen seine Lehre abzubrechen. Er kehrte an das Pestalozzi-Gymnasium in Unna zurück und legte dort 1928 das Abitur ab. Dieser Zeitpunkt wurde zum Wendepunkt in Wieschhoffs Leben:

Einer seiner Lehrer begeisterte ihn so sehr für fremde Völker und Kulturen, dass er einen völlig neuen Weg einschlug und beschloss das Studium der Völkerkunde aufzunehmen.¹ Während seines Studiums in Frankfurt war er ein Schüler und gehandelter Nachfolger des Ethnologen Leo Frobenius. Wieschhoff wandte sich schon bald dessen Lehre der Kulturmorphologie zu, die davon ausgeht, dass die Kultur etwas dem Menschen übergeordnetes ist, und nicht etwas von ihm geschaffenes.²

Frobenius' Ansatz besteht unter anderem darin, dass die eigentlich afrikanischen Kulturen durch den Einfluss der Kolonialisierung und das Fortschreiten des Islam bereits verschwunden seien. Er versucht das ursprüngliche Afrika anhand der von ihm gesammelten Märchen, Geschichten usw. zu rekonstruieren. Dabei geht er von einer grandiosen kulturellen Vergangenheit Afrikas aus, von der in der Gegenwart kaum etwas übriggeblieben sei. Frobenius ist damit einer



Abb. 1: Bildtafel aus der Doktorarbeit Wieschhoffs zur Systematisierung afrikanischer Trommeln, 1933

¹ Vgl. hierzu den Bericht auf wa.de, einem Presseorgan der Westfälischen Anzeigen Verlagsgesellschaft. 50. Todestag von Heinrich Wieschhoff: www.wa.de/lokales/boenen/todestag-heinrich-wieschhoff-1407946.html [21.04.2019].

² Martin Rössler: Die deutschsprachige Ethnologie bis ca. 1960. Ein historischer Abriss, Köln 2007, S. 15ff.

der ersten, der Afrika eine eigene historische Entwicklung zugesteht. In seinen Versuchen diese nachzuvollziehen, suchte Frobenius auch nach Lösungen für Probleme in der eigenen Gesellschaft. In seiner Interpretation Afrikas sah er die geschichtliche Entwicklung dieser gespiegelt.³

Heinrich Wieschhoff arbeitete von 1928 bis 1935 als wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Afrika-Archiv der Universität Frankfurt. Basierend auf seinen Forschungen während der, von Frobenius organisierten, Südafrika-Expedition des Afrika Archivs DIAFE IX. (Deutsche Inner-Afrika Forschungs-Expedition) verfasste er seine Doktorarbeit über die afrikanischen Trommeln (Abb. 1).⁴

Neben einer analytischen Behandlung der Trommelelemente und -formen erarbeitete Wieschhoff auch bedeutsame kulturelle Bezugspunkte zwischen der Entstehung von Trommeln und afrikanischer Alltagskultur und trat in seiner rekonstruierenden, induktiven Arbeitsweise in die Fußstapfen seines Lehrmeisters Leo Frobenius. In seiner Dissertation „Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen“ beschreibt Wieschhoff eben jene Herausforderung in der Ethnologie, die zum einen darin besteht, ein einzelnes Kulturgut „in seiner geschichtlichen Ausdehnung zu verfolgen“ und mit anderen Kultursymptomen in Beziehung zu setzen und wenn möglich sogar chronologisch zu ordnen. Zum anderen will Wieschhoff die kulturellen Erscheinungsformen in Entwicklungsstadien darstellen, die von einer „Urform“ durch alle Zwischenformen bis zur letzten Ausgestaltung verfolgt werden können.⁵

Frobenius' kulturmorphologischer Ansatz wird hier besonders deutlich, denn er beschreibt die Anschauung, in der jede Kultur nicht nur einem Organismus im physischen Sinne gleicht, sondern auch eine individuelle Seele aufweist, die parallel zum Organismus vom Zeitpunkt ihres Entstehens bis zu ihrem Tode drei Wachstumsstadien durchläuft. Frobenius nannte diese Stadien Ergriffenheit (entspricht der Jugend), Ausdruck (Reife, Erwachsenenstatus) und Anwendung (Alter).⁶

Im Kontext des zunehmenden Nationalsozialismus in Deutschland und dem davon begünstigten Kolonialrevisionismus stellen die Arbeiten Wieschhoffs einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung dar. Das völkisch-rassistische Prinzip, die hierarchi-



Abb. 2: Tafel aus dem Führer der Afrikasektion im Museum der University of Pennsylvania, 1945 verfasst von Wieschhoff

sche Ordnung zwischen Völkern und Rassen, die sozialdarwinistische Idee vom Kampf der Rassen und Völker untereinander sowie die Betonung des Volkstums an der Seite des Nationalismus – dies und weitere Grundsätze spiegeln sich in den wissenschaftlichen Arbeiten vieler Ethnologen während des Nationalsozialismus.

Die ideologischen Grundlagen galten auch als zentraler Gegenstand um die „künftige Kolonialpolitik“ zu stützen, die seit dem Verlust der überseeischen Kolonien nach dem Ersten Weltkrieg anvisiert wurde. Eine wissenschaftlich angewandte Völkerkunde war den nationalsozialistischen Ideologien ausgesprochen dienlich.⁷ Während Adolf Hitler vor „einer aus dauernder Bastardisierung langsam sich bildenden niederen Rasse“⁸ sprach und namhafte Ethnologen wie Richard Thurnwald eine syste-

3 Helmut Straube: Frobenius, Leo, in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 641f.

4 Werner Röder/Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Band 1: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, München 1980, S. 818f.

5 Heinrich Wieschhoff: Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen, Stuttgart 1933, S. 4.

6 Rössler: Die deutschsprachige Ethnologie, S. 15f.

7 Ebd., S. 19f.

8 Wolfgang W. Schmokel: Der Traum vom Reich. Der deutsche Kolonialismus zwischen 1919 und 1945, Gütersloh 1967, S. 30 mit Bezug auf „Mein Kampf“.

matische, ethnologische Theorie des Kolonialismus ansetzen⁹, vermittelt Wieschhoff tiefe Einblicke in die afrikanische Kultur, das Alltagsleben, Bräuche und Rituale und hob sich mit seiner Arbeit und seiner Verfolgung kulturmorphologischer Ansätze deutlich von rassistischem und stereotypem Gedankengut ab.

Viele kritische Ethnologen, die sich nicht der Ideologie entsprechend positionierten, mussten schwerwiegende politische Konsequenzen ertragen – Schreibverbot, Inhaftierung, Aberkennung der Lehrbefugnis, Entlassung und erzwungene Emigration zählten dazu. Nach 1936 emigrierte auch Wieschhoff in die USA. Über das Jahr seiner Ausreise gibt es jedoch unterschiedliche Angaben: Während das „Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration“ als Emigrationsjahr 1933 ausweist,¹⁰ deuten die Quellen des „American Biographical Archive“ und die Übersicht der früheren Mitarbeiter des Frobenius-Institut in Frankfurt auf 1936 oder 1937¹¹ hin. Eine überstürzte Ausreise aus dem nationalsozialistischen Deutschland und ein noch nicht ausgelaufener Arbeitsvertrag mit dem Frobenius-Institut könnten mögliche Gründe dafür sein, ebenso wie drohende oder bereits umgesetzte Benachteiligungen als politisch-ideologische Konsequenz.

Ab 1935 war Wieschhoff laut „American Biographical Archive“ Lektor für die anthropologische Abteilung der University of Pennsylvania. Von 1937 bis 1941 nahm er dort die Stelle eines Dozenten ein und unterrichtete eine Vielzahl afrikanischer Schüler, die später in ihren Heimatländern wichtige Führungspositionen bekleideten. Zudem war es ihm hier möglich, seine Afrika-Studien fortzusetzen. Ab 1941 wurde er zum Kurator der Afrikanischen Sektion im Universitätsmuseum. In dieser Stellung verfasste er einen Führer für diesen Bereich des Museums (Abb. 2). Schließlich berief man ihn zum Berater in der Abteilung des British Empire, ins Büro des „Amtes für strategische Dienste“ in Washington D.C. (Office of Strategic Services, OSS).

Das OSS war von 1942 bis 1945 ein Nachrichtendienst des Kriegsministeriums der Vereinigten Staaten und beteiligte sich somit, wie bereits andere historische Persönlichkeiten (z.B. der Historiker Arthur Schlesinger und der Politologe Franz Neumann)¹², an der Bekämpfung des nationalsozialistischen Deutschlands.

In den weiteren Jahren agierte Wieschhoff, nun Leiter der Territorial Research Analysis Section der UN, als Berater für koloniale Fragen. Von 1955 bis 1960 war er Direktor der UN Trusteeship Division. Im Jahre 1951 nahm er als Sekretär im Ad-hoc Ausschuss der UN-Vollversammlung für Südwestafrika teil und war Sekretär mehrerer UN-Delegationen nach Afrika. Zuletzt besetzte Wieschhoff das Amt des Abteilungsleiters bei der UNO und begleitete den Generalsekretär Dag Hammarskjöld in den Jahren 1960 und 1961 auf vier Dienstreisen in den ehemaligen Belgisch-Kongo. Im September 1961 verunglückte Wieschhoff gemeinsam mit Hammarskjöld tödlich bei einem Flugzeugabsturz.¹³ Auf dem Flug zu einem Treffen zur Beilegung des Kongo-Konfliktes zerschellte das Flugzeug der UNO-Delegation wenige Kilometer vor der Landung am Boden. Bis heute ist die Ursache des Absturzes ungeklärt¹⁴ und über ein Mordkomplott und Sabotage¹⁵ wird nach wie vor spekuliert.

Heinrich Wieschhoffs Vermächtnis umfasst ein herausragendes diplomatisches Engagement und ein beachtliches ethnologisches Werk über Afrika.¹⁶ Anlässlich seines Todes fand am 28. September 1961 eine große Trauerfeier im UNO-Plenarsaal von New York statt, bei der die Verdienste des UNO-Diplomaten gewürdigt wurden. Zum 50. Todestag veröffentlichte die UNO eine Festschrift, die auch Heinrich Wieschhoff gewidmet ist. Der ungewöhnliche Lebensweg des Forschers und Diplomaten blieb in Deutschland hingegen bis heute weitestgehend unbekannt.¹⁷

9 Rössler: Die deutschsprachige Ethnologie, S. 19.

10 Werner Röder/Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch, S. 818

11 American Biographical Archive: Biographical encyclopedia of the world, 3. Aufl., Wieschhoff, Heinrich Albert. Fiche location II 672,252. Part 2; Frobenius Institut: Frühere Mitarbeiter. www.frobenius-institut.de/institut/team/fruehere-mitarbeiter, [21.04.2019].

12 Süddeutsche Zeitung: Das Who ist Who berühmter US-Spione. www.sueddeutsche.de/politik/ehemaliger-us-geheimdienst-oss-das-who-is-who-beruehmter-us-spione-1.596125, [21.04.2019].

13 Werner Röder/Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch.

14 Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft: 50. Todestag von Heinrich Wieschhoff. www.wa.de/lokales/boenen/todestag-heinrich-wieschhoff-1407946.html. [21.04.2019].

15 Vgl. u.a. www.faz.de: Tod von Dag Hammarskjöld. Spuren eines Komplotts. www.faz.net/aktuell/politik/ausland/tod-von-dag-hammarskjoeld-spuren-eines-komplotts-13488206.html (21.04.2019)

16 Werner Röder/Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch. Eine Auswahl von Wieschhoffs Werken: Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen, Stuttgart 1933 (Neudruck New York 1968); The Zimbabwe-Monomoptapa Culture in Southeast Africa. Menasha/Wisc. 1941; African Handbook (Hg.), 7 Bände. Philadelphia/Pa. 1943-47; Colonial Policies in Africa, Philadelphia 1944 (Neudruck 1972); African Transcripts (Hg.), Philadelphia/Pa. 1945-46; Anthropology Bibliography of Negro Africa, New Haven 1948.

17 Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft: 50. Todestag von Heinrich Wieschhoff. www.wa.de/lokales/boenen/todestag-heinrich-wieschhoff-1407946.html [21.04.2019].

Helmut Erlinghagen (1915–1994) – ein Jesuit aus Hagen als Augenzeuge in Hiroshima

Stefan Omlor

„Was Japan wirklich ist, wurde mir erst voll bewusst, als ich nach meiner Rückkehr in die Bundesrepublik fünf Semester an den Universitäten Mainz und Trier-Kaiserslautern Vorlesungen über japanologische Fragen halten konnte und dabei erlebte, wie unrealistisch das Bild sein kann, das sich der Nichtjapaner von Japan macht. Rücksichten diplomatischer Art, sensationelle Vermengung von längst Vergangenen mit gegenwärtigen Problemen oder schlichte Befangenheit lassen Japan in vielen Büchern in einem recht unwahrscheinlichen Licht erscheinen.“¹

So begründet Professor Helmut Erlinghagen (1915-1994), der zwischen 1937 und 1971 in Japan gelebt hat, seinen Entschluss ein Buch über Japan zu schreiben (Abb. 1). Das Werk erschien 1974 unter dem Titel „Ein deutscher Japaner über die Japaner“ und arrivierte rasch zu einem Standardwerk über Japan.

Helmut Erlinghagen wurde am 9. Oktober 1915 als letztes von vier Kindern in Haspe (jetzt zu Hagen) – wahrscheinlich in der Hestertstraße 20, damals Wohnsitz der Eltern Ernst und Berta – geboren. Er wuchs mit zwei Brüdern und einer Schwester in bescheidenen Verhältnissen auf. Die Schwester verstarb noch im Kleinkindalter. Da sein Vater bereits 1916 in Russland fiel, musste seine Mutter als Tagelöhnerin, Putzfrau und Fabrikarbeiterin für den Lebensunterhalt der Familie sorgen. Zunächst zog sie mit ihren drei Söhnen nach Marienheide, einem kleinen Ort in der Nähe von Hagen. Hier besuchten die drei Jungen die Volksschule. 1922 zog die Familie dann nach Haspe zurück. Dort ermöglichte Berta Erlinghagen ihren Söhnen Helmut und Karl den Besuch des Reform-Realgymnasiums. Nach dem Abitur wurde Helmut 1935 Mitglied der Gesellschaft Jesu. Er folgte damit dem Beispiel seines älteren Bruders Karl.

1937 zog es den damals 21jährigen Helmut nach Japan. In Hiroshima studierte er Philosophie, Shintoismus und Buddhismus und arbeitete dann als Gymnasiallehrer in Kobe. Für eine weitere Studienphase ging er nach Tokyo, die er allerdings Ende des Jahres 1944 wegen der amerikanischen Bombenangriffe auf die

Stadt abbrechen musste. Er wurde nach Hiroshima evakuiert. Er nahm seinen Wohnsitz im Hause des Jesuiten-Noviziats, das drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt lag. Dort erlebte er am Morgen des 6. August 1945 die Explosion der ersten Atombombe. Sein diesbezüglicher Augenzeugenbericht lautet:

„In diesem Moment, es war inzwischen 8.15 Uhr, blitzte ein riesiges Licht über dem Zentrum auf, doch im gleichen Augenblick hatte ich das Gefühl, das Licht, hundertmal stärker als die Sonne, sei über und um mich. Ein greller Lichtschein, ähnlich dem Magnesiumlicht, das man früher bei Blitzlichtaufnahmen benutzte, gelblichweiß und gleißend, erfüllte alles. Geblendet wich ich zurück. Plötzlich fühlte ich eine starke Hitze und warf mich entsetzt auf den Boden unmittelbar vor dem Fenster, wie wir es oft in Gedanken trainiert haben. Ich lag vielleicht zwei oder drei Sekunden da, als es furchterlich knallte. Mein Zimmer und das ganze Haus wurden erschüttert. Ich war über und über mit Glassplittern, Holzstücken und aus den Wänden gerissenen Lehmbrocken bedeckt. Ich kroch unter den Schreibtisch und betete. Das ist das Ende, dachte ich und wartete auf den Gnadentod. Doch nichts geschah. [...] Von Hiroshima zogen ungeheure Rauchwolken herüber. [...] Gegen zehn Uhr wurde der Himmel nicht nur über der Stadt, sondern auch über uns merkwürdig dunkel. Bald fielen schwere Regentropfen, die voll von Schmutz – offenbar Rauch und Asche – waren. [...] Einige von uns waren schon zur Hauptverkehrsstraße geeilt, die etwa zehn Minuten vom Hause entfernt von Hiroshima nach Norden führte, um dort zu helfen. So machte ich mich allein auf den Weg zur Nachbarin. Es war meine erste Begegnung mit den Schrecken der Verwundeten. In unserem Haus lagen sie dicht nebeneinander, Körper an Körper. Es kamen immer neue, meistens in geschlossenen Reihen von sieben bis acht Personen, vorwiegend Frauen, die am Kopf und im Gesicht so verbrannt waren, dass die Brandblasen sie völlig unkenntlich machten.“²

Helmut Erlinghagen war einer der wenigen ausländischen Augenzeugen des Atombombenabwurfs; wie all jene anderen Zeitzeugen sollte auch ihn dieses schreckliche Erlebnis ein

¹ Helmut Erlinghagen: Japan. Ein deutscher Japaner über die Japaner, Stuttgart 1974, S. 5f.

² Helmut Erlinghagen: Hiroshima und Wir. Augenzeugenberichte und Perspektiven, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1984, S. 14-17.



Abb. 1: Passfoto aus Erlinghagens Personalakte

Leben lang begleiten. Im gleichen Jahr erhielt er die Priesterweihe. Nach Kriegsende setzte er sein Studium in den USA fort. Er ging an die Fordham Universität in New York. An dieser katholischen Hochschule, die 1841 von Jesuiten gegründet worden war, beendete er sein Studium und promovierte 1953 mit einer Arbeit, die folgenden Titel trägt: „Moral, Personal Responsibility: its Conditions and Limitations“. In dieser Arbeit, die aus einem historisch und einem konzeptionell angelegten Teil besteht, diskutiert er die Moral und die persönliche Verantwortung des Menschen.

Im historischen Teil erörtert er das Verständnis von menschlicher Verantwortung bei Aristoteles, Thomas von Aquin, Descartes, Spinoza, Leibniz und Hume. Im theoretisch konzipierten Teil entwickelt er ein Konzept von menschlicher Verantwortung, leitet daraus dann die diesbezüglichen ethischen Anforderungen wie die Rahmenbedingungen ab und kommt zu dem

Schluss, dass Verantwortung ein Teil des Menschseins ist; und als solches ist es immer existent: „[I]t is true that the basic problems, such as freedom and responsibility, and ignorance and responsibility are never absent.“³ Beide Themenbereiche müssen als Ausdruck seiner Hiroshima-Erfahrung interpretiert werden, denn mit beiden dieser philosophisch anspruchsvollen und ethisch relevanten Gegenstände beschäftigte er sich zeit seines Lebens. So äußerte er sich 1982 – in diesem Jahr wurde sein Augenzeugenbericht über den Atombombenabwurf zum ersten Mal veröffentlicht – rund um die Ereignisse in Hiroshima wie folgt:

„So gesehen, muss der Einsatz der Atomwaffe auf Hiroshima als unmoralisch, ja, verbrecherisch eingestuft werden, weil in diesem Falle die ganze Stadt das Ziel war. [...] selbst in einem solchen Falle, wo das Ziel rein militärischer Natur wäre, bliebe die Frage, ob eine Waffe, die so furchtbare und langwierige Folgen für die Lebenden hervorruft, nicht grundsätzlich verurteilt werden muß. Für Atomwaffen gilt [...]: Waffen und Geschosse oder Material, die unnötiges Leid verursachen, dürfen nicht eingesetzt werden.“⁴

Er widersprach auch dem amerikanischen Präsidenten Harry S. Truman, der behauptet hatte, dass die beiden Atombombenabwürfe über Japan einen längeren Krieg, in dem noch mehr Opfer zu beklagen gewesen wären, verhindert hätten, indem er zu bedenken gibt: „Denn selbst wenn der Zweck [der Abwürfe der Atombomben], die Verhütung weiteren Blutvergießens, ein guter war, so war das Mittel, nämlich die Tötung hunderttausender unschuldiger Menschen, eindeutig schlecht.“⁵ Erlinghagen führt in seinem Augenzeugenbericht zudem aus, dass in der gesamten Literatur über Hiroshima die Schuldfrage ausgeklammert worden sei. Er argumentiert, dass in der Analyse der Fakten die Nennung des Hauptschuldigen unterlassen würde. Nach seiner ethisch basierten Meinung zeigt diese Unterlassung, wie schwer die moralische Hypothek von Hiroshima auf der Menschheit lastet. Die Bombe habe das Gewissen ganzer Völker pervertiert und das Gewissen der verantwortlichen Politiker abgestumpft, „die deswegen wohl kaum die moralische Kraft aufbringen, die nötig wäre, eine Wiederholung von Hiroshima zu vermeiden.“⁶

Neben der moralischen Verurteilung des Atombombenabwurfs und der Bewertung seiner Folgen für die Menschheit engagierte sich Erlinghagen mit großer Leidenschaft und Intensität für seine Wahlheimat Japan. Er wollte, auch wenn er „in Japan

3 Helmut Erlinghagen: Moral, personal Responsibility: Its Conditions and Limitations, ETD Collection for Fordham University. AAI10992403, 1953, S. 2

4 Erlinghagen: Hiroshima und wir, S. 107.

5 Ebd., S. 108.

6 Ebd., S. 110.

stets ein Fremder war“, die Japaner nicht nur kennenlernen, sondern auch verstehen. Obwohl er sich sicher war, „unter allen großen Nationen der Erde sind die Japaner die merkwürdigste Nation“, faszinierten ihn Japan und seine Bevölkerung.⁷ Erlinghagen lernte Japan und die Japaner durch seine Lehre als Professor an der Sophia-Universität in Tokyo kennen. Die Universität wurde als Jōchi Daigaku gegründet. Sie wurde später Sophia-Hochschule genannt und erlangte die staatliche Anerkennung als Universität im April 1913.⁸

Dr. Hermann Hoffmann (1863-1937), ein Philosophieprofessor der Jesuitenakademie im holländischen Valkenburg, wurde ihr erster Präsident. Er prägte die Universität als katholische Einrichtung und leitete sie bis zu seinem Tod. Seit 1948 liegt die Leitung der Sophia-Universität in den Händen der japanischen Vizeprovinz der Jesuiten. Die deutschen Jesuiten aber blieben der Universität weiterhin in besonderer Weise verbunden; so auch Helmut Erlinghagen. Er gehörte zu einer in den 1930er Jahren nach Japan gekommenen Gruppe junger Jesuiten, die sich dann nach dem Zweiten Weltkrieg dazu entschieden hatte, ihre Arbeit vor Ort fortzusetzen. Diese Jesuiten konzentrierten ihre Lehrtätigkeit auf den Unterricht geisteswissenschaftlicher Fächer wie z. B. deutsche Sprache, Kultur, Philosophie und Theologie – ein Universitätsfach, das inzwischen von der japanischen Regierung toleriert wurde.

Helmut Erlinghagen lehrte das Fach Ethik. Wie einige seiner Kollegen entwickelte er sich zu einem Kulturvermittler, indem er begann, seine Kenntnisse über Japan zu publizieren, sodass sie in die Welt hinausgetragen wurden. 1971 kehrte er nach Deutschland zurück. Dort übernahm er Lehraufträge für Japanologie an den Universitäten in Mainz und Trier-Kaiserslautern. Er schrieb Bücher wie z. B.: „Ein deutscher Japaner über Japan“ oder „Japan. Eine Landeskunde“ und „Wandel in den Wertvorstellungen Japans“. Aufgrund seiner zahlreichen Publikationen wurde er zu einem bedeutenden Japanologen. Außerdem trat er auch als Übersetzer auf. Er übersetzte beispielsweise das Werk von Otohiko Kaga „Die Hand des Riesen“. Dieser Roman verbindet Japans Kapitulation, den Kyujo-Vorfall und den Putschversuch vom 26. Februar 1936 mit einer Beschreibung des Alltags in einer Kadettenanstalt während der letzten Kriegsjahre und des Bombenhagels auf Tokio.

Gleichwohl blieben Moral und Verantwortung bzw. der Atombombenabwurf über Hiroshima sein Lebensthema. Sprechende Belege hierfür sind das bereits zitierte Werk „Hiroshima und wir“, aber auch sein Buch „Selbstmord und Lebenssinn im Atomzeitalter“. Seine Kernthese, was „Lebenssinn heute wenigstens auch bedeuten muss, [lautet]: die Bewahrung des Menschen, aber auch des Tier- und Pflanzenreichs vor dem atomaren Untergang. [...] Die Rettung [...] kann nur heißen: erhöhte Aufmerksamkeit und ernsteres Verantwortungsbeußtsein.“⁹

Als Spätfolge des Atomabwurfs wurde Erlinghagen 1978 schwer lungenkrank und verstarb am 29. Oktober 1987 in Bad Soden an diesen Folgen.

7 Erlinghagen: Japan. Ein deutscher Japaner, S. 5, 11.

8 Harald Fuss: Jesuiten in Japan, www.dijtokyo.org/doc/JS17_fuess.pdf [20.01. 2019], S. 88.

9 Helmut Erlinghagen: Selbstmord und Lebenssinn im Atomzeitalter, Bodenheim 1994, S. 11.

Eduard Eversmann, ein Naturforscher aus Wehringhausen und seine Reise vom Uralgebirge nach Buchara an der Seidenstraße

Fariba Vakhshouri

Eduard Eversmann wurde am 23. Januar 1794 im damals noch eigenständigen Wehringhausen geboren (erst 1876 wurde Wehringhausen nach Hagen eingemeindet). Sein Vater war August Alexander Eversmann (1759-1837), seine Mutter Marianne Hermann (1765-1809), die Tochter des Iserlohner Kaufmanns Johann Hermann Loebbecke. Er hatte elf Geschwister, von denen zwei das Erwachsenenalter nicht erreichten.

Eduard Eversmann studierte von 1812 bis 1814 in Marburg an der Lahn und Halle an der Saale Philosophie, er erhielt im Jahr 1814 den Dokortitel in Philosophie und den Magister der Freien Künste. Anschließend studierte er an der frisch gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin (der heutigen Humboldt-Universität) hauptsächlich Naturwissenschaften. Seine bevorzugten Fächer waren Mineralogie und Entomologie (Insektenkunde). Nach dem Studium ging er mit seinem Vater nach Dorpat im Baltikum, das damals zum russischen Zarenreich gehörte. Eduard Eversmann studierte bis 1817 in Dorpat Medizin.¹

Eversmann lebte ab Ende 1816 in Slatoust im Uralgebirge, wo er die tatarische und die persische Sprache sowie die Religion des Islam studierte. Er kehrte im Jahr 1820 nach Orenburg zurück und arbeitete sieben Jahre lang als Mediziner. Er wirkte dann ab 1827 als Professor für Zoologie in Kasan, von wo aus er viele Expeditionen in das Gebiet zwischen Wolgafluss und dem Ural durchführte. Eversmann wurde in Kasan außerdem zum Staatsrat ernannt.

Im Oktober 1820 nahm er an einer kaiserlichen Expedition teil, gemeinsam mit dem deutsch-baltischen Offizier Georg von Meyendorff (1795-1863) und dem ebenfalls deutsch-baltischen Mediziner Christan Pander (1794-1865). Georg von Meyendorff hatte die Führung der Expedition inne. Eversmann erreichte das heute in Usbekistan in Zentralasien liegende Buchara am

20. Dezember 1820 und blieb dort bis zum 22. März 1821. Da er unter Spionageverdacht geraten war, musste er als heimischer Händler verkleidet nach Kaschgar fliehen. Seine Pläne, weiter bis nach Indien zu gelangen, wurden dadurch vereitelt. Noch 1821 heiratete er Sophie Mansurow aus Orenburg, mit der er vier Söhne und eine Tochter hatte. Im Jahr 1823 veröffentlichte er in Berlin seinen bekannten Reisebericht „Reise von Orenburg nach Buchara.“² Neben einem Stadtplan von Buchara sind nur zwei Abbildungen in das Werk aufgenommen: die „Begattung der Kameele“ (Abb. 1) und „das Grabmahl eines vornehmen Kirgisen“ (Abb. 2), beide „nach der Natur gezeichnet.“

Im Jahr 1825 war Eversmann als Naturforscher mit einer Expedition in Khiva. Von 1828 bis 1860 war er Professor der Zoologie



Abb. 1: Erster Kupferstich aus Eversmanns „Reise von Orenburg nach Buchara“ (1823)

¹ Jens Bergmann: Zwei Männer von großer Bedeutung: Eversmann – Vater und Sohn, in: HagenBuch 7 (2013), S. 71-75; Henze, Dietmar: Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde, Bd. 2, ND Darmstadt 2011, S. 188 (s. v. Eduard Eversmann).

² Eduard Eversmann: Reise von Orenburg nach Buchara, nebst einem Wortverzeichnis aus der Afgahnischen [sic] Sprache [...], Berlin 1823.

und Botanik an der Universität Kasan. Er hat mehr als dreißig Jahre die Natur in Steppe, Ural und Wolgagebiet erforscht und dabei viele Sammlungen angelegt, aus denen einige Stücke auch nach Berlin und St. Petersburg gelangten. In seiner über 30 Jahre langen wissenschaftlichen Tätigkeit verfasste er zahlreiche wissenschaftliche Schriften. Eduard Eversmann starb am 14. April 1860 in Kasan.

In Hagen ist Eduard Eversmann heute weithin vergessen. Zu seinem 70. Todestag verfasste H. Reurik für die „Hagener Heimatblätter“ 1930 eine kurze Notiz. Für uns heute recht befremdlich und deutschtümelnd schloss er sie mit den Worten:

„Eduard Friedrich Eversmann gehört zu den ungezählten Westfalen, die ins ‚Oystland‘ gezogen sind; nur war er nicht Staatsmann, wie der unglückliche Bochumer Pfarrersohn, der Graf Ostermann, auch nicht ein Hanseate oder ein Landwirt, wie die heute bedauernden Wolgadeutschen, sondern ein Gelehrter, der seine Aufgabe als deutscher Kulturträger im damaligen europäischen und asiatischen Rußland glänzend erfüllen konnte und dessen wir, stolz auf unsern großen Landmann, ungetrübt zu gedenken vermögen.“³

Über Eversmanns Geschwister ist noch weniger bekannt als über ihn selbst. Mindestens zwei von ihnen waren ebenfalls weitgereist: Sein Bruder Ludwig Heinrich Konstantin (1799-1859) wanderte 1822 in die Vereinigten Staaten aus. In Missouri legte er eine Farm an und heiratete 1827 Anna Mac Lean. Der Bruder Julius (1805-1871) wanderte ebenfalls aus, nämlich 1828 nach Mexiko. Als Kaufmann war er zunächst in Veracruz tätig, dann in Tampico. Er heiratete 1841 Marie Nöggerath, Tochter eines Bonner Oberbergrates. Anders als die beiden älteren Brüder blieb er jedoch nicht im Ausland. Er kehrte 1853 nach Bonn zurück, wo er knapp zwei Jahrzehnte später auch starb.⁴



Abb. 2: Zweiter Kupferstich aus Eversmanns „Reise von Orenburg nach Buchara“ (1823)

³ H. Reurik: Eduard Friedrich Eversmann, ein Hagener Turkestanforscher und berühmter Zoologe, in: Hagener Heimatblätter. Amtliche Beilage zur Hagener Zeitung, Nr. 5, Mai 1930, S. 2. Vgl. ferner Adolf Sellmann: Ein großer und berühmter Naturforscher ein Wehringhauser Kind: Universitätsprofessor und Staatsrat Dr. Eduard Eversmann, in: Hagener Zeitung, 25. und 26.6.1936.

⁴ Adolf Sellmann: Die Familie Alexander Eversmanns. Die Deutung einer Grabsteininschrift auf dem Buscheyfriedhofe, in: Hagener Heimatblätter. Amtliche Beilage zur Hagener Zeitung, Nr. 4, April 1931, S. 2.

Das „Kolonialreich der Zukunft“ von Theodor Springmann jun.

Patrizia Gallistru-März

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstand in Deutschland eine tiefe Indiensehnsucht. Viele beschäftigten sich mit indischer Religiosität und Kultur. Die Begeisterung für die Werke des 1913 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichneten indischen Dichters Rabindranath Tagore sowie für den 1922 veröffentlichten Roman „Siddharta“ von Hermann Hesse sind zwei Beispiele dafür.¹ Auch der Hagener Fabrikant Theodor Springmann jun., Übersetzer der Bhagavad Gita, einer der zentralen Schriften des Hinduismus, teilte das tiefe Interesse für die indische Kultur.

Theodor Springmann jun. wurde am 28. Dezember 1880 in Hagen geboren. Durch die Reisen ins Ausland zur Erlernung seines technischen Berufes – er sollte Ingenieur werden – lernte er andere Kulturen kennen. In New York entstand der Kontakt mit indischen Mönchen der Rama-Krishna-Mission.

Diese Begegnung und die daraus folgende Bekehrung prägten sein ganzes weiteres Leben. Nach der Rückkehr wurde er zunächst technischer Leiter in der Fabrik seines Vaters in Hagen. Seine religiösen und kulturellen Interessen gewannen jedoch immer mehr an Bedeutung und 1912 verließ er das Familienunternehmen, um in Göttingen die Bhagavad Gita aus dem Sanskrit ins Deutsche zu übersetzen.² 1915 wurde sein Buch „Deutschland und der

Orient. Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet“ in Hagen veröffentlicht (Abb. 1). Dort plädierte er für die Errichtung eines neuen Kolonialreiches, das sich auf Freundschaft und nicht auf Unterdrückung gründete:

„Was für ein gewaltiges neues Leben würde dann entstehen, wenn wir [...] unsere kolonialisatorische Aufgabe wirklich von innen heraus anfangen, anstatt von äußeren Augenblickserfolgen geblendet, nur diesen nachzujagen. Nur wer wirklich – ohne drum seine deutsche Eigenart zu verlieren – sich hineinleben kann in die ganze eigenartige Gedankensphäre jener alten Kulturvölker, kann dort mehr als rein äußerliche Beziehungen knüpfen.“³

Er zweifelte allerdings nicht an der Überlegenheit der deutschen Kultur und hielt es für deren wichtige Aufgabe, „den noch nicht so civilisierten Völkern des Ostens, unseren natürlichen Schützlingen“⁴ zu helfen. Sein moralisches Engagement hatte auch eine politische Seite. Seine Vision eines „Kolonialreich[s] der Zukunft“ diente dazu, Englands Herrschaft zu zerstören: „Der Deutsche wird und kann und darf nicht mehr ruhen und rasten, und sollte es 100 Jahre dauern, bis England zerschmettert am Boden liegt.“⁵ Man darf nicht vergessen, dass der Text während des Ersten Weltkrieges (1915) geschrieben und veröffentlicht wurde. Springmann betrachtete die Kolonien als mögliches Mittel zur Bekämpfung und Niederwerfung Englands. Der Unterseebootkrieg konnte zwar dazu beitragen, Englands Seeherrschaft zu zerstören und

„es zum Frieden zu zwingen. Aber Englands Lebensnerv liegt nicht in ein paar Schiffen mehr oder weniger, die es nach Friedensschluß wieder ergänzen kann, sondern in dem viel mächtigeren Besitz seiner weltumfassenden Kolonien. Dauernd vernichten können wir England nur in seinen Kolonien.“⁶



Abb. 1: Titelblatt von Theodor Springmanns „Deutschland und der Orient“

1 Eija Horn: Indien als Erzieher. Orientalismus in der deutschen Reformpädagogik und Jugendbewegung 1918-1933, Bad Heilbrunn 2018, S. 9, 174.

2 Nachwort In memoriam Theodor Springmann (o. V.), in: Bhagavad Gita. Der Gesang des Erhabenen. Vom Sanskrit ins Deutsche übertragen von Theodor Springmann, 9. Auflage (Erstauflage 1920), Gelnhausen 1962, S. 111ff.

3 Theodor Springmann: Deutschland und der Orient. Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet, Hagen 1915, S. 34.

4 Ebd., S. 35.

5 Ebd., S. 5.

6 Ebd., S. 10.

Trotz der politischen Interessen lagen ihm moralische Überlegungen am Herzen: „Der allzustarke Trieb eines Volkes nach wirtschaftlichen Vorteilen führt innerlich und äußerlich zu gefährlichen Reibungen. Jede materielle Entwicklung ohne eine gleichzeitige sittliche Entwicklung führt zu einer Krisis.“⁷ Er betonte zwar den Vorrang der deutschen Kultur, der deutschen Universitäten, der deutschen Technologie, der deutschen Sprache, die „mit ihrer einzig dastehenden Poesie und Literatur in dieser neuen Welt Weltsprache werden [kann].“⁸ Es sei jedoch unerlässlich, sich mit der Kultur der Kolonien auseinanderzusetzen: „In den Kolonialschulen aber müßte noch tiefer in die ganze Kultur, Religion, Poesie, Litteratur und Kunst jener Völker eingedrungen werden. Kein Deutscher dürfte die Erlaubnis dauernden Niederlassung bei unseren Freunden im Orient erhalten, der nicht diese Schule bestanden [sic].“⁹ Das paradox wirkende Zusammenbringen von selbstverständlichem Rassendenken und der Wertschätzung des indischen Kulturgutes ist nicht untypisch für den Diskurs jener Epoche.¹⁰

Springmann gelang es immer mehr, in die indische Welt sprachlich und geistig einzutauchen. Er engagierte sich für ein Miteinander der Kulturen im Zeichen einer „vorurteilslosen Achtung, Anerkennung und Verständnis des anderen“.¹¹ Er gründete den Verein der Freunde Indischer Weisheit in Hagen.¹² Im Rahmen seiner hinduistischen Missionierungsarbeit widmete er sich vorrangig den Themen der Erziehung und der Schulbildung. Dabei arbeitete er mit Marie Buchhold zusammen, einer Lehrerin, die sich mit Elisabeth Vogler in der Jugendbewegung engagierte und mit ihr in den 1920er Jahren die Frauensiedlungsgemeinschaft „Schwarze Erde“ auf der Grundlage von Toleranz, spiritueller Persönlichkeitsentwicklung, Universalismus und sozialer Kompetenz gründete.¹³

Buchhold wies darauf hin, dass Springmann ihr vor allem den „Toleranzgedanken in seiner ganzen Weite öffnete.“¹⁴ Er plan-

te, mit ihr eine Freie Hochschule für Religionsphilosophie in Darmstadt zu gründen. Ziel war die Entstehung einer Gemeinschaft von Menschen, die praktische Inhalte mit philosophischen und religiösen Forschungen verbanden.¹⁵ Ihm blieb keine Zeit dafür. Springmann starb im April 1917 bei den Kämpfen am Chemin des Dames in Nordfrankreich als Führer einer Minenwerfer-Kompanie.¹⁶

Seine Übersetzung der Bhagavad Gita aus dem Sanskrit erschien postum im Jahre 1920. In seiner Einleitung vom Januar 1917 betonte er noch einmal die Universalität der Religionen:

*„Erst wenn einmal die Völker der Menschheit anfangen, ihre Religion weniger zu predigen und mehr zu leben, zu Fleisch und Blut werden zu lassen, [...] dann wird die zweite große Wende in der Kulturgeschichte der Menschheit gekommen sein [...]. Aus dieser Schlacht werden [...] die Streiter des Rechts als Sieger hervorgehen, und die Morgenröte des goldenen Zeitalters wird anbrechen.“*¹⁷

Er verwies auf die arische Verwandtschaft zwischen Deutschland und Indien und betonte in seiner Übersetzung die ursprüngliche Form der Gita herausgeschält zu haben, die „arische Kraft“ ausstrahle.¹⁸ Springmann glaubte an die Lehre von der Wiedergeburt, an die Möglichkeit einer durch mehrere Leben entfaltenden Entwicklung und akzeptierte dabei sein Karma: „Wir sind nur ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen. Wir lernen unsern Eigenwillen ausschalten, lassen uns von den Ereignissen tragen, hinter deren äußerer Erscheinung eine unergründliche Tiefe von Allweisheit und Vorsehung waltet [...]“¹⁹

Er strebte nach einem idealen Menschen, der „nach vielseitiger Schulung des Willens schließlich mit instinktiver Sicherheit auf alle Anregungen des Lebens in selbstlosester, tatkräftigster und weitschauendster Weise antwortet.“²⁰ In diesem Sinn wurde auch sein Einsatz im Ersten Weltkrieg gedeutet.

7 Ebd., S. 9.

8 Ebd., S. 21.

9 Ebd., S. 33.

10 Horn: Indien als Erzieher, S. 174.

11 Springmann: Deutschland und der Orient, S. 22.

12 Theodor Lessing: Vorwort, in: ders.: Die verfluchte Kultur. Gedanken über den Gegensatz von Leben und Geist, München 1921, S. 5.

13 Ortrud Wörner-Heil: Von der Utopie zur Sozialreform. Jugendsiedlung Frankenfeld im Hessischen Ried und Frauensiedlung Schwarze Erde in der Rhön 1915 bis 1933, Darmstadt 1996.

14 Ebd., S. 261.

15 Ebd., S. 262.

16 Nachwort In memoriam Theodor Springmann (o. V.), in: Bhagavad Gita, S. 111.

17 Bhagavad Gita, S. 15.

18 Ebd., S. 12. Siehe dazu auch Elija Horn: Indien als Erzieher, S. 164f.

19 Bhagavad Gita, S. 14.

20 Ebd.

Burkhart Ludwig Waldecker – ein Hagener als „Entdecker“ der Nilquellen

Fabian Fechner

Ludwig Waldecker wurde am 19. August 1902 in Hagen geboren, als Sohn eines Oberlehrers der Oberrealschule.¹ Die wichtigsten Auskünfte zu seinen frühen Jahren sind in einem handschriftlichen Lebenslauf enthalten, den er für die Promotion einreichte. Seine Interessen waren breit gefächert: Als Jugendlicher träumte er davon, Pianist, Dirigent oder gar Komponist zu werden. Er begeisterte sich vor allem für Richard Wagner und Carl Maria von Weber. Außerdem sammelte er während seines Urlaubs in Vorarlberg volkstümliche Sagen, indem er die ansässige Bevölkerung befragte. Nach bestandenen Abitur schrieb er sich zum Sommersemester 1921 an der Universität Bonn ein und belegte dort einen Kurs zu altisländischer Hel-

lendichtung. Gleich im Wintersemester setzte er sein Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin (der heutigen Humboldt-Universität) fort.

Er wechselte mehrfach seinen Studiengang. 1930 promovierte er über den Völkerbund, mit dem dürftigen Ergebnis „genügend“.² Aus dem Gutachten geht hervor, dass Waldecker als Student unbeirrbar bis unbelehrbar gewesen sein muss. Auch während der Promotionszeit war Waldecker häufig in Hagen, da er der Stadtbücherei für die zahlreichen Fernleihen dankt. 1931 ließ er seinen Vornamen von „Ludwig“ in „Burkhart Ludwig“ umtragen, wahrscheinlich, um nicht mit dem in Berlin habilitierten Juristen Ludwig Waldecker (1881-1946) verwechselt zu werden. Zwei Veröffentlichungen von Artikeln legen einen Aufenthalt in der Türkei Ende 1934 nahe. So veröffentlichte er Artikel zu den Themen „Die Türkei einst und jetzt“ und „Ankara. Der Weg in die neue Türkei“.³

Im Jahr 1935 wanderte Waldecker aus politischen Gründen nach Belgisch-Kongo aus, wobei die näheren Umstände unklar sind. Im Jahre 1937 „entdeckte“ – oder besser definierte – er dort die südlichsten Nilquellen. Wie bei eigentlich jeder Quelle eines Flusses ist dies eine Sache der Festlegung, da der Name eines Flusses nicht dem längsten Verlauf folgen muss und manche Flüsse ja auch beim Zusammenfließen von Quellflüssen den Namen ändern, wie etwa die Weser oder die Donau. Im Falle des Nils war das Auffinden der sagenumwobenen Quellen eine jahrhundertlang ungelöste Streitfrage. Im Altertum gingen die Griechen und Römer davon aus, dass der Nil in den „Mondbergen“ entspringen würde – eine Annahme, die sich in ihren Grundzügen bis ins 19. Jahrhundert hielt. Der britische Forscher John Speke hatte 1858 den Viktoriasee als Quellsee des Nils bestimmt. Waldecker nahm hingegen den südlichsten Zufluss dieses Sees als eigentliche Quelle an, die er nach aufwendigen Vergleichen zahlreicher Bäche dann in der Quelle des Flüsschens Kasumo fand.



Abb. 1: Das einzige bislang bekannte Porträt Waldeckers

1 Eine ausführlichere biographische Einbettung Waldeckers wird 2020 im Schöningh Verlag erscheinen unter dem Titel: „Entdeckung“ ohne Publikum? Wie Burkhardt Waldecker aus Hagen 1938 (nicht) von seiner Auffindung der Nilquellen berichtete, in: Barbara Frey/Andreas Neuwöhner/Sebastian Bischoff (Hg.): Koloniale Welten in Westfalen.

2 Burkhardt Waldecker: Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund. Versuch einer Darstellung des Kampfes um die Weltorganisation, Berlin 1931.

3 Burkhardt Waldecker: Die Türkei einst und jetzt, in: Berliner Börsenzeitung, 25.9.1934, Nr. 450; Ders.: Ankara. Der Weg in die neue Türkei, in: Rheinische Wochenzeitung, 15.11.1934.

Ab 1943 arbeitet Waldecker für die belgische Kolonialverwaltung. Er war am Musée Léopold II in Elisabethville (seit 1966 Lubumbashi) im südlichen Belgisch-Kongo tätig, wo er mehrfach mit ethnologischen Publikationen hervortrat, beispielsweise zu Salinen, zur mündlichen Überlieferung und dekorativen Künsten im Kongo, der Bantu-Philosophie oder einer Teilung der Provinz Katanga. Er publizierte ausschließlich auf Französisch. Wahrscheinlich erklärt diese Sprachbarriere, dass er in seinem Geburtsland völlig in Vergessenheit geriet. Über die letzten Lebensjahre Waldeckers ist wenig bekannt. Beispielsweise ist nicht klar, wo er nach der Unabhängigkeit des Kongo 1960 lebte. Im Spätsommer 1964 verunglückte er in Italien tödlich.⁴



Pater Stracke an der südlichsten Nilquelle

Abb. 2: Der Missionar Stracke vor der Pyramide an der Nilquelle

Waldecker ist vor allem als Autor journalistischer Texte greifbar. Zur Fahrt zu den Nilquellen verfasste er keinen ausführlichen Reisebericht. Er veröffentlichte lediglich in der kongolesischen Tageszeitung „Essor du Congo“ („Aufschwung des Kongo“) im Dezember 1950 eine kurze Nachricht.⁵ Bald nach der Festlegung der Nilquelle durch Waldecker berichtete die Zeitung „Centre d’Afrique“ am 5. Mai 1938 in einer kurzen Notiz über die Auffindung der Quelle.⁶

Nicht Waldecker, sondern der aus Würdinghausen im Sauerland stammende Afrikamissionar Friedrich Stracke (1889-1967) wurde zum eigentlichen Propagator der „Entdeckung“ durch Waldecker. Stracke gehörte dem Orden der „Weißen Väter“ (Gesellschaft der Missionare von Afrika) an. Er hatte 1938 einen ärmlich gekleideten Waldecker in Usumbura, dem wirtschaftlichen Zentrum Urundis am Tanganjikasee, getroffen. Später stand er mit ihm noch in Briefkontakt. Als Stracke im Norden seines Vikariats eingesetzt war, hörte er von der Entdeckung der Nilquelle. Erst 1946 gelangte er wieder in den Süden Urundis, zu der Neugründung Mpinga.⁷ Im Januar 1948, während der Weihnachtsferien, fasste Stracke den Entschluss, die Nilquelle aufzusuchen. Er war sich dessen sehr bewusst, dass die Nilquelle Waldeckers nicht die einzige war – vielmehr die südlichste. So stellte er fest:

„Es mag sicher andere Quellen geben, die höher entspringen, mehr Wasser führen, größere Umwege machen. Aber, so dachte ich stille hinzu: die romantischste, die interessanteste, scharmanteste scheint mir doch der Kasumo zu sein. So mußte ich urteilen nach all dem Schönen, das ich dort gefunden und erlebt.“⁸



Abb. 3: Burundische Briefmarke von 1970 mit der Inschrift „Waldecker 1937“

4 L. Kanabwigi: Note du Directeur du Service Territorial de la Province du Katanga Oriental, in: Burkhardt Waldecker: Projet d’une subdivision de la province du Katanga Oriental en deux districts et leur étude comparée, Supplément au Bulletin CEPSI Nr. 70, [1965], S. 2.

5 Friedrich Stracke: „Capita Nili“. Roman einer uralten Frage, Balve i. Westf. 1952, S. 171.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 179f., 213.

8 Ebd., S. 173.

Stracke erreichte die Nilquelle am 19.1.1948.⁹ Dort erfährt er von Ortsansässigen ihm bislang unbekannte Einzelheiten über den insgesamt lediglich viermonatigen Urundi-Aufenthalt Waldeckers, insbesondere über die Errichtung einer ungefähr mannshohen Pyramide aus großen Feldsteinen. Aus dem Blickwinkel der Gewährsleute gibt Stracke wieder:

„Dort hat er [d. h. Waldecker] gehaust in der Hütte eines Schreibers, ohne Boy, mit seiner Bettstelle und zwei Kisten. Dort hat er die Steine geholt: die paßten immer an den gewollten Platz: So genau hatte er gemessen. Dort hat er mich am Arm gepackt: Ich sollte ihm Essen kochen; ich aber bin davongelaufen. – Erst wußten wir nicht, was er wollte, denn er sprach nur Kiswahili. Als wir es wußten, kam uns alles so sonderbar vor. Meist mußte er selbst zugreifen. Er hat sich arg geplagt und viel dabei gehungert. Zwei Wochen lag er schwer krank in seiner Hütte. Er hatte auch nicht viel Geld, seinen Unterhalt zu bezahlen. Seine dreißig Arbeiter konnten sich schwer mit ihm einigen über den (frühen) Feierabend. Sonst aber war er ein friedliebender Mensch, der niemand zur Last fallen wollte. Erst haben wir ihn mißachtet, dann angestaunt, zuletzt geliebt.

Sein sonderliches Haus ist zweimal eingestürzt. Jetzt wird es ewig halten! Er selbst ist verschwunden auf Nimmerwiedersehen!“¹⁰

Im selben Jahr veröffentlicht Stracke im „Afrika-Boten“, der ordenseigenen Missionszeitschrift, einen Bericht seiner Reise unter dem Titel „Missionsgruß von der Quelle des Nils“. Im Folgejahr erscheint dieser vollumfänglich in französischer Übersetzung in der Missionszeitschrift „Grands Lacs“.¹¹ Die Suche nach den Nilquellen ist eingebettet in einen Erfolgsbericht der Mission in Urundi, eine „Jubiläumsbotschaft“ anlässlich ihres 50. Jahrestags. Die engeren Kreise der Missionspropagierung verlässt der Bericht aber erst drei Jahre später: Stracke baut den Afrika-Boten-Artikel auf Buchlänge aus, bringt ihn auf einem Erholungsurlaub 1952 mit ins Sauerland und verlegt ihn dort als Weihnachtsgeschenk für jugendliche Leser.¹² Um die Zielgruppe passend anzusprechen, lässt er den Bericht reich bebildern.

Das einzige bislang bekannte Porträt Waldeckers, die Umzeichnung einer Fotografie, ist in dem Werk enthalten (Abb. 1), aber auch sich selbst lässt Stracke in einer Fotomontage in Szene setzen: Umgeben von speertragenden, hochgewachsenen Afrikanern erhebt er vor der Pyramide an der Nilquelle („Caput Nili“) seine Hand zum Gruß oder Segen (Abb. 2).

Für den heutigen Tourismus in Burundi ist die „Waldeckersche“ Nilquelle von gewisser Bedeutung, was erklärt, dass 1970 Waldecker mit zwei burundischen Briefmarken geehrt wurde – ein gewisser Gegensatz zur völligen Unbekanntheit in seiner Geburtsstadt (Abb. 3).¹³ Die Briefmarke ist in einen ganzen Briefmarkenbogen eingepasst, die den gesamten Nilverlauf mit typischen Tieren der Region zeigt (Abb. 4).

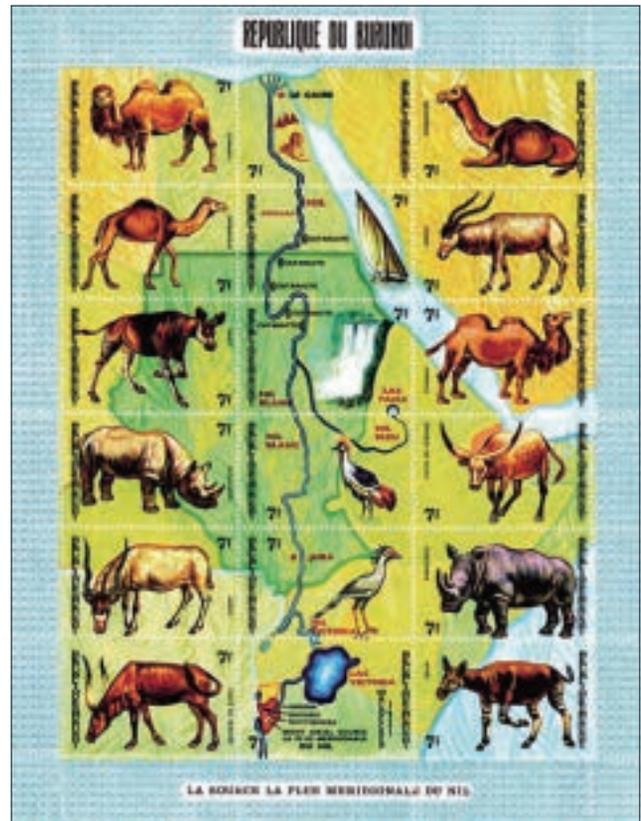


Abb. 4: Der gesamte Briefmarkenbogen

Die Pyramide Waldeckers ist ein beliebtes Postkarten- und Fotomotiv. Sie wurde mindestens zweimal renoviert. Ihre Oberfläche wird von mit Mörtel gefügten, grob behauenen Steinen gebildet, nicht mehr von rundlichen Feldsteinen (Abb. 5). Eine Widmungsplakette, die von Waldecker entworfen wurde und von ihm eigentlich für einen Hohlraum in der Pyramide gedacht war, ist mittlerweile nahe der Pyramidenspitze eingelassen. Stracke übersetzt die lateinische, fast hymnische Inschrift wie folgt:

9 Ebd., S. 207.

10 Ebd., S. 192.

11 Friedrich Stracke: Caput Nili. L'Urindi – Les Barundi, in: Grands Lacs. Revue Générale des Missions d'Afrique 64, Nr. 4-6 (Februar 1949), S. 11-29.

12 Stracke: „Capita Nili“, S. 175.

13 Von der Briefmarke existieren zwei verschiedene Wertstufen: 7 Francs mit hellblauem Blockrand und 14 Francs, als Flugpostmarke gedacht, mit hellrotem Blockrand.



Abb. 5: Die Pyramide an der Nilquelle mit der Widmungsplakette Waldeckers, Zustand 2007

„Pyramide an der südlichsten Quelle des Nils, zum Zeichen, daß hier der Strom der Pyramiden entspringt und daß hier die Südwanderung der Hamiten durchgegangen ist. Diese Pyramide ward errichtet im Jahre des Herrn 1938 unter dem Schutze des Herrn Gouverneurs Jungers und mit Hilfe des Herrn P[ater] Colle sowie des Herrn Geradin, von Dr. Burkhard Waldecker, zur Erinnerung an alle, die nach der Quelle des Nils geforscht von den Zeiten der alten Aegypter an, die schon der Nilquelle ein Denkmal errichtet am Hadrianstor auf der Nilinsel Philä.

(In ihren Schriften) haben ferner der Nilquelle Denkmäler errichtet: Eratosthenes, Ptolomäus [sic], Speke, Stanley, Kandt und andere mehr.

Die südlichste Quelle des Nils ist die Quelle Kasumo, d. h. Gebirgsbach (Wasserfall), weil er der südlichste Bergbach ist. Die Namen des Nils sind folgende: Kasumo, Mukasenyi, Kigira, Ruvyironza, Ruvuvu, Kagera, Ukerewe (Viktoriasee), Kyoga-See (Viktoria-Nil), Mwita Nzige (Albert-See), Bahr el Gebel, Kir, Bahr el Abiad, Nil.“¹⁴

Wenig bescheiden fügt sich der Hagener in die Reihe der Entdecker ein. Durch die Aneinanderreihung der verschiedenen Namen, die der Wasserlauf annimmt, bis er schließlich „Nil“ heißt, wird die These der „südlichsten Quelle“ gestützt. Die Pyramide samt Plakette hält das Gedächtnis an einen gewissen „Waldecker“ wach – sein Geburtsort wird dabei freilich nicht genannt. Vielleicht ist deshalb die Erinnerung in Hagen weitestgehend abgerissen.

¹⁴ Ebd., S. 206.



Auswanderung und Exil



Eduard Harkort zwischen Westfalen und Mexiko

Carmen Gasser

Ein ‚Hagener Junge‘

Am 18. Juli 1797 erblickte Eduard Harkort als siebtes von acht Kindern des märkischen Eisenwarenfabrikanten und Kaufmanns Johann Caspar Harkort IV. und dessen Frau Henrietta in Hagen-Haspe in Westfalen das Licht der Welt. Zwei seiner Geschwister starben im Kindesalter. Bekannt wurden neben ihm sein älterer Bruder Friedrich Wilhelm, wohnhaft in Westfalen, als Politiker und Industrieller und sozialer Reformers, seine Brüder Gustav und Carl Friedrich, beide wohnhaft in Leipzig, als Industrie- und Eisenwarenfabrikanten. Von 1811 bis 1814 besuchte Eduard die Gewerbeschule in Hagen. Es folgte eine kaufmännische Ausbildung in der Eisenwarenfirma seines Vaters. 1822 heiratete er die 15 Jahre ältere Zimmermannswitwe Gundula Kornemann. Aus der Beziehung ging eine Tochter hervor, Henriette. Die Ehe scheiterte 1824. Vermutlich führte die Heirat zu einem Bruch mit der Familie.

Der Naturwissenschaftler und Abenteurer

Eduard Harkorts Interessen galten den Naturwissenschaften, der Mathematik und Sprachen, weniger dem Wunsch seines Vaters, einen kaufmännischen Beruf zu ergreifen. Bereits während seiner kaufmännischen Ausbildung in der elterlichen Firma war Eduard einige Male in England auf Geschäftsreise und hatte das „Sliding Rule“ kennengelernt. Um 1820 entdeckte und erwarb er in London eine „Anweisung zur Sliding Rule“ von MacKay, dem Erfinder des Gerätes. Die Anweisung verwandte er als Grundlage um eine eigene, auf preußische Bedürfnisse abgestimmte Anleitung zum Gebrauch und Selbstbau eines solchen Schiebelineals zu schreiben.¹ Nach der Trennung von seiner Ehefrau wandte Harkort sich an seine Brüder nach Leipzig und studierte zwei Jahre lang Bergwissenschaften und Vermessungstechnik an der Bergakademie in Freiberg/Sachsen. Dem Studium folgte eine Artilleristenschulung in der preußischen Armee.

Danach nahm Harkort die Stelle eines Direktors einer englischen Bergwerksgesellschaft an und wanderte 1826 nach Mexiko ins Tal des Rio Yavonia aus. Hier forschte er und führte topographische Vermessungen durch, die er aufzeichnete. 1831 kündigte er seine Stelle und zog nach Oaxaca, wo er Vorlesungen über Mineralogie hielt und im Auftrag der Regierung Generalstabskarten der Republik Mexiko zeichnete. Auch wollte er sich wieder verstärkt seinen Studien widmen. Dazu führte Harkort zahlreiche Exkursionen durch und durchstreifte Mexiko von Ost nach West, kreuz und quer bis nach Texas.

Vom Anhänger zum Widerständler

Politisch hatte der damals noch republikanisch gesinnte General Antonio López de Santa Ana am 19. März 1823 Kaiser Augustin I. gestürzt. Das Land war von Unruhe gezeichnet, da die Excudos (konservative Klerikale) und Yorkinas (antiklerikale Liberale) sich bekämpften. Begegnungen mit mexikanischen Föderalisten führten dazu, dass Harkort sich immer mehr für Santa Ana begeisterte und sich zu ihm nach Veracruz begab. Bei ihm stieg er aufgrund seiner militärischen Ideen zum Adjutanten auf. Nach der Schlacht von Tolomé geriet Harkort erstmals am 5. März 1832 in Gefangenschaft und wurde in den Gefängnissen der Festungen Perote und Puebla gefangen gehalten, konnte jedoch im August des gleichen Jahres fliehen.² Zurück in Freiheit wurde er von Santa Ana für seine militärischen Verdienste zum Oberst befördert.

Nach vielen Kämpfen und Schlachten zogen Santa Ana und seine Mitstreiter am 3. Januar 1833 siegreich in Mexico-City ein. Santa Ana wurde alsbald zum Präsidenten von Mexiko ernannt; ein Amt, das er bis 1847 ausüben sollte. Auch Harkort wurde belohnt, und zwar mit der mexikanischen Staatsbürgerschaft. Darüber hinaus erhielt er weiterhin Aufträge, eine Generalkarte von Mexiko zu erstellen.³

1 Werner H. Rudkowski: Eduard Harkorts Plan-stereometrisches Schiebelineal. Vorbild für Stöckles Polymeter, in: Tagungsband des Internationalen Treffens der Rechenschiebersammler, Greifswald 2009.

2 Wilhelm Bleichner: Auswanderer aus Hagen, Landeskundliche Beiträge des Vereins für Orts- und Heimatkunde Hohelimborg e.V., Band 5, Hagen-Hohenlimburg 2014, S. 10 ff.

3 Louis E. Brister: Eduard Harkort. Ein deutscher Freiheitskämpfer in Mexiko und Texas, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds & der Grafschaft Mark 76/77 (1984/1985), S. 327-339.

Seine Studien über Silber-, Quecksilber-, Blei-, Zink-, Kupfer- und Goldminen führten ihn zwar in interessante Gebiete wie die beiden Vulkanberge Popocatepetl und Ixtaccihuatl und Quertaro, jedoch wurde Harkort immer wieder wegen Angelegenheiten des Präsidenten, dringende Ingenieurs- und Festungsarbeiten durchzuführen, bei seinen Studien unterbrochen. Diese Gesamtsituation führte zu Spannungen. Das Verhältnis zu Santa Ana hatte sich nach dem Beginn der Präsidentschaft verändert. In der Einleitung zu Harkorts nachgelassenen Tagebüchern heißt es zu Santa Ana:

„Mit den Demokraten stieg er, um doch nur, wenn auch heimlich, mit den Aristokraten zu regieren. Er hatte, wie es schien, Talent und Perfidie genug, dies Wagstück mehrmals zu wiederholen. Seine Nebenbuhler wurden ein blindes Werkzeug der Parteien; er selbst glaubte in allen Farben und mit allen Parteien spielen zu können und Herr der Intrige zu bleiben.“⁴

Aus dem einstigen Anhänger wurde ein erbitterter Gegner, der sich 1834 offiziell von Santa Ana abwandte. Santa Ana hatte sich den alten Klassen der Kleriker und Aristokraten wieder angenähert und von seiner ursprünglichen liberalen Politik distanziert. Es folgten für Harkort Gefängnisaufenthalte in den Jahren 1834 und 1835 und Monate der Flucht vor dem Präsidenten. 1835 wurde er endgültig vom Präsidenten Santa Ana des Landes verwiesen. Außer Landes schloss Harkort sich bald der texanischen Freiheitsbewegung als Captain der Engineer-Abteilung an und trat in den Dienst der am 2. März 1836 ausgerufenen unabhängigen Republik Texas.

Sein Tod und Vermächtnis

Eduard Harkorts Todeszeitpunkt bleibt umstritten. Als Todeszeitpunkte werden in der Literatur unterschiedlich Jahre (1836, 1839 bis 1854) genannt. Vermutlich starb er am Sumpffieber. Sicher ist, dass er starb, ohne seine Geburtsstadt wiedergesehen zu haben.

Es wird vermutet, dass Harkort als Einwanderer in Texas sowohl Siedlungsland als auch nach Beendigung des Feldzuges gegen Santa Ana in Anerkennung seiner Verdienste vom Staate Texas weiteres Land, insgesamt ca. 3300 Acres (ca. 1300 Hektar), zuerkannt bekam. Zusätzlich wurden in seinem Nachlass auch zwei Pistolen und ausstehendes Gehalt in Höhe von 317 Dollar vermutet.

Ein weiteres Vermächtnis waren die mexikanischen Tagebücher, die Harkort in Gefangenschaft und auch danach schrieb. Harkort beschrieb die Lebensbedingungen in Gefängnissen, die Umstände seiner Verhaftung, die Ungewissheit über seine Person und Mitgefangene, über seine Studien und die mexikanische Landschaft; außerdem erinnerte er sich an seine Freunde. Ausschnitte daraus wurden 1858 von dem Publizisten, Journalisten und Schriftsteller Gustav Kühne herausgegeben, dem Ehemann von Eduard Harkorts Tochter Henriette, die auf den Nachlass Anspruch erhob (Abb. 1).⁵ Die Originale seiner Briefe, die im Stadtarchiv Hagen und im Westfälischen Wirtschaftsarchiv in Dortmund liegen, sind noch weitestgehend unausgewertet.

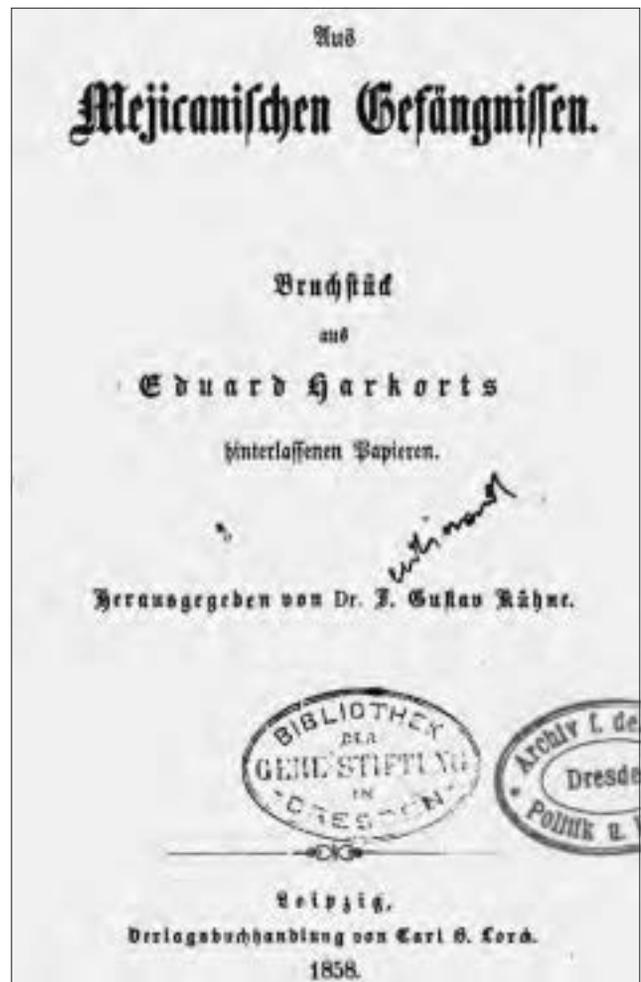


Abb. 1: Titelblatt der Briefedition, die von Harkorts Schwiegersohn 1858 herausgegeben wurde

⁴ Ferdinand Gustav Kühne (Hg.): Aus mejicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkorts hinterlassenen Papieren, Leipzig 1858, Vorwort, S. VII. Die Einleitung wurde von Kühne verfasst.

⁵ Rudkowski: Eduard Harkorts Plan-stereometrisches Schiebelineal.

Caspar Butz – Politiker und Dichter in Algerien und den USA

Gabriele Rose

Keine Straße ist nach ihm benannt, keine Schule trägt seinen Namen, kein Denkmal erinnert an den demokratischen Revolutionär. Wie so viele Akteure der 1848er Revolution ist er in Vergessenheit geraten: Caspar Butz – 1825 in Hagen geboren, 1885 in den USA im Exil gestorben (Abb. 1).

Er war ein radikaler Wortführer beim „Iserlohner Aufstand“ im Mai 1849, Mitglied der Sicherheits-Ausschüsse in Iserlohn und Hagen. Das Scheitern der Revolution zwang ihn ins Exil – doch auch dort setzte er sein politisches Engagement ungebrochen fort. Butz war eng befreundet mit Friedrich Hecker, der Leitfigur der badischen Revolution; er hielt Kontakt zu Carl Schurz, Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel und wurde eine führende Persönlichkeit der sogenannten „Forty-Eighters“ – der



Abb. 1: Porträtfoto von Caspar Butz

Gruppe der in der Folge der fehlgeschlagenen Revolution in die USA ausgewanderten Deutschen. In seinen „Gedichte[n] eines Deutsch-Amerikaners“ verarbeitete er seine Sehnsucht nach der Heimat. Mit der Gründung der „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte“ versuchte er, politisch Einfluss zu nehmen und der großen deutschsprachigen Auswanderergruppe eine Stimme zu geben.

Politisierung und Radikalisierung

Geboren wurde Butz am 23. Oktober 1825 in Hagen als Sohn eines Wirtes. Caspar durfte die Bürgerschule besuchen, lernte dort Latein, Griechisch und Französisch. Der frühe Tod des Vaters (1841) verhinderte ein Studium: Butz begann eine kaufmännische Ausbildung, das Unternehmen schickte ihn 1847 nach Belgien, Frankreich und Algerien. „Auf dieser Reise lernte er die politische Gedankenwelt Frankreichs, Friedrich Hecker und das gärende vorrevolutionäre Klima in Süddeutschland kennen“.¹ In Paris entdeckte er die Macht der Presse und der politischen Dichtung. Die Bekanntschaft mit Hecker in Marseille war der Beginn einer lebenslangen, engen Freundschaft.

Butz' politische Leidenschaft war entfacht, die Märzrevolution 1848 führte zur weiteren Radikalisierung. „Er gab seine Anstellung auf und versuchte ohne Erfolg, (in Berlin und Leipzig?) bei einem demokratischen Blatt als Redakteur unterzukommen.“²

Auch seine Versuche, eine eigene radikale Zeitung zu gründen, scheiterten. Stattdessen schrieb er Beiträge im „Hagener Kreisblatt“, das von seinem Bruder Gustav herausgegeben wurde. Die Zeitung war „die bedeutendste Tageszeitung des Kreises Hagen und wurde ihrem Anspruch, liberalen und demokratischen Positionen ein Diskussionsforum zu bieten, durchaus gerecht.“³

1 Walter Gödden: Revolution auf dem Papier. Positionen der westfälischen Vormärz-Literatur. In: Für Freiheit und Recht. Westfalen und Lippe in der Revolution 1848/49, Münster 1999, S. 107-125, hier S. 121.

2 Caspar Butz, In: Lexikon Westfälischer Autoren und Autorinnen. www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=B&layout=2&author_id=00000319 [26.11.2018].

3 Andreas Zolper: „Die Aufregung steigt von Stunde zu Stunde“. Die Revolution 1848/49 in Hagen und Hohenlimburg, Hagen 1999, S. 25.

1849 zeichnete sich das Scheitern der Märzrevolution ab: Die Nationalversammlung wurde aufgelöst, der preußische König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die deutsche Kaiserkrone ab und setzte stattdessen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ein, das als volksfeindlich galt. Ein Rumpfparlament zog nach Stuttgart. Eine Gruppe radikaldemokratischer Politiker stieß eine Initiative an, deren Ziel die Anerkennung der Paulskirchenverfassung war: die sogenannte Reichsverfassungskampagne, in deren Folge es teilweise zu bürgerkriegsähnlichen Kämpfen kam. Auch in Hagen und Umgebung reagierte die Bevölkerung mit Empörung und Protesten auf das Wiedererstarken der Reaktion. Butz nutzte die Presse zur Agitation:

„[...] der Fürst steht außerhalb der Partheien, aber die Verantwortung für alle seine Worte und Handlungen fällt mit doppelter Schwere auf die Häupter der Minister, je mehr das Volk aus Anhänglichkeit an seinen Fürsten bemüht ist, denselben außerhalb des Bereiches der Partheileidenschaften zu setzen. Aus diesen Gründen unterliegt die Rede des Königs der schärfsten Kritik des Volkes und das ganze Gefühl der Unbefriedigung, der Enttäuschung, das sie hervorgebracht, verwandelt sich in einen allgemeinen Ruf der Entrüstung gegen ein Ministerium, das es wagen kann, das heiligste Recht des deutschen Volkes zu mißachten, das die ungeheure Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen wagt, Thron und Herrscherhaus, Volk und Vaterland aus dem ebenen Wege zu einer segensreichen ruhigen Entwicklung wieder zurück zu schleudern an den Rand der Revolution, in das unabsehbare Feld neuer Kämpfe und Partheiungen.“⁴

Der Iserlohner Aufstand im Mai 1849

Der Konflikt eskalierte, als Anfang Mai die Reservisten der Landwehr eingezogen werden sollten – wie man glaubte, um gegen die Revolutionäre in Baden eingesetzt zu werden. Eine große Zahl von Landwehrmännern aus Hagen und Umgebung erklärte, sich dem Mobilisierungsbefehl zu widersetzen, da die Einberufung durch die preußische Regierung ungesetzlich sei.

Statt der geplanten Einkleidung und Bewaffnung der Iserlohner, Schwelmer, Hagener und Bochumer Kompanien im Iserlohner Zeughaus wurde dieses am 10. Mai gestürmt und Barrikaden errichtet. Aus Hagen folgte eine breite Solidarisierung: Ein Zug von mehreren hundert Personen folgte seinen Anführern Caspar Butz, Carl Post und Caspar Riepe. In Iserlohn angekommen sprach Butz zu den Aufständischen und forderte entschlossenen Widerstand.

In Hagen und Iserlohn bildeten sich sogenannte Sicherheitsausschüsse – spontane, auf Druck der aufständischen Massen gebildete Körperschaften, die zeitweise die politische Führung der Stadt übernahmen. Einerseits waren sie Sprachrohr der Aufständischen, andererseits versuchten sie, die Bewegung zu steuern. Caspar Butz war sowohl in Hagen wie auch in Iserlohn Mitglied. In einem ersten Aufruf des Hagener Sicherheitsausschusses vom 12. Mai 1849 werden Ursache und Ziele des Maiaufstandes erläutert:

„In ersterer Beziehung hält der Sicherheits-Ausschuß fest an der großen Idee der nothwendig zu erreichenden Einheit unseres großen deutschen Vaterlandes, welche die Herzen der Markaner erfüllt und begeistert. [...] Wir [...] glauben erst dann das Vaterland gerettet und das uns gesteckte Ziel erreicht, wenn die unbedingte Anerkennung der deutschen Reichsverfassung Seitens Preußens ausgesprochen worden ist.“⁵



Abb. 2: Denkmal auf dem Iserlohner Hauptfriedhof zur Erinnerung an die Revolution 1848/49

⁴ Hagener Kreisblatt, 11.4.1849.

⁵ Aufruf „Mitbürgerler!“, zitiert nach Andreas Zolper: „Die Aufregung steigt von Stunde zu Stunde“, S. 51.

Natürlich ließ der preußische Staat die Erhebung nicht unerwidert; General von der Gröben forderte in einem Ultimatum vom 11. Mai die Abgabe aller geraubten Waffen innerhalb von 48 Stunden. Am 17. Mai stürmten die Linientruppen Iserlohn. Die Hagener hatten sich bereits am Tag zuvor zurückgezogen und leisteten folglich keinerlei Unterstützung bei der Verteidigung Iserlohns.

Hier endete der Aufstand in einer Katastrophe: 42 Zivilisten wurden getötet. Über Iserlohn, Hagen und angrenzende Ämter wurde der Belagerungszustand verhängt, die Bürgerwehren aufgelöst, lokale Zeitungen, darunter das „Hagener Kreisblatt“, zeitweise verboten, die führenden Protagonisten unter Anklage gestellt.⁶ Seit wenigen Jahren erinnert ein Denkmal auf dem Iserlohner Hauptfriedhof an die Opfer (Abb. 2).

Caspar Butz entzog sich einer juristischen Verfolgung und floh zunächst nach Holland. Bevor er sich am 1. September 1849 in Le Havre Richtung USA einschiffte, sandte er gemeinsam mit seinen Mitstreitern Wilhelm Grevel und Carl Post einen Abschiedsbrief an das „Hagener Kreisblatt“:

„Auch wir sind in diesem Kampfe unterlegen, denn wir standen fest auf der Seite des niedergebeugten Volkes. Verfolgt, verbannt von deutscher Erde, suchen wir uns im freien Amerika ein neues Vaterland. Doch unvergessen bleibt das alte liebe theure; unvergessen unser schönes Heimathsland, unvergessen das biedere Volk der Mark!“⁷

Caspar Butz, der Republikaner

Ende 1849 erreichte der gescheiterte Revolutionär die USA, er zog nach Detroit, fand dort Arbeit im Pelzhandel. Er war fest davon überzeugt, dass es zu einer erneuten Erhebung in Deutschland kommen würde und hoffte, so bald wie möglich in die Heimat zurückkehren zu können. Diese Erwartung hielt ihn allerdings nicht davon ab, sich auch in den USA politisch zu engagieren.

Butz und seine Begleiter waren nur einige von zahlreichen politischen Flüchtlingen, die Deutschland verlassen mussten. Aufgrund ihrer hohen, teils akademischen Ausbildung wurden viele Achtundvierziger als Herausgeber, Verleger, Journalisten oder Schriftsteller tätig und prägten die öffentliche Meinung unter den Deutschamerikanern. „Die Antisklavereibewegung,

die Republikanische Partei und der Sezessionskrieg waren drei der wichtigsten Wirkungsfelder der Achtundvierziger. In den deutsch-amerikanischen Zeitungen publizierten sie ihre Ansichten.“⁸ Dies gilt in besonderem Maße für Caspar Butz.

1854 zog er nach Chicago, engagierte sich dort für den Bau eines „Deutschen Hauses“ und gründete eine Unterstützungsgesellschaft für deutsche Einwanderer. Als Anhänger der Republikanischen Partei, die 1854 mit dem Ziel gegründet wurde, die Sklaverei abzuschaffen, unterstützte er die Präsidentschaftskandidatur John C. Fremonts. 1858 wurde er in die Legislative des Staates Illinois gewählt und dort Mitglied im „Immigration Committee“. Er versuchte, die Stimmen der deutschen Gemeinde in der politischen Diskussion und im Wahlkampf um die nächste Präsidentschaft in die Waagschale zu werfen; als überzeugter Abolitionist stimmte er für Lincoln. Bald jedoch sah er sich von Lincolns zögerlicher Politik enttäuscht und wandte sich erneut Fremont zu.

Butz war erfolgreich: Zwischen 1859 und 1866 arbeitete er als Sekretär am Obersten Gericht von Cook County – eine Arbeit, die ihm ein sicheres Einkommen verschaffte und genug Zeit für sein politisches Engagement ließ. Später übernahm er den Posten eines Stadtkämmerers in Chicago. Er war ein enger Freund von Friedrich Hecker und Carl Schurz, die ihrerseits weiterhin für ihre Ideale kämpften und sich als Offiziere im Sezessionskrieg beteiligten. Caspar Butz war unter den Achtundvierzigern nicht nur gut vernetzt, sondern eine gewichtige Stimme.

Das alles half ihm, als er 1864 die „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte für Politik, Wissenschaft und Literatur“ gründete, ein Blatt für die deutsch-amerikanische Intelligenz. Das Titelblatt führte so klingvolle Namen wie Carl Blind oder Carl Schurz an, ausdrücklich sollten auch Beiträge aus Europa aufgenommen werden. In erster Linie aber nutzte Butz die „Monatshefte“ für seine Kampagne gegen eine Wiederwahl Lincolns und für eine Präsidentschaftskandidatur Fremonts. In zum Teil polemischen Beiträgen zweifelte er die staatsmännische wie intellektuelle Begabung Lincolns an und beschuldigte ihn der politischen Intrige. Nach drei Monaten hatte das Blatt immerhin 3000 Abonnenten. Letztlich aber konnte Caspar Butz sein Ziel nicht erreichen: Fremont zog seine Kandidatur zurück, Lincoln wurde erneut zum Präsidenten gewählt, die „Monatshefte“ stellten ihr Erscheinen ein.

6 Ralf Blank: Blut für die Demokratie. Die Revolutionszeit 1848/49 im Raum Hagen, in: Hagener Impuls Nr. 15 (1996), S. 1-13, hier S. 9.

7 Hagener Kreisblatt, 8.9.1849.

8 Michael Just: Politische Flüchtlinge gehen nach Amerika, in: Zeitschrift für Kulturaustausch 32, H. 4 (1982), S. 435-440, hier S. 438.

Ein deutsch-amerikanischer Dichter

Schon in Hagen hatte der junge Butz Gedichte im „Hagener Kreisblatt“ veröffentlicht. Der literarische Vormärz nutzte die Lyrik als „das“ Ausdrucksmittel für sein Auflehnen gegen den absolutistischen Staat, für ein Eintreten für Meinungsfreiheit und Demokratie. Ferdinand Freiligrath war bewundertes Vorbild. Im Exil schrieb Butz weiterhin, unter anderem zwei Dramen („Florian Geyer“ und „Cromwell“), die allerdings nur in Auszügen bekannt und deren Manuskripte bei einem Brand vernichtet wurden. Auch sein algerisches Reisetagebuch fiel übrigens demselben Brand zum Opfer. 1879 veröffentlichte er seine „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners“, die in den USA offenbar breiten Anklang fanden.

Hier ist seine Lyrik auch, aber nicht ausschließlich politisch. Butz erinnert den „Abschied vom Vaterlande (Havre 1849)“, betrauert Ernst Moritz Arndt, huldigt Garibaldi. Die Kämpfe des „Hecker-Regiments“ während des Bürgerkriegs werden glorifiziert; die bekannte Kritik an der zögerlichen Politik Lincolns findet Niederschlag. Der Mutter, die er rund 20 Jahre nicht mehr gesehen hatte, widmet er ein Gedicht zum 80. Geburtstag. Den Selbstmord aus Heimweh einer eingewanderten Deutschen nimmt er zum Anlass, die Teilnahmslosigkeit der amerikanischen Umgebung zu beklagen. Es tritt eine verklärende Idealisierung der Heimat ein; Materialismus, Pragmatismus und Individualismus als wesentliche Merkmale der amerikanischen Gesellschaft werden als Gefühllosigkeit empfunden. Die Ereignisse in der deutschen Heimat werden aufmerksam verfolgt und thematisiert. Sein Gedicht „Gruß der Deutschen in Amerika (15. Juni 1870)“ richtet er indirekt an Bismarck und vollzieht dabei eine erstaunliche Wende:

*„Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit
auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit! [...]“*

*Doch du, der jetzt du lenkest des Vaterlands Geschick,
O! stehe fest! O! wanke jetzt keinen Augenblick;
O! sieh, wie Klions Auge so ernst jetzt blickt auf dich,
O! sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle du, du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen den Verrat!
Auf! Und vollziehe endlich der Deutschen größte That!“⁹*

Der Lyriker gehört sicher nicht zu den großen Dichtern seiner Zeit, sein Pathos bleibt uns heute fremd. Auch wenn Ferdinand Freiligrath sein Vorbild war: „Butz's political songs lack the clarity and strength that make many of Freiligrath's political poems convincing and give them a lasting character. Butz was not as gifted as his idol with respect to skillfulness in rhythm and certainty of word. He simply was the lesser poet.“¹⁰

Der Politiker Butz blieb auch in den 1870er Jahren aktiv und engagierte sich unter anderem gegen die Abstinenzbewegung. Er war Herausgeber verschiedener deutschsprachiger Zeitungen. 1883 zog er zu seinen Söhnen nach Iowa, wo er 1885 offenbar überraschend starb.

Caspar Butz war ein leidenschaftlicher, mutiger Mann, der bereit war, für seine Überzeugungen zu kämpfen. Er focht für die Demokratie und für die Befreiung der Sklaven. War er von einer Sache begeistert, so konnte er auch andere dafür begeistern – davon zeugt seine Rolle beim Iserlohner Aufstand und in der Republikanischen Partei. Wie viele Achtundvierziger sah Butz in den USA die Ideen bereits verwirklicht, für die er in seiner Heimat gekämpft hatte: Einheit, Freiheit, Demokratie und Republik. Dessen ungeachtet empfand er eine kulturelle Überlegenheit der Deutschen, der allerdings die Beachtung versagt blieb:

„Wir müssen uns daran gewöhnen, dass es unsere Bestimmung ist, der grössten Republik der Neuzeit teilweise die entscheidende Richtung zu geben und das Ideal der Zukunft wenn auch wie der Gladiator im Circus nur sterbend zu grüssen.“¹¹

⁹ Caspar Butz: Gedichte eines Deutsch-Amerikaners, Chicago 1879, S. 154.

¹⁰ Hildegard Binder Johnson: Caspar Butz of Chicago, politician and poet, in: The American-German Review 12, 6 (1946), S. 4-7 und 13, 1 (1946), S. 9-11, hier S. 9.

¹¹ Zitiert nach: Binder Johnson: Caspar Butz of Chicago, S. 6.

Barbara Schneider

Kiribati ist ein südpazifischer Staat, der aus 33 winzigen Inseln besteht. Diese Inseln – sie gehören zu den Gruppen der Gilbert-, der Phoenix- und der Linien-Inseln – liegen nördlich und südlich des Äquators, verstreut in den Weiten des Südpazifiks, auf halbem Weg zwischen Hawaii und Australien. Kiribati leidet seit etwa dreißig Jahren massiv unter den Folgen des Klimawandels, sodass sich der Präsident des Inselstaates 2012 gezwungen sah, nach Auswanderungsregionen für „seine“ Bevölkerung Ausschau zu halten.¹

Um 1900, als der Klimawandel noch nicht existent war, lockten diese kleinen Südseeatolle, die über ein beständiges, sehr angenehmes warmes Klima verfügen, noch mit herrlich weißen Sandstränden und der Verheißung eines sorgenlosen Lebens.² Folglich wundert es nicht, dass im ausgehenden 19. Jahrhundert auch Menschen aus dem wesentlich kühleren, häufig verregneten und von den Auswüchsen der Industrialisierung geplagten Westdeutschland nach Kiribati kamen, um dort – in einem vermeintlichen Südseeparadies – ihr Glück zu suchen und zu finden. Mit dem Blick auf das Schicksal eines solchen Auswanderers aus Hagen soll in diesem Aufsatz das weite Feld der Auswanderungen zur Sprache kommen. Solche Migrationsprozesse hatten im ausgehenden 19. Jahrhundert eine nicht zu unterschätzende soziale Relevanz.³ Zudem dürfte auch in Hagen der damals vorherrschende Mythos von den paradiesischen Zuständen in der Südsee seine wunderlichen Blüten getrieben haben.⁴

Nun ist es dem Hager Familienforscher Horst Brechtefeld zu verdanken, dass die Geschichte eines solchen Südseeauswanderers aus Hagen überliefert werden konnte. Im Jahre 1999 machte er die Entdeckung, dass es einen seiner Vorfahren nach Kiribati verschlagen hatte. Bei diesem Vorfahren handelt es sich um den in Herdecke geborenen Maximilian Brechtefeld (1850-1933). Horst Brechtefeld, der die Geschichte der Brechtefelds seit 1576 in einer Familienchronik belegt und in einem entsprechenden Aufsatz erörtert hat, verweist in seinen Aufzeichnungen auf die Ortschaft Brechtefeld.⁵ Diese Ortschaft gehört seit dem 1. Januar 1975 zur Stadt Hagen. Sie liegt auf 359m Höhe zwischen Dahl und Hohenlimburg, ist von der nahen A45 gut zu sehen und besteht aus insgesamt sieben Gebäuden, die bis heute nicht an die öffentliche Wasserversorgung angeschlossen sind (Abb. 1 und 2).⁶



Abb. 1: Brechtefeld, seit 1975 zu Hagen gehörend

-
- 1 Gabriele Kerber: Klimawandel hautnah. Wenn das Meer kommt – wie Inselbewohner mit den Veränderungen umgehen, Berlin 2018, S. 45-49; Reinhard Wendt: Vom Kolonialismus zur Globalisierung, Paderborn 2016, S. 325.
 - 2 Hermann Mückler: Mythos Südsee. Reaktionen, Projektionen, Visionen, in: Ders./Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.): Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert. Geschichte und Gesellschaft, Wien 2008, S. 12-32, hier S. 13-22.
 - 3 Jochen Oltmer: Globale Migration, München 2016, S. 45-47.
 - 4 Mückler: Mythos Südsee, S. 13-22.
 - 5 Horst Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, ein Name – ein Geschlecht, Hagen 2000 (Typoskript), S. 1-17, 37; Horst Brechtefeld: Fruchtbare „Ableger“ – Brechtefelder Baum auf Kiribati, in: Heimatbuch Hagen + Mark 45 (2004), S. 239f., hier S. 239. Ein sehr herzlicher Dank geht an dieser Stelle an Klaus Brechtefeld und seine Tochter Sandra. Sie stellten für diesen Aufsatz ihre unveröffentlichte Familienchronik, die Horst Brechtefeld im Jahre 2000 verfasste und seinen Söhnen Jörg und Lars widmete, zur Verfügung.
 - 6 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 4f.; Brechtefeld: Fruchtbare „Ableger“, S. 239.

Und Horst Brechtefeld führt aus, dass dieses Brechtefeld, das einst zum Kammergut der Grafen zu Limburg gehörte und von Waldbauern bewirtschaftet wurde, für alle in der Welt lebenden Menschen, die den Ortsnamen als Familiennamen tragen, als familiäre „Keimzelle“⁷ zu gelten hat – so also auch für den ausgewanderten Maximilian, dessen Leben ungewöhnlich war und aufgrund des erkennbaren Kosmopolitismus als eine wahrlich „phantastische Geschichte“⁸ erzählt werden kann. Historischer „Kronzeuge“ dieser westfälisch-pazifisch konnotierten „phantastischen“ Lebensgeschichte wurde der katholische Geistliche, Missionar der Herz-Jesu Missionare und Autor Ernest Sabatier (1886-1965). Sabatier kam 1912 im Rahmen des Apostolischen Vikariats West-Ozeanien mit einem Missionsauftrag auf die damals britisch kontrollierten Gilbert-Inseln. Er ließ sich auf der Insel Abemama nieder und betreute gleichzeitig die benachbarten Inseln (Atolle) Kuria und Aranuka. Sabatier gilt als einer der besten Kenner des Archipels. Er verfasste ein Wörterbuch Gilbertin-Französisch und schrieb einen episch anmutenden Bericht zur Geschichte Abemamas (Le Poème de l'île). 1939 veröffentlichte er in seinem Buch „Sous l'équateur

du Pacifique. Les îles Gilbert et la Mission Catholique“ unter anderem eine Lebensskizze Maximilian Brechtefelds.⁹ In der englischen Übersetzung von Ursula Nixon aus dem Jahr 1977 lautet der Titel: „Aristide the equator. An account of the Gilbert Islands“.¹⁰ Besagte Lebensskizze ist dort im 1. Teil, 9. Kapitel, unter der Überschrift „Traders and the Colony Government“ nachzulesen.¹¹ Horst Brechtefeld ergänzte mit den Aufzeichnungen Sabatiers seine sehr gründlich recherchierte Familienchronik.¹²

Maximilian Brechtefelds Leben begann unauffällig. Er war das zweite von zehn Kindern der Bertha Brechtefeld geb. Oberste-Frielinghaus und des 1811 in Wehringhausen geborenen Friedrich Brechtefeld, der bis zu seinem Tod (28.08.1884) als evangelischer Pfarrer in Herdecke tätig war. Friedrich Brechtefeld war ein Abkömmling Caspar Brechtefelds, der im 18. Jahrhundert noch als Waldbauer in Brechtefeld gelebt hatte.¹³ Um 1870 muss der junge Maximilian gegen den wohl leidenschaftlich gelebten Protestantismus seines Vaters rebelliert haben. Sabatier kolportiert hierzu:

„He couldn't say that he was bored with the Sunday service but he did have scruples about it and he mentioned his fits of conscience to his father. ‚Supposing there's a lad who only goes to church so that he can look at the girls – wouldn't he be better to stay away?‘ ‚Well of course, replied his his father [...]. ‚Very well then. You won't see me there again.‘“¹⁴

Gleichwohl kehrte Maximilian nicht nur der protestantischen Kirche, sondern auch gleich seiner westfälischen Heimat den Rücken. Dabei nutzte er die Gunst der Stunde – das heißt den sich durch den Welthandel verdichtenden Schiffsverkehr zwischen Europa und Übersee¹⁵ – und wurde Seemann. Zehn Jahre lang heuerte er je nach Lust und Laune oder passender Gelegenheit auf verschiedenen Handelsschiffen an, die die ganze Welt umfuhren.¹⁶ Bei Sabatier ist nachzulesen, dass er auch als Seemann einen „rebellischen Geist“ bewies. So ließ er sich weder von widrigen und teils lebensbedrohlichen Umständen



Abb. 2: Impression vom März 2019

7 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 11; Brechtefeld: Fruchtbare „Ableger“, S. 239.

8 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 37.

9 Hermann Mückler: Mission in Ozeanien, Wien 2010, S. 245; Brechtefeld 2000, 37.

10 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 37.

11 Ernest Sabatier: Aristide the equator. An account of the Gilbert Islands, Melbourne 1977, S. 148-151.

12 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 37-40; Brechtefeld: Fruchtbare „Ableger“.

13 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 40; Brechtefeld: Fruchtbare „Ableger“, S. 239.

14 Sabatier: Aristide the equator, S. 148f.

15 Rainer Postel: Dem Handel muß die Flagge folgen. Deutsche Seehandels- und Flottenpolitik. in: Volker Plagemann (Hg.): Übersee. Seefahrt und Seemacht im deutschen Kaiserreich, München 1988, S. 32-36, hier S. 32-34.

16 Brechtefeld: Brechtefeld zu Brechtefeld, S. 38.

an Bord oder an Land noch von befehlserteilenden Kapitänen beeindruckt. Gegen unliebsame Kapitäne wehrte er sich, indem er schlicht seinen Dienst quittierte, wie z. B. in Chile. Dort ging er von Bord – leider sind die tatsächliche Hafenstadt, das diesbezügliche Schiff und das exakte Datum nicht überliefert – und fand in den damals auch von Deutschen betriebenen Salpeterminen Arbeit.¹⁷ Salpeter war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Rohstoff, der in der Schießpulverherstellung Verwendung fand und in der industriellen Landwirtschaft als höchst wirkungsvoller Dünger eingesetzt wurde. Wissenschaftlicher Initiator der chilenischen Salpeter-Industrie war im Übrigen der deutsche Naturforscher Thaddeus Haenke (1761-1817), der zwischen 1789 und 1796 annähernd die ganze Welt bereiste und währenddessen die Salpetervorkommen im Norden Chiles entdeckte. Er machte seine Zeitgenossen zudem auf die gewinnbringenden Potenziale des Salpeters aufmerksam.¹⁸ Wie begehrt dieser Rohstoff im ausgehenden 19. Jahrhundert dann wurde, zeigt auch der so genannte Salpeterkrieg, der von 1879 bis 1884 zwischen Chile, Peru und Bolivien stattfand.¹⁹

Maximilian Brechtefelds „Karriere“ in den chilenischen Salpeterminen war sicherlich erfolgreich, gleichwohl fand sie ein schmerzvolles Ende, das sich wie folgt ereignete: „He fell into a pit of burning saltpetre which came right up to his thighs. They dragged him out half-cooked and days of sheer torture ensued. The doctor despaired of him but a local practitioner saved him.“²⁰ Nach dieser Erfahrung zog es ihn erneut auf die See, gleichwohl verliert sich dann seine Spur bis zu seinem buchstäblichen Auftauchen in Kiribati im Jahre 1880.²¹

Dort, d. h. zunächst auf der Insel Nonouri, versuchte er als Händler Fuß zu fassen. Diese Unternehmung misslang ihm gründlich, da er wohl nicht in der Lage war, seine jeweils erwirtschafteten Gewinne zusammen zu halten. Sabatier führt hierzu aus: „He was far too generous and took each day as it came, never making any provision for the morrow.“²² Und so starb er völlig verarmt am 13. Juni 1880 auf der Insel Abemama. Dort erinnert nun ein pompöses Grabmal an ihn. Es besteht aus einem trapezförmigen Stein mit eingearbeiteter Herzform, die

den eigentlichen Stein überragt und ist zudem mit einer Porträtplakette und einer erinnernden Spruchbanderole verziert. Das Besondere ist jedoch, dass im unteren Teil dieses Steines insgesamt 19 Vornamen verzeichnet sind. Die diesbezügliche Recherche Horst Brechtefelds hat ergeben, dass es sich hierbei um die Namen jener zehn Söhne und neun Töchter Maximilian Brechtefelds handeln muss, die zum Zeitpunkt seines Todes noch lebten. Horst Brechtefeld konnte darüber hinaus nachweisen, dass Maximilian mit insgesamt fünf Frauen (Nei Buranga, Nei Banikin, Maria, Bioua und Konna) liiert bzw. verheiratet gewesen war, die ihm insgesamt 23 Kinder geschenkt hatten. Inwieweit es sich bei diesen Ehen um Ein- oder Vielehen handelt hat, konnte er nicht feststellen.²³ Erwähnenswert ist zudem, dass Maximilian Brechtefeld alle seine Kinder in die Obhut katholischer Missionare gegeben hatte, um sie erziehen zu lassen.

Inwieweit diese Wahl den religionspolitischen Umständen in Kiribati,²⁴ der prekären Situation Brechtefelds oder aber einer möglichen spirituellen Sinnsuche seinerseits²⁵ geschuldet war, lässt sich nicht beantworten. Festzuhalten bleibt jedoch, dass die Nachkommen Maximilian Brechtefelds durch die Kontaktaufnahme mit den Hagener Brechtefelds (dem Internet sei Dank) über ihre westfälischen Wurzeln in Kenntnis gesetzt wurden. Und zugleich gilt für die westfälischen Brechtefelds, dass sie durch das Wissen um ihre pazifischen Verwandten eine vergleichsweise altmodische und überholt geglaubte Gefühls- erfahrung machen können; sie besteht darin, den „märchenhaften Hauch von Tausend und einer Nacht“²⁶ zu spüren.

17 Sabatier: *Aristide the equator*, S. 149.

18 Josef Kühnel: Haenke, Thaddäus, in: *Neue Deutsche Biographie* 7 (1966), S. 444f.

19 Hans-Joachim König: *Kleine Geschichte Lateinamerikas*, Stuttgart 2009, S. 478-481.

20 Sabatier: *Aristide the equator*, S. 150.

21 Brechtefeld: *Fruchtbare „Ableger“*, S. 239.

22 Sabatier: *Aristide the equator*, S. 151.

23 Brechtefeld: *Brechtelfeld zu Brechtelfeld*, S. 41.

24 Mückler: *Mission in Ozeanien*, S. 96-99.

25 Sabatier: *Aristide the equator*, S. 150.

26 Brechtefeld: *Fruchtbare „Ableger“*, S. 240.

Auswanderung und Betrug – der Hagener „Bund für Siedlung in Brasilien“ (1924)

Claudia Spoden

Folgender Auszug eines Artikels war in der Hagener Zeitung am 13. Februar 1924 zu lesen:

„Von Oktober bis jetzt haben 435 Hagener Personen Pässe für die Auswanderung erhalten. [...] Die Gewerbepolizei hat die hiesige Bewegung überwacht. An der Spitze der Auswanderer steht für Hagen der Lagerist Langenbach, der Beauftragter eines Siedlungsbundes ist für eine wöchentliche Besoldung von 48 Mk. Es wurde festgestellt, daß ein Telegramm aus Brasilien angekommen war des Inhalts: ‚Alles Schwindel. Willy.‘ Langenbach und zwei Vorstandsmitglieder sind vorübergehend verhaftet worden, um Licht in die Sache zu bringen.“¹

Was war genau geschehen? Ein Siedlungsbund aus Hagen, der offenbar Auswanderer für Brasilien angeworben hatte, war wegen Betrügereien überführt worden. Die folgende Aufarbeitung soll den genauen Hergang schildern.

Die Zeitungen der Region sind seit Monaten gespickt mit Werbeanzeigen, die Auswanderungslustige ermutigen sollen, eine neue Existenz in Brasilien aufzubauen. Ob große Reedereien, Auswandereragenten oder Siedlungsbünde – alle wollen von dem großen „Run“ auf Brasilien profitieren (Abb. 1). Und nicht selten locken zwielichtige Anwerber mit Freifahrten. Trotz Warnungen des Reichswanderungsamtes wird für tausende Auswanderer ihre Gutgläubigkeit zur Falle.

Auch 140 Auswanderungswillige aus dem Ruhrgebiet, u.a. auch aus Hagen und Umgebung machen sich Anfang Februar auf den Weg nach Hamburg, um dort mit dem Dampfschiff „España“ nach Brasilien zu reisen. Sie sind Mitglieder eines Siedlungsbundes mit dem Namen „Bund für Siedlung in Brasilien“. Vorsitzender ist der Lagerist Heinrich Langenbach. Ziel ist die „Siedlung Langenbach“ in Brasilien, ein noch urbar zu ma-

chendes Stück Land, das angeblich von der brasilianischen Regierung zur Verfügung gestellt worden sei. Doch der Plan wird sich für diese Gruppe nicht erfüllen. Die Reederei verweigert ihre Mitnahme, denn alle Plätze sind bereits ausverkauft. Notdürftig wird die Gruppe zunächst in den Auswandererhallen in Hamburg untergebracht und durch die Reederei versorgt.² Um zu verstehen, was die Menschen in Westfalen antrieb, ihre Heimat für immer zu verlassen, und wem sie sich dabei anvertrauten, muss man sich zunächst die sogenannten ‚Push- und Pull‘-Faktoren der deutschen Auswanderung näher anschauen.

Die Anlässe zum Verlassen der Heimat sind Mitte der 1920er Jahre in der Weimarer Republik vielfältig. Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Not, ausgelöst durch Reparationsleistungen, Hyperinflation und vor allem durch die französische Ruhrgebietsbesetzung, führen dazu, dass gerade die einfache Bevölkerung ihr Vertrauen in eine Zukunft im Deutschen Reich verliert.³ Dazu zählen insbesondere Land- und Industriearbeiter, Handwerker und Tagelöhner. Nicht wenige sehen im amerikanischen Doppelkontinent den Garten Eden, der eine goldene Zukunft bereithält.

Max Schulte aus Dortmund schreibt in seinem Tagebuch:

„Im März des Jahres 1924 brach in Hörde ein richtiges Auswanderungsfieber aus. Das Tagesgespräch auf den Fabriken, den Straßen wie zu Hause, war Brasilien. Brasilien wurde als Land der Zukunft genannt.“⁴

Eigentlich sind die Vereinigten Staaten von Amerika das Auswanderungsland Nr. 1, doch die restriktive Einwanderungspolitik deckelt seit 1921 die Immigration. Mit 67.000 Einwanderern sind die Quoten für 1924 im Deutschen Reich bereits Anfang des Jahres erreicht.⁵ Südamerika wird für viele zum neuen Hoff-

1 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 13.02.1924, S. 2.

2 Staatsarchiv Bremen, 3-A. 4. Nr. 520, Warnung vor übereilem Auswanderungsbeschluss anlässlich des Versuchs mittelloser Angehöriger des „Bundes für Siedlung in Brasilien“, Hagen, auszuwandern, f. 5v.

3 Jochen Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik, Göttingen 2005, S. 74.

4 Horst Richter: Mein Tagebuch aus Brasilien. Hörde 1924: Die missglückte Auswanderung von Max Schulte nach Brasilien, in: Heimat Dortmund 3 (2007), S. 21.

5 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 09.02.1924, 2. Bl., S. 1, 2 Art. „Auswanderungsfrage und Auswandererfürsorge“.

nungsträger. Immerhin wandern zwischen 1920 und 1924 ca. 86.200 Menschen – 18% der deutschen Gesamtauswanderung – nach Lateinamerika aus, der größte Teil davon nach Brasilien.⁶

Die deutsche Auswanderung nach Brasilien hat zu diesem Zeitpunkt bereits eine etwa 100jährige Tradition. Doch was war so anziehend an Brasilien? Als Brasilien im Jahre 1822 von Portugal

unabhängig wird, fördern Kaiser Dom Pedro I. und seine Frau, die österreichische Erzherzogin Leopoldine, schon bald eine planmäßige Einwanderungs- und Ansiedlungspolitik. Noch bestimmt eine traditionelle Großgrundbesitzeroligarchie die Wirtschaft des Landes, basierend auf Kaffeeanbau und Sklavenarbeit. Mithilfe europäischer Einwanderer soll ein Mittelstand von Kleinbauern durch freie Arbeit geschaffen werden, in einer Gegend, die bisher wenig erschlossen ist. Für die Regierung spielen aber auch rassenpolitische Strategien eine Rolle, denn die Einwanderung soll das sogenannte ‚embranquecimento‘, das ‚Weiß-Machen‘ oder die ‚Aufweißung‘ der Bevölkerung fördern, die zu diesem Zeitpunkt zur Hälfte aus afrikanischen Sklaven besteht.⁷

Gruppenweise werden deutsche Auswanderer zu Tausenden, meist kleinbäuerliche Familien aus dem Südwesten, zwischen 1822 und 1830, in den südlichen Bundesstaaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina und Paraná in sogenannten Staatskolonien angesiedelt. Dort ist das Klima angenehm und der Boden fruchtbar. Die Regierung gibt ihnen kostenloses Land, Saatgut, Pferde und Ochsen und bezahlt sogar die Reise. Viele durch Hungersnot bedrohte Familien nehmen diese Privilegien gerne in Anspruch. Die ersten Jahre sind zwar hart, denn die Urbarmachung des Tropenwaldes ist mühsam, doch auf Dauer florieren die staatlichen Kolonien im Süden.

Nachdem die Landschenkungen per Gesetz 1854 verboten wird, entstehen zudem private Siedlungen wie z.B. „Blumenau“ oder „Dona Francisca“ im Bundesstaat Santa Catarina. Für die deutschen Staaten bedeutet die Auswanderung vor allem in Krisenzeiten ein wirksames Mittel gegen Überbevölkerung, Pauperismus und revolutionäres Gedankengut – man spricht auch von einem „sozialen Sicherheitsventil“.⁸

Doch die Auswandererdiskussion kennt nicht nur Befürworter. Die Gegner beklagen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts den ökonomischen Verlust durch den Massensexodus – denn nicht nur die Ärmsten der Armen wandern aus, sondern auch gutausgebildete Arbeitskräfte. Zudem warnen sie vor einem sicherheitspolitischen Problem, wenn zu viele militärpflichtige Männer abwandern. Schon in den 1820er Jahren wirbt der deutsche Major Georg Anton Schäffer im Auftrag der brasilianischen Regierung Tausende von deutschen Bauern und Söldnern an. Sie sollen im Konflikt mit den Nordprovinzen für den brasilianischen Kaiser in den Krieg ziehen.⁹ Schäffer wird quasi



Abb. 1: Anzeige in der Hagener Zeitung vom 26.03.1924

6 Walther L. Bernecker/Thomas Fischer: Deutsche in Lateinamerika, in: Klaus J. Bade (Hg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, S. 198.

7 Sebastian Conrad: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München 2006, S. 240.

8 Agnes Bretting/Hartmut Bickelmann: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 204.

9 Débora Bendocchi Alves: Das Brasilienbild der deutschen Auswanderungswerbung im 19. Jahrhundert, Berlin 2000, S. 48.

zum Prototyp des profitsüchtigen Auswandereragenten, denn weder kennt er Skrupel, noch agiert er gesetzeskonform. Auch 100 Jahre später werden Agenten und sogenannte Siedlungsvereine auf ähnliche Weise die Not der Menschen ausnutzen. 17 Tage nach der missglückten Auswanderung, am 26. Februar 1924, steht folgende Anzeige in der Hagener Zeitung:

„BETROGENE AUSWANDERER: Jetzt ist auch in Hagen ein Transport Auswanderer wieder angelangt, die vielleicht von Glück sagen können, daß sie nicht bis auf das Schiff kamen. Im Ganzen sind es 75 Auswanderer, die von Hamburg hier eingetroffen sind, darunter 15 Hagener. Obwohl diese Auswanderer das Geld für die Ueberfahrt schon gezahlt hatten, wurden sie in Hamburg mit dem nach Brasilien fahrenden Schiff nicht mitgenommen. [...] Inzwischen hat sich das Reichswanderungsamt veranlaßt gesehen, vor dem Anschluß an den Siedlerbund Langenbach dringend zu warnen. Der Staat Sao Paulo wünscht keine Ansiedler, sondern nur Arbeiter auf Kaffeepflanzungen, er stellt daher auch kein Regierungsland für Einwanderer zwecks Urbarmachung zur Verfügung.“¹⁰

Überhaupt häuften sich im Frühjahr 1924 in Hagen die Berichte, die vor einer voreiligen Auswanderung warnen (Abb. 2). Unter dem Titel „Was ein Hagener Auswanderer aus Brasilien schreibt“ hieß es unter anderem:

„Die Regierung gibt kein Land und kein Vieh. Leute, die hier ohne Geld sind, sind ärmer dran, wie in Deutschland [...]. Die Arbeitslosigkeit ist wie in Deutschland; von 100 Deutschen, die nach Brasilien kommen, fahren 90 wieder zurück. Wenn es in Deutschland besser wird, dann bin ich der erste, der wieder zurückkommt, es geht nichts über Deutschland.“¹¹

Wie aus einem Schreiben des Reichsministers des Innern deutlich wird, hatten die Auswanderer ihr gesamtes Hab und Gut vor der Reise verkauft und ihre Wohnungen aufgegeben.¹² Das Wohlfahrtsamt musste sich nun der Obdachlosen annehmen. Einer Gruppe mit 35 mittellosen Auswanderern aus Haspe gewährte die Finanzkommission die Verpflegungs- und Reisekosten nach Brasilien, letztlich weniger aus Gründen der Fürsorge, sondern um den Armenetat der Stadt nicht noch mehr zu belasten.¹³ Heinrich Langenbach war mittlerweile mit 16 weiteren Personen am 15. Februar mit dem Dampfschiff „Ruy Barbosa“ abgereist. Seine Spur verliert sich hiermit.

Mit der massenhaften Auswanderung nach Übersee seit dem frühen 19. Jahrhundert ist die Tätigkeit der Agenten untrennbar verbunden. Ihre Aufgabe besteht darin, zu beraten, Buchungen entgegenzunehmen und alle nötigen Formalitäten für die Reise zu erledigen, sie sind also Vermittler zwischen Beförderer und Auswanderungswilligen.¹⁴ Sie sind meistens als Generalagentur vertraglich an bestimmte Expedienten, d.h. Reeder und Beförderer, gebunden, können aber auch Unteragenten beschäftigen. Als konzessionierte Agenten sind sie zudem den Behörden gegenüber rechenschaftspflichtig. Bei Vertragsbruch müssen sie nicht nur um ihre Konzession fürchten, sondern auch um einen geschäftsschädigenden Imageverlust. Viele üben die Agententätigkeit nur nebenberuflich aus und sind hauptberuflich z.B. als Wohnungsmakler, Versicherungsagent oder auch als Gastwirt aktiv.

Wichtig ist, dass sie hauptberuflich mit möglichst vielen Personen in Kontakt treten. Es ist ein lukrativer Markt, auf dem sich viele, auch zwielichtige Gestalten tummeln.¹⁵

Regelmäßige Werbung in Tagesblättern und einschlägigen Auswandererzeitungen gehören zum Geschäftsalltag, aber auch kleine Betrügereien, z.B. unlautere Propaganda und „Fake-News“ sind an der Tagesordnung. Zudem arbeiten vor allem in den 1890er Jahren zahlreiche Agenten im Auftrag der brasilianischen Regierung, die nach Anzahl der vermittelten Einwanderer entlohnt werden. Auswandereragenten gelten schon damals als profitsüchtig. Doch ohne ihre Vermittlung und das Organisieren des Transports in die Seehäfen, in Zeiten ohne schnelle Verkehrsmittel wie der Eisenbahn und ohne feste Abfahrtstermine der Schiffe, wären viele Auswanderungswillige schon vorab gescheitert. Doch in der Weimarer Zeit nimmt das Agentenwesen Überhand. Die desolade wirtschaftliche Situation bietet den idealen Nährboden für Betrügereien und unlautere Angebote. Gerade die Menschen, die verzweifelt nach einer Lösung suchen, gehen den Agenten in die Falle.

Anders als die Agenturen sind Auswanderungsvereine primär nicht kommerziell ausgerichtet. Sie entstehen Anfang der 1840er Jahre und erleben vor allem in den Revolutionsjahren 1848/49 einen ersten Aufschwung. Diese Initiativen gehen vom gebildeten Bürgertum aus, die in der zunehmenden Verarmung bäuerlicher Familien, ausgelöst durch Agrarreformen und Über-

10 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 26.02.1924, S. 2.

11 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 22.03.1924, S. 2.

12 Staatsarchiv Bremen, 3-A. 4. Nr. 520, Warnung vor übereilem Auswanderungsbeschluss anlässlich des Versuchs mittelloser Angehöriger des „Bundes für Siedlung in Brasilien“, Hagen, auszuwandern, f. 5v.

13 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 27.02.1924, S. 3.

14 Bendocchi Alves: Das Brasilienbild, S. 209f.

15 Bretting/Bickelmann: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine, S. 64-83.

bevölkerung, eine Gefahr für die innere Sicherheit sehen. Zunächst geht es um einen verbesserten Auswandererschutz während der gesamten Reise, eine Kontrolle des Agenturwesens und die Lenkung der Auswanderer über deutsche Häfen. Der Berliner „Verein zur Centralisation Deutscher Auswanderung und Colonisation“, gegründet 1849, befürwortet zwar die Ansiedlung in Südbrasilien, bemängelt aber die ‚parceria‘, eine Art Halbpachtsystem, die Kaffeepflanzer im Jahr 1846 im Bundesstaat São Paulo eingeführt hatten.¹⁶

Die Arbeitsbedingungen ausländischer Arbeiter sind dabei annähernd vergleichbar mit Sklavenarbeit. Die preußische Regierung reagiert 1859 mit dem von der Heydt’schen Reskript, andere deutsche Staaten folgen. Fortan ist Anwerbung für eine Auswanderung nach Brasilien untersagt, weiterhin erlaubt ist die private Emigration.¹⁷ Doch die Befürworter der Brasilien-Auswanderung waren damit nicht verstummt. Denn seit Mitte des 19. Jahrhunderts verbinden sich mit dem Auswandererwesen auch zunehmend nationalistische Vorstellungen. Gezielt fördern Auswanderungsgesellschaften und -vereine die Auswanderung nach Brasilien, indem sie Auswanderer in Gebiete lenken, wo sie als Gruppe ihren deutschen Charakter erhalten und als Konsumenten für deutsche Produkte erhalten bleiben.¹⁸ Einerseits spielen hier Exportinteressen eine Rolle, aber auch das Verlangen nach weltpolitischem Einfluss und eine gewisse „Lebensraum-Ideologie“¹⁹, die einhergeht mit dem Wunsch nach Ausweitung und Bewahrung des Deutschtums.

Durch Presse- und Lobbyarbeit, Informationsveranstaltungen und auch durch Reiseberichte, die ein ‚Neu-Deutschland‘ heraufbeschwören, beeinflussen sie besonders die in den 1880er und 1890er Jahren aufkommenden starken Auswandererströme. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg gilt Santa Catarina als der am meisten „germanisierte“²⁰ Bundesstaat Brasiliens, mit 80.000 deutschsprechenden Einwohnern – rund 20% der Bevölkerung. Man spricht mittlerweile auch nicht mehr von Auswanderern, sondern von Auslandsdeutschen.

Siedlungsbünde und -gesellschaften, die vor allem in der Weimarer Zeit wie Pilze aus dem Boden schießen, haben eher unternehmerischen Charakter. Es geht ganz konkret um Ankauf und Bewirtschaftung von Siedlungsland.²¹ Solche Bünde und Gesellschaften rekrutieren sich aus den Auswanderungswilligen selbst, bilden also immer Gruppen, die gemeinsam auswandern wollen. Was viele Auswanderungswillige aber nicht wahrhaben wollen, ist, dass Brasilien ebenso unter einer Wirtschaftskrise leidet und weder Arbeitskräfte aus Industrie oder Handel aufnimmt noch Ländereien zur Verfügung stellt.

Der Hagener „Bund für Siedlung in Brasilien“ war nur einer von vielen Siedlungsbünden, die in den 1920er Jahren durch falsche Versprechungen und letztlich Betrug die Not der Menschen ausnutzten. Tausende strandeten in den Häfen von Rio de Janeiro oder Porto Alegre ohne Aussicht auf eine Beschäftigung oder gar eine aussichtsreiche Zukunft.

Die Reichsregierung erließ am 14. Februar 1924 eine Verordnung gegen Missstände im Auswanderungswesen. Danach war jede gewerbsmäßige Erteilung von Rat oder Auskunft über die Auswanderung untersagt.²² Im Laufe des Jahres 1924 nahm die Brasilien-Euphorie rapide ab. Der wirtschaftliche Aufwärtstrend im Deutschen Reich ließ die Hoffnung auf ein besseres Leben in der Heimat wieder erstarben.

16 Frederik Schulze: Auswanderung als nationalistisches Projekt. „Deutschtum“ und Kolonialdiskurse im südlichen Brasilien (1824-1941), Köln/Weimar/Wien 2016, S. 50.

17 Bernecker/Fischer: Deutsche in Lateinamerika, S. 203.

18 Schulze: Auswanderung, S. 52.

19 Conrad: Globalisierung und Nation, S. 278.

20 Ebd., S. 240.

21 Bretting/Bickelmann: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine, S. 207.

22 Stadtarchiv Hagen, Hagener Zeitung, 26.03.1924, S. 2.

Was ein Hagener Auswanderer aus Brasilien schreibt.

Hagen, 21. März. Die Gewerdepolizei stellt uns folgenden Brief eines Auswanderers namens Kiel (Pund Langenbock) zur Verfügung:

Liebe Eltern! Endlich komme ich dazu, einen Brief zu schreiben, habe hier schon manches erlebt und bin oft soweit gewesen, daß ich wieder abreisen wollte.

Wir sind vom brasilianischen Konsul direkt belogen worden,

das Gesetz besteht noch, wird aber nicht mehr durchgeführt. Die Regierung gibt kein Land und kein Vieh. Leute, die hier ohne Geld sind, sind ärmlich dran, wie in Deutschland, denn hier verdient ein Mann nicht soviel, daß er eine vierköpfige Familie ernähren kann. Ein Arbeiter verdient 7—8 Milreis, das Leben kostet pro Tag und Person 5—10 Milreis.

Die Arbeitslosigkeit ist wie in Deutschland; von 100 Deutschen, die nach Brasilien kommen, fahren 90 wieder zurück.

Die Häfen liegen voll von Deutschen. Wenn ein Schiff ankommt, sieht man Männer weinend beim Kapitän stehen und bitten, er solle sie wieder mitnehmen. Hier sieht man oft traurige Menschen am Hafen, die sogar blöde geworden sind, meistens Leute vom besseren Stande. Frau Jäger hat auch das Glück gehabt, frei zurückzukommen und Jäger ist 14 Tage später gefahren, hat aber vorher seine ganzen Sachen verkaufen müssen, um leben zu können. Ich habe bis jetzt noch Glück gehabt, habe auf dem Schiff Arbeit und 70 Milreis und besseres Essen bekommen. Arbeit als Steward oder Kellner. Als wir in Santos anstiegen, ging es zur „Immigration“, von da aus zur Regierung, wurden aber sofort abgewiesen. Wir suchten einen Privatagenten auf und erzählten ihm, daß wir Vertreter von einem Verein wären, aber jetzt mittellos daständen.

Der Vize vom Konsul genigte ihm. Er stellte uns frei, auf seinem Hof unentgeltlich zu leben, zugleich sollten wir uns auch die Ländereien ansehen, die für den Verein in Frage kämen. Wir bekamen die Fahrt hin und zurück vergütet. Er stellte uns ein Pferd und einen Maulesel zur Verfügung, um jeden Tag ausreiten zu können. Die Fahrt dauerte 32 Stunden und eine Nacht übernachteten. Ich habe den nächsten Tag sofort ankommen zu arbeiten und mußte jeden zweiten Tag zur Stadt reiten, um Waren zu holen. Ich habe hier einen Monat ausgehalten und mußte dann zurück, um den Transport abzuholen. Ich bereue, daß ich als Vertreter gefahren bin. Die Leute haben darauf gebaut, daß sie Regierungsländereien bekommen, als wir mit Privatland ankamen, sagten sie, wir wären Agenten, wir wollten nur die Leute verkaufen. — Wenn Hans noch zu Hause ist, dann soll er ruhig dort bleiben, denn er steht sich in Deutschland doch besser; er muß hier doch nur als einfacher Arbeiter gehen, hier wird schlimm gearbeitet und dann als ungeleiteter Arbeiter. Doch ich die Stelle bekommen habe, da habe ich eben Glück gehabt.

Wenn es in Deutschland besser wird, dann bin ich der erste, der wieder zurückkommt, es geht nichts über Deutschland.

Wenn die Familie Hellhammer noch da ist, so rätel sie nur ab, auszuwandern, denn eine Familie ohne Geld geht hier zu Grunde, die verdienen nicht so viel, daß sie leben können, dann wird ein Teil nach dem anderen verkauft. Wenn aber welche dort sind, die 2000 Goldmark haben, die können ruhig auswandern, solche bekommen 100 Morgen Land, können sich Vieh anschaffen und können bis zur nächsten Ernte gut leben.

Seid herzlich begrüßt von Eurem Sohn Willy erst ein baldiges Wiedersehen in Deutschland.



Kolonialismus in Hagener Vereinen und Verbänden



Carl Cremer und die Deutsche Kolonialgesellschaft

Andreas Donay

Die Deutsche Kolonialgesellschaft (DKG) gründete sich 1887 durch Zusammenlegung des Deutschen Kolonialvereins mit der Gesellschaft für deutsche Kolonisation (DKG). Später wurden noch das Kolonialwirtschaftliche Komitee (KWK) und der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft (FDKG) angegliedert. Sitz der Gesellschaft war in Berlin. Gemäß ihrer Satzung sah die DKG ihre Aufgaben darin

„die Erkenntnis von der Notwendigkeit deutscher Kolonien zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, die Pflege und Förderung des vorhandenen deutschen Kolonialbesitzes in organisatorischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung wie auch die Klärung und öffentliche Vertretung aller sonstigen kolonialen und überseeischen Interessen der deutschen Nation. Unter Ablehnung jeder Stellungnahme zu parteipolitischen Fragen, alle Parteien im Deutschen Reiche für die deutsch-koloniale Sache zu gewinnen und insbesondere in Zeiten wichtiger Entscheidungen in solchem Sinne zu wirken.“¹

Der Geburtsort von Carl Cremer war Essen, dort wurde er im Mai 1876 geboren. Er genoss eine evangelisch-reformierte Erziehung und besuchte Gymnasien in Essen und Hagen. Von 1897 bis 1898 leistete er seinen einjährig freiwilligen Militärdienst ab. Er studierte an den Universitäten Tübingen, Berlin und Marburg Rechte, Geschichte und Volkswirtschaft. 1902 erfolgte die große juristische Staatsprüfung in Berlin. Von 1903



Abb. 1: Dr. jur. Carl Cremer, Porträtfoto aus dem Reichstag-Handbuch 1920

bis 1919 wirkte er als Rechtsanwalt und Notar in Hagen und Dortmund. Seit 1903 ist sein Engagement auf den Gebieten der Kommunalpolitik und der Kultur in Hagen und Umgebung nachzuverfolgen.² Wir können hier also einen typischen gehobenen bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Werdegang im wilhelminischen Kaiserreich feststellen (Abb. 1).

Im kolonialen Kontext war Carl Cremer mehrfach eingebunden. Ab 1889 sind in Hagen die Bemühungen der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Gründung einer Hagener Ortsgruppe dokumentiert.³ Dazu wurde das Bürgermeisteramt aktiv vom Berliner Büro der DKG aus angeschrieben, um Kontakte zu künftigen neuen einflussreichen Mitgliedern anbahnen zu können. Die Initiative zur Gründung der Deutschen Kolonialgesellschaft ging vom evangelischen Theologen, Missionsvorstand und Publizisten Friedrich Fabri aus, dessen Empfehlung durch Reichskanzler Bismarck offenbar zusätzliches Entgegenkommen bei der Hagener Stadtverwaltung hervorrufen sollte. Außerdem wurde um Unterstützung seitens der Stadt Hagen zwecks Veranstaltung von Vorträgen zu kolonialen Themen und zur Herstellung von Kontakten zur lokalen Presse gebeten. Seit 1905 fungierte Carl Cremer als Vorstand für die Hagener Ortsgruppe der Deutschen Kolonialgesellschaft.⁴

Im Stadtarchiv liegt uns auch ein Tätigkeitsbericht⁵ der Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes aus dem Jahr 1899 vor, der sich ebenfalls die koloniale Expansion Deutschlands auf die Fahnen geschrieben hatte. Der junge Referendar Dr. jur. Carl Cremer wird hier bereits als Mitglied des Vorstandes genannt. Zum Alldeutschen Verband zählten auch so prominente Hagener Namen wie der spätere Oberbürgermeister Alexander Prentzel sowie der Vermögenserbe und Kunstmäzen Karl Ernst Osthaus. Waren die Aktivitäten solcher kolonialen und nationalistischen Agitationsverbände von Teilen der Reichsregierung, etwa

¹ Heinrich Schnee (Hg.): Deutsches Kolonial-Lexikon, Band 1, Leipzig 1920, S. 314f.

² Bayerische Staatsbibliothek, Eintrag zu Carl Cremer: www.reichstag-abgeordnetendatenbank.de/select.html?pnd=116725516 [26.01.2019], Die biografischen Angaben zu Carl Cremer beruhen auf diesen Eintrag.

³ Stadtarchiv Hagen, E.11.3153 2., Abteilung 1, Deutsche Colonialgesellschaft. Berlin, f. 1r-v.

⁴ Dortmund postkolonial, Eintrag zu Carl Cremer: http://www.dortmund-postkolonial.de/?page_id=63#C [27.01.2019].

⁵ Stadtarchiv Hagen, E.7.13.3047, Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes, f. 2r-3v.

Reichskanzler Bülow und Staatssekretär Tirpitz zunächst begrüßt und gefördert worden, sah sich die Reichsleitung später mitunter als Getriebene, welche von diesen Verbänden durch deren nationalistische und imperiale Agenda bedrängt und auf militante Weise sogar noch überflügelt wurde.⁶ Neben der Deutschen Kolonialgesellschaft und dem Alldeutschen Verband spielten in diesem Kontext auch der Flottenverein, der Wehrverein, der Verein für das Deutschtum im Ausland u. a. eine ähnliche Rolle.

Allgemein galt für die kolonialen und nationalen Agitationsverbände, dass nicht nur um persönliche Mitglieder, sondern auch intensiv um körperschaftliche Mitgliedschaften geworben wurde, dazu gehörten Kommunen, Städte, Handelskammern, Unternehmen, Vereine, Aktiengesellschaften und Industrieverbände. Nicht zuletzt war hierbei die Akquirierung von bedeutenden Mitgliedsbeiträgen das Ziel, um auch die Aktivitäten der Kolonialgesellschaften finanzieren zu können. Die Agitationsverbände waren oft untereinander durch wechselseitige Mitgliedschaften verbunden, wobei sich der Alldeutsche Verband als nationale Dachorganisation verstand. Die Stadt Hagen wurde regelmäßig, wie auch alle anderen Städte in Deutschland, um Spenden, Mitgliederbeiträge und Abonnements von Vereinszeitschriften für nationale und koloniale Agitationsverbände gebeten. Im Stadtarchiv findet sich unter anderen auch ein Werbebrief des Kolonialwirtschaftlichen Komitees der DKG aus dem Jahr 1904, in dem die Stadt Hagen um Beitritt zu diesem als gemeinnützig anerkannten Verein gebeten wurde.⁷

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee entsandte Expeditionen in die „Schutzgebiete“, um das wirtschaftliche Potential der Kolonien im Hinblick auf die Nutzbarmachung von Rohstoffen für die deutsche Industrie zu erkunden. Die Gründung von botanischen Gärten und Versuchspflanzungen wurde aktiv vor Ort unterstützt, mit dem Ziel ertragreiche Pflanzen zum Nutzen der deutschen Lebensmittel- und Textilindustrie zu züchten. Planung und Trassierung von kolonialen Straßen und Eisenbahnen waren weitere Schwerpunkte. Wasserbauexperten wurden nach Südwafrika entsandt, um Brunnen zu bohren und Dämme zu bauen.

Eine wesentliche Motivation zur Gründung des KWK im Jahr 1896 war die Forcierung des Baumwollanbaus in den Kolonien. Dies war ein Hauptanliegen des Textilindustriellen Karl Supf, welcher vehement die Forderung vertrat, dass in Zeiten verstärkter Schutzzollpolitik der Industriestaaten die Rohstoffversorgung für die deutschen Industrien möglichst autark, aus

eigenen Gebieten gewährleistet sein sollte, um gegen steigende Zölle und Lieferengpässe in Europa gewappnet zu sein. Als warnendes Beispiel galt der Amerikanische Bürgerkrieg in den 1860er Jahren, als die Versorgung mit Baumwolle für die europäischen Rohstoffmärkte zusammenbrach. Die Textilindustrie, als damals größter Industriezweig in Deutschland, hatte besonders darunter zu leiden. Mit diesem Argument versuchten die kolonial interessierten Kreise, auch gegenüber der Regierung, den Gewerkschaften und den politischen Parteien, ihre Ziele zu begründen. Eine gesicherte Rohstoffversorgung aus tropischen Kolonien würde helfen, Werksschließungen und Massenarbeitslosigkeit in Deutschland vorzubeugen.

Neben der Baumwolle gab es eine Vielzahl von kolonialen Agrarprodukten und Rohstoffen, deren Anbau oder Gewinnung von Seiten der DKG und des KWK als förderungswürdig erachtet wurden. Jeweils mehr oder weniger erfolgreich wurde versucht, eine Kerngruppe von Produkten in allen deutschen Kolonien in industrietauglicher Menge und Qualität anzubauen. Es handelte sich dabei vor allem um Kaffee, Kakao, Kautschuk, Pflanzenöl und Pflanzenfett sowie um pflanzliche Textilfasern. Daneben wurde mit einer Unzahl weiterer Agrarprodukte experimentiert, um aus den überwiegend kargen kolonialen Böden verwertbare Rohstoffe zu gewinnen. Auch nach verwertbaren Bodenschätzen und Tropenhölzern wurde gesucht.

Die Wissensvermittlung zwischen Regierungsstellen, Agrarforschern, Plantagengesellschaften, indigenen Farmerinnen und Farmern, europäischen Pflanzern, Bergbauunternehmen, Maschinenbauindustrie, ausländischen Forschungsinstituten und Handelsgesellschaften sahen die Deutsche Kolonialgesellschaft und das ihr beigeordnete Kolonialwirtschaftliche Komitee als wesentliche Aufgaben an. Dabei wurde auch durchaus darauf geachtet, welche Produkte bereits von indigenen Völkern in den „Schutzgebieten“ mit Erfolg gesammelt oder angebaut wurden, um den Anbau dieser Produkte zu intensivieren oder in andere deutsche Kolonien sowie in von Deutschen geführte Unternehmungen im überseeischen Ausland zu übertragen.

In Deutschland wurden intensiv Lobbyarbeit und Propagandatätigkeit betrieben, um die Unterstützung für die koloniale Sache auszubauen. Angesichts früher Rückschläge beschwor man einen „langen Atem“ bei Regierungsstellen, politischen Parteien, Kapitalgebern und dem breiten Publikum. Im Kreise des Kolonialwirtschaftlichen Komitees rechnete man mit nicht weniger als bis zu hundert Jahren, um die Kolonien in die Lage zu versetzen für das Deutsche Reich den Bedarf an benötig-

6 Wolfgang J. Mommsen: Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. 1990, S. 366-368.

7 Stadtarchiv Hagen, E.11.3153 2., Abteilung 1, Deutsche Colonialgesellschaft. Berlin, f. 31-32.

ten kolonialen Erzeugnissen komplett abzudecken.⁸ Das wäre demnach also etwa im Jahr 2000 der Fall gewesen.

Angesichts des Beispiels der britischen und niederländischen Kolonialreiche fühlte man sich zu dieser Schätzung berechtigt, hatte es doch für diese als Vorbilder geltenden Nationen ähnlich lange gedauert bis sich die Investitionen volkswirtschaftlich ausgezahlt hätten. Vermutlich war diese Einschätzung der berufenen Kolonialexperten nicht ganz uneigennützig, galt es doch, die inzwischen institutionalisierte Expertise und Kompetenz langfristig in Form von gutdotierten Positionen in der akademischen Landschaft, bei den Agitationsverbänden, der Industrie und an Regierungsstellen abzusichern.

Carl Cremer engagierte sich nicht nur durch seine Mitgliedschaft bei einschlägigen Agitationsverbänden für die „koloniale Sache“. Ab 1907 war er als Aufsichtsratsmitglied der „Agupflanzungsgesellschaft“ auch direkt ökonomisch an dem Projekt einer afrikanischen Großpflanzung beteiligt (Abb. 2).⁹ Die Agupflanzung lag im deutschen „Schutzgebiet“ Togo, in der Nähe des namensgebenden Berges (Abb. 3). Dabei handelte es sich wiederum um eine Beteiligung der „Deutschen Togogesellschaft“, ebenfalls eine Aktiengesellschaft mit Firmensitz in Berlin.

Die Gründung dieser beiden Aktiengesellschaften, die aus der vorherigen umfangreichen Landnahme des Kolonialunternehmers Sholto Douglas resultierten, führte zu mehrjährigen Auseinandersetzungen mit der lokalen Kolonialverwaltung und dem Reichskolonialamt hinsichtlich der Wahrung eines Minimums an Landbesitz zur Eigennutzung der einheimischen

Bevölkerung sowie den Kosten der Anbindung an die Eisenbahnstrecke Lome-Palime. Lome war die Hafenstadt an der togolesischen Küste und als Hauptumschlagplatz wichtig für den Transport fast aller Import- und Exportgüter der Kolonie. Seit 1903 war die Enteignung des Grundbesitzes von „Eingeborenen“ dahingehend geregelt, dass genügend Land zu ihrem „wirtschaftlichen Bestehen“ verbleiben sollte. Die



Abb. 2: Aktie der Agupflanzungsgesellschaft



Abb. 3: Blick auf den Berg Agu, Postkarte von 1909

aus resultierenden Verhandlungen dürften von besonderem Interesse für den Juristen Carl Cremer bei seinem Engagement für den Aufsichtsrat in Berlin gewesen sein. Ob Cremer jemals persönlich in Afrika war, um seine Aufsicht über die Agupflanzung auszuüben, ist nicht bekannt. Seine Tätigkeit dürfte auf die Zusammenarbeit mit dem Büro in Berlin beschränkt gewesen sein, um dort seine juristische Expertise im Interesse der kolonialen Aktiengesellschaft einzubringen.

Aus den Geschäftsberichten der Agupflanzung von 1907 bis 1909 geht hervor, dass in den Landschaften Nyambo, Tafie und Kebu erfolgreich Kakao, Bohnen, Sisal, Baumwolle und verschiedene Kautschuksorten angebaut wurden. Die Kautschuksetzlinge waren teilweise aus Ceylon eingeführt worden. Weniger erfolgreich war in dieser Zeit der Ertrag von Kokospalmen. Es wurden auch Versuche mit der Anpflanzung von Ölpalmen durchgeführt. Zusammen mit der Deutschen Togogesellschaft und später der Togo-Pflanzungs-Aktiengesellschaft wurden eine Agentur, eine Faktorei, mehrere Baumwollaufbereitungsanlagen und Ladengeschäfte betrieben. Wiederkehrend thematisierte Probleme in den meisten Tätigkeitsberichten von Großpflanzungen aus allen deutschen Kolonien waren ungünstiges Klima, Viehseuchen, Pflanzenkrankheiten, mangelhafte Verkehrsanbindung, zu wenig Kapital, fehlendes Fachwissen, hohe Sterblichkeit unter Europäern und Kontraktarbeitern aus fremden Ländern sowie ein ständiger Arbeitskräftemangel. Einheimische Arbeiter und Arbeiterinnen mussten den regionalen Verhältnissen entsprechend entlohnt werden. Offene Sklaverei war nicht mehr möglich. Es gab zu wenige Sträflinge, als dass man diese in großer Anzahl für regelmäßige Plantagenarbeit hätte einsetzen können. Durch neuartige Steuern versuchten die Kolonialverwaltungen Einheimische zur Annahme von Lohnarbeit zu nötigen.

⁸ Ferdinand Wohltmann: Zum neuen Jahr, in: Der Tropenpflanzer, 13. Jahrg., Jan. 1909, S. 11-22.

⁹ Kolonial-Wirtschaftliches Komitee: Koloniale Gesellschaften, Agupflanzungsgesellschaft, in: Der Tropenpflanzer, 11. Jahrg., Nr. 4, April 1907, S. 248-249.

Auch diesen Maßnahmen war nicht viel Erfolg beschieden, es gab viele Möglichkeiten für die afrikanische Bevölkerung diesen Zwängen auszuweichen. Zu dünn waren die Kontrollmöglichkeiten der Kolonialadministration, zu unterschiedlich ausgeprägt die Loyalität der lokalen Eliten, auf deren Mithilfe die Deutschen angewiesen waren. Aus Togo konnte man sehr einfach in die vergleichsweise liberale britische Nachbarkolonie der Goldküste ausweichen. Dort hatte sich bereits eine, auch nach europäischen Maßstäben, moderne schwarzafrikanische Mittelschicht herausbilden können. Afrikaner betrieben dort große Plantagen, Handelsfirmen und Zeitungen. Höhere Schulbildung war dort, im Gegensatz zu Deutschland und seinen Kolonien, eine reale Möglichkeit.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges verlor Deutschland so gleich seine Verbindung zu den Kolonien. Während des Krieges wurde von der Deutschen Kolonialgesellschaft die Gründung des Hilfsfonds „Herzog Johann Albrecht-Spende für die Kolonien“ bekannt gegeben. Schirmherr Johann Albrecht zu Mecklenburg war der langjährige Präsident der DKG. Auch den Magistrat der Stadt Hagen erreichte der Spendenaufruf:

„Dieser Fonds soll dazu verwendet werden, sofort nach Friedensschluss oder auch schon vorher in den deutschen Kolonien mit Unterstützungen und Darlehen da einzugreifen, wo das Reich nicht [...] helfen kann, und wo auch andere Hilfsorganisationen nicht in Betracht kommen. Hiernach wird es möglich sein, in zahlreichen Fällen zu helfen, in denen durch rasches Eingreifen Männer der kolonialen Arbeit erhalten werden können, die infolge ihrer Erfahrungen und ihrer Tüchtigkeit von besonderem Werte sind. [...] In der Hoffnung, dass auch Sie an der Erhaltung unseres Kolonialbesitzes und seiner deutschen Bevölkerung reges Interesse nehmen, wenden wir uns an Sie mit der herzlichen Bitte, der Spende einen Beitrag zuwenden zu wollen.“¹⁰

Der Enthusiasmus für die Kolonien war vorwiegend ein Phänomen von großen Teilen der gehobenen bürgerlichen Bevölkerungsschichten, im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg auch des breiteren Kleinbürgertums. Nichtsdestotrotz versuchte man in manchen bürgerlichen Vereinigungen Adlige als prominente Vorstandsmitglieder zu gewinnen, dies galt als vorteilhaft für die öffentliche Wirkung. In diesem Fall half es nichts, im September 1918 lehnte die Hagener Stadtverordnetenversammlung die Gewährung einer Spende ab. Während der letzten Kriegsmonate hatte man in Hagen wohl andere Sorgen.

Für Carl Cremer war es nicht mehr möglich, sich für die Agu-Pflanzungsgesellschaft zu betätigen. Er wurde als Oberleutnant einer Infanteriekompanie an die Westfront einge-

zogen. Nach schwerer Verwundung gleich zu Kriegsbeginn konnte er offenbar so weit genesen, dass er lediglich für beschränkten Garnisonsdienst als tauglich erklärt wurde. Bis Dezember 1918 diente er in Litauen als Kreishauptmann in der Verwaltung von „Ober Ost“, dem deutschen Hauptquartier im Baltikum. Es muss bitter für viele deutsche Soldaten gewesen sein, nach den dortigen großen militärischen Erfolgen die umfangreichen Gewinne von „Lebensraum im Osten“ aufzugeben. Aus der projektierten deutschen Kolonisierung Osteuropas wurde nichts.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft versuchte nach dem Krieg den „kolonialen Gedanken“ am Leben zu erhalten. Der Verlust der deutschen „Schutzgebiete“ wurde als Unrecht der Siegermächte am deutschen Volk angesehen. Eine umfangreiche Propagandatätigkeit der DKG zielte darauf ab, in der deutschen Bevölkerung den Wunsch nach Kolonien aufrecht zu erhalten, dies wurde zu ihrem Hauptanliegen. Im Kolonialwirtschaftlichen Komitee der DKG lag ein Schwerpunkt der Agitationstätigkeit darin, die deutschen Kolonialunternehmen für während des Krieges erlittene finanzielle Verluste zu entschädigen, was auch oft zu Lasten der öffentlichen Finanzen gelang.

Carl Cremer kehrte aus dem Krieg zurück. Seit 1919 fungierte er als Mitglied des Zentralvorstandes der Deutschen Volkspartei. Gerade die Deutsche Volkspartei (DVP) zeichnete sich im Parteienspektrum der Weimarer Republik durch eine vehemente kolonialrevisionistische Position aus. Im Wirtschaftsleben arbeitete er nun als leitender Mitarbeiter innerhalb des Hugenberg-Konzerns.

Von 1920 bis 1932 wurde er wiederholt für die Deutsche Volkspartei als Abgeordneter in den deutschen Reichstag gewählt. Er verstarb im Dezember 1953 in Mosbach/Baden.

Die DKG wurde mit anderen Kolonialverbänden 1933 zum „Reichskolonialbund“ vereint. 1943 endete dessen Tätigkeit. Bürger wie Carl Cremer gab es in vielen deutschen Städten. Mit ihrem Verständnis von Nation und „deutscher Weltgeltung“ sollte es ihnen für ein halbes Jahrhundert gelingen, weite Teile der öffentlichen Meinung in Deutschland zu prägen. Durch intensive Pflege von Netzwerken in der akademischen Welt, in Agitationsverbänden, der Kommunalpolitik, Wirtschaft, Parteien und Regierung gelang es ihnen oft auch persönlich zu profitieren, sowohl ökonomisch als auch durch Erwerb von sozialem Ansehen in ihren Milieus. Das Abenteuer vom deutschen Kolonialreich und die Institution der Deutschen Kolonialgesellschaft waren Facetten dieses gesellschaftlichen Phänomens, auch in Hagen.

10 Stadtarchiv Hagen, E.11.3153 2., Abteilung 1, Deutsche Colonialgesellsch. Berlin, f. 129r-v.

„Opferfreudiges Mitteilnehmen an dem Leben in den Kolonien“? – Hagener Frauen engagieren sich für Übersee

Kirstin ter Jung

„In den festlich geschmückten Räumen der Konkordia wurde gestern ein Kolonialabend zum Besten des Heimathauses Keetmanshoop veranstaltet. Die Festlichkeit begann um 5 Uhr mit einem Tee, der von den Damen des Frauenbundes und zahlreich erschienenen weiblichen Gästen eingenommen wurde und für dessen Teilnahme der große, prächtig dekorierte, Saal der Konkordia fast nicht ausreichte“.

Dies berichtete die Hagener Zeitung am 2. Februar 1911. Im Folgenden wurde das Programm des Abends geschildert, darunter ein Lichtbildvortrag über die Kolonie Kiautschou, „durchweht vom Reiz des Erlebens“, und eine Darbietung von Mitgliedern des Städtischen Schauspielhauses. Frau Alice Scotti-de-Fonte-

live trug einen Aufruf an die deutsche Frau vor, deren Aufgabe es sei, „durch opferfreudiges Mitteilnehmen an dem Leben in den Kolonien das Deutschtum dort zu kräftigen und zu veredeln.“¹ Die Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ schrieb außerdem: „Bis zu später Stunde blieben die Festteilnehmer in zwanglosem Zusammensein, bei dem auch die tanzende Jugend zu ihrem Rechte kam.“² Ausgerichtet wurde dieses Fest vom „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Hagen Stadt und Land“. Das Gesellschaftshaus der Konkordia gab den festlichen Rahmen für solche Feierlichkeiten. Es stand am Ende der Hochstraße, Ecke Konkordiastraße, und wurde im Krieg bis auf die Außenmauern zerstört. Dann wurde es wieder hergerichtet, im Jahre 1981 aber abgerissen (Abb. 1).



Abb. 1: Das Gesellschaftshaus „Concordia“ in Hagen, neben dem Theater an der Hochstraße. Im Hintergrund ist der Turm der Marienkirche zu erkennen, Postkarte um 1900.

Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (FDKG), 1907 noch als Deutsch-Kolonialer Frauenbund gegründet, wurde 1908 umbenannt und an die Deutsche Kolonialgesellschaft (DKG) angegliedert. Die Ziele des Frauenbunds waren die Werbung für die ‚koloniale Sache‘ und das Sammeln von Spenden zur Unterstützung der Kolonien. Außerdem übernahm der Frauenbund die Entsendung deutscher Frauen nach Übersee, hauptsächlich in die Siedlungskolonie Deutsch-Südwestafrika. Organisiert hatte dies bis dahin die DKG.

Kolonialbegeisterte Frauen gründeten überall im Deutschen Reich regionale Abteilungen des FDKG, auch fern der Metropolen mit Überseebe-

1 Hagener Zeitung, 2. Februar 1911, Nr. 28.

2 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 4. Jahrg., Nr. 24, 5. März 1911, S. 9. Die „Kolonie und Heimat“ war die Verbandszeitschrift des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft.

zug – wie in Hagen. Im Frühjahr 1910 vermeldete die „Kolonie und Heimat“ den Hagener Vorstand³: Frau Landrat Hartmann und Frau Alice Post hatten den Vorsitz inne. In weitere Ämter wurden viele Damen des gehobenen Bürgertums gewählt, aber auch männliche Vereinsmitglieder: So übernahm Herr Landrat Hartmann das Amt des Ersten Schriftführers und Herr Fabrikbesitzer W. Söding dasjenige des Ersten Schatzmeisters. Als Abgeordnete der Hagener Abteilung der DKG fungierten Oberst Freiherr von Seld und der Rechtsanwalt Dr. Cremer.⁴ Dessen Ehefrau übernahm das Amt der Zweiten Schriftführerin des Frauenbundes. Gemeinsam nahm das Ehepaar am Kolonialkongress 1910 in Berlin und 1911 an der Stuttgarter Tagung des FDKG teil.⁵

Die Cremers waren nicht das einzige Ehepaar, das sich gemeinsam im Frauenbund für die koloniale Sache engagierte. In der Hagener Abteilung waren auch die Ehepaare Hartmann und von Seld aktiv. Die Mitgliedschaft von Männern im Frauenbund war durchaus üblich, 1910 belief sich ihr Anteil bereits auf 17%.⁶ Betrachtet man dazu die Namen der Beisitzenden, so zeigt sich eine gut vernetzte Hagener Oberschicht: Zu den bereits genannten kamen die Damen Reuter, Hense, Cuno, Kayser, Jordan, Klagges, Putsch, Freilinghaus, Harkort und Liebe-Harkort.⁷ Zum Teil verwandt, vermutlich auch befreundet, bestanden gute Verbindungen zur wirtschaftlichen Elite Hagens – ein Umstand, der den Spendensammlungen des FDKG Hagen sicherlich zugutekam.

Die finanzielle Unterstützung der Kolonien war eines der Hauptanliegen des FDKG, und die Hagener Abteilung scheint durchaus erfolgreich gewesen zu sein: „Die Versteigerung einiger vortrefflicher von den Künstlerinnen gestifteter Gemälde, sowie der Verkauf von Blumen, Früchten, Zigaretten, Kolonial-Postkarten hatten ein glänzendes Ergebnis. Der Reingewinn betrug ungefähr 2000 Mk.“ Knapp einen Monat später meldete die „Kolonie und Heimat“ in der Rubrik „Sammlung für das Heimathaus in Keetmanshoop“ eine Spende aus Hagen (Abb. 2).⁸ Der „Gauverband Westfalen“, den Hagen im Dezember 1910 mitgründete, gehörte zu den Abteilungen, die 6000 Mark für



Abb. 2: Das „Heimathaus“ in Keetmanshoop

das Heimathaus Keetmanshoop in Windhuk spendeten, und erhielt damit das Recht, einem Zimmer dort den Namen „Westfalen“ zu geben.⁹ Dieses Heimathaus sollte eine Anlaufstelle für die nach Deutsch-Südwestafrika einwandernden Frauen sein, vor allem für jene, die nicht direkt in eine Anstellung vermittelt wurden. Mit der Entsendung von Frauen nach Übersee suchte man die „koloniale Frauenfrage“ zu lösen: In den deutschen Kolonialgebieten lebten nämlich deutlich mehr weiße Männer als weiße Frauen, Beziehungen und auch Ehen zwischen Kolonisten und einheimischen Frauen waren deshalb weit verbreitet. Im Mutterland sah man aus diesem Grund das „Deutschtum in den Kolonien“ und den Herrschaftsanspruch gefährdet. Die kolonialen Verbände organisierten und finanzierten deshalb die Reise potentieller deutscher Ehefrauen nach Übersee. Grundlage dafür war rassistisches Gedankengut, das die Kolonien als Ort weißer Herrschaft festschrieb, legitimiert durch die Vorstellung von einer „Überlegenheit“ der deutschen Kultur. Nur der weißen deutschen Frau wurde die Rolle der „Kulturträgerin“ und legitimen Partnerin für einen Kolonisten zugestanden.

Für junge deutsche Frauen ergab sich durch eine solche Ehe die Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs, allein durch ihre Zugehörigkeit zur Kolonialmacht hatten sie in Übersee einen gesellschaftlich höheren Status als im Mutterland. Die Auswahlkriterien der DKG und des Frauenbundes waren allerdings nicht

3 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 3. Jahrg., Nr. 15, 10. April 1910, S. 8 und Nr. 18, 22. Mai 1910, S. 8.

4 Cremer war kolonialpolitisch überaus aktiv, auch als Vorsitzender der Nationalliberalen Partei im Kreis Hagen und ab 1913 im Preußischen Abgeordnetenhaus. Seit 1905 war er Vorsitzender der DKG in Hagen, 1911 im Gesamtvorstand der DKG und auch im „Komitee zur Gründung der Togo-Pflanzungs-Aktiengesellschaft“. Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 4. Jahrg., Nr. 4, 16. Oktober 1910, S. 16. Vgl. auch den voranstehenden Artikel von Andreas Donay.

5 „Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1910“, S. L., unter: <http://brema.suub.uni-bremen.de/dsdk/periodical/titleinfo/1961313>; Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 4. Jahrg., Nr. 41, 2. Juli 1911, S. 16.

6 Lora Wildenthal: German Women for Empire, 1884-1945, Durham/London 2001, S. 150.

7 Gerda Dickertmann-Möller schildert die Gründung des Frauenbundes der DKG mit Eleonor Liebe-Harkort als Schatzmeisterin und der Fürstin von Bentheim-Steinfurt als 1. Vorsitzende. Gerda Dickertmann-Möller: Eleonor Liebe-Harkort (1884-1958). Eine kämpferische Christin, in: Frauen in der Hagener Geschichte, hg. v. Deutschen Frauenring e.V., Ortsring Hagen, Dortmund 1995, S. 94-99, hier S. 95.

8 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 4. Jahrg., Nr. 24, 5. März 1911, S. 9; Nr. 29, 9. April 1911, S. 8.

9 Else Frobenius: 10 Jahre Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin 1918, S. 16.

leicht zu erfüllen. Von den ausreisewilligen Frauen wurden unter anderem ein Gesundheitszertifikat, eine Beurteilung ihrer Sittlichkeit und Tüchtigkeit sowie eine Empfehlung des letztes Arbeitgebers verlangt.¹⁰ Anfang 1911 waren 891 der insgesamt 1826 Frauen in Deutsch-Südwestafrika mit Hilfe der kolonialen Verbände eingereist. Eine Frau aus Hagen tat dies ebenfalls. Unter der Rubrik „Mädchenausreise nach Südwest“ zählte die „Kolonie und Heimat“ sechs Frauen auf, die mit dem Dampfer „Bürgermeister“ am 17. August 1910 von Hamburg aus die Reise nach Deutsch-Südwestafrika antraten, darunter auch Ida Fricke aus Hagen in Westfalen, die als Dienstmädchen zu Herrn Regierungsarzt Peters nach Windhuk fuhr.¹¹ Die Reisekosten – in der dritten Klasse 250 Mark – wurden von der DKG übernommen, und der Frauenbund der DKG sorgte für eine sichere Reisebegleitung der Frauen, auch während der 24tägigen Schiffsreise. Die meisten Frauen wurden wie Ida Fricke bereits vor der Abreise als Dienstmädchen in den Haushalt deutscher Männer vermittelt, und viele heirateten auch bald. Die übrigen wurden auf dem Heiratsmarkt in Übersee präsentiert. Das Heimathaus Keetmanshoop lud die ledigen männlichen Farmer zum Nachmittagskaffee¹² – den kolonialen Akteurinnen und Akteuren im Mutterland war es ernst mit ihrem bevölkerungspolitischen Programm.

Der Frauenbund stellte seine Erfolge geschickt in den Vordergrund und veröffentlichte Listen über die Anzahl der entsandten Frauen und der Höhe der Spenden für die Einrichtungen in den Kolonien.¹³ Diese Zuwendungen waren lediglich für die Deutschen in Übersee und ihre Institutionen gedacht, denn im Gegensatz zu Missionsgesellschaften hatten die kolonialen Verbände keinesfalls die Hilfe für die einheimische Bevölkerung zum Ziel.

Wie viele andere regionale Abteilungen übernahm auch Hagen – ab 1914 im Verbund mit dem Gauverband Westfalen – mit der Unterstützung des Heimathauses eine konkrete Patenschaft. Diese zielgerichteten Spendensammlungen waren sehr erfolgreich. Nicht nur Geld wurde gespendet, auch Kleidung, Einrichtungsgegenstände und ganze Bibliotheken gingen nach Übersee.¹⁴ In der „Kolonie und Heimat“ wurden wiederum

Berichte über das Alltagsleben in Übersee veröffentlicht. All dies trug sicherlich zur Identifikation mit der kolonialen Sache bei – sie war keine ferne Angelegenheit in der Hauptstadt oder den großen Hafenstädten, sondern auch in den regionalen Abteilungen präsent. Veranstaltungen wie die Vorträge der DKG und des Frauenbundes, die auch gemeinsam organisiert wurden, waren gut besucht. In Hagen lud die regionale Abteilung der DKG am 17. März 1910 zu einem Lichtbildervortrag in den Kaisersaal:

*„Die Vortragende Frl Marie Karow, die lange in Deutsch-Südwestafrika gewesen ist, das dortige Farmerleben und besonders das der deutschen Frau eingehend kennen gelernt hat, wird über ihre Erlebnisse und Erfahrungen manches Wichtige und Wissenswerte aus der Kolonie berichten. Der Eintritt ist frei.“*¹⁵

Diese Veranstaltungen warben für die Kolonien und zugleich für das regionale Engagement. Oft wurden im Rahmen von Vorträgen neue Mitglieder gewonnen – in diesem Fall bestimmt auch für die Hagener Abteilung des Frauenbundes, die in jenem Frühjahr gegründet wurde. Auch während des Kolonialabends ein Jahr später konnte eine „grössere Anzahl neuer Mitglieder“ gewonnen werden.¹⁶

Hinsichtlich ihrer politischen Vorstellungen unterschieden sich die kolonialengagierten Frauen zumeist nicht von den Männern, weibliche Handlungsräume waren jedoch deutlich eingeschränkter. Mit dem Einsatz für die Nation und der Aufwertung als „Kulturträgerin“ konnten nun neue Teilhabemöglichkeiten eingeübt und legitimiert werden. Die Hagener Frauen des Frauenbundes vernetzten sich überregional und reisten zu verschiedenen Veranstaltungen, zum Beispiel zur Gründung des westfälischen Gauverbandes am 29. Oktober 1910 in Münster, zur Stuttgarter Tagung des Frauenbundes 1911 und zur Hauptversammlung des FDKG 1914, ebenfalls in Münster (Abb. 3).¹⁷

Auch innerhalb der Heimatstadt waren die kolonial engagierten Frauen gut vernetzt, einige von ihnen waren in mehreren Vereinen aktiv oder zumindest Mitglied. In welchem Ausmaß eine tatsächliche Zusammenarbeit stattgefunden hat, lässt sich

10 Anette Dietrich: Weiße Weiblichkeiten, Bielefeld 2007, S. 260; Cornelia Carstens/Mechthild Vollherbst: „Deutsche Frauen nach Südwest!“ – Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin, Berlin 2002, S. 50-55, hier S. 52.

11 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 3. Jahrg., 11.09.1910, Nr. 26, S. 8.

12 Carstens/Vollherbst: „Deutsche Frauen nach Südwest!“, S. 53.

13 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 3. Jahrg., 11. September 1910, Nr. 26, S. 8; Lora Wildenthal: Rasse und Kultur. Koloniale Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs, in: Birthe Kundrus (Hg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt a. M./New York 2003, S. 202-219, hier S. 209.

14 Frobenius: 10 Jahre Frauenbund, S. 14-17, 24f.

15 Westfälisches Tageblatt, Generalanzeiger für Hagen und Umgebung, Nr. 64, 17. März 1910.

16 Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 4. Jahrg., Nr. 24, 5. März 1911, S. 9.

17 Frobenius: 10 Jahre Frauenbund, S. 82, 96; Kolonie und Heimat in Wort und Bild, Nr. 13, 4. Jahrg., 18. Dezember 1910, S. 8; Kolonie und Heimat in Wort und Bild, Nr. 41, 2. Juli 1911, S. 8.



Abb. 3: Gruppenbild von der Hauptversammlung des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft in Münster 1914

indes nicht sagen, zumal sich der FDKG und der „Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz Hagen“ (VFV) in Zielen und Struktur durchaus unterschieden: Bereits 1879 von Agnes-Hilda von Hymmen gegründet, hatte der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz die Aufgabe, „im Frieden Notstände zu lindern und im Krieg Verwundete zu versorgen“ – der VFV verstand sich also nicht als politischer Verein, sondern als der Kranken- und Wohlfahrtspflege verpflichtet.¹⁸ Zur Frauenbewegung ging der VFV auf Distanz, ganz im Gegensatz zum Frauenbund der DKG, der 1911 dem Bund der Deutschen Frauenvereine beitrug.¹⁹ Dennoch waren auch Frauen, die sich in Hagen für die Frauenrechte engagierten, Mitglied im VFV, wie Auguste Elbers. Die Namen Hartmann, Post (geb. Elbers), Putsch, Cuno und Liebe-Harkort finden sich ebenso in Aufzeichnungen des FDKG als auch in denen des VFV vom Roten Kreuz in Hagen. Das Engagement in Vereinen war Teil der bürgerlichen Identität und zugleich Ausdruck der vaterländischen Gesinnung.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs gründeten die FDKG-Vorsitzenden Hedwig Heyl und Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des BDF, den Nationalen Frauendienst mit dem Ziel, die Frauen in Übersee während des Krieges zu unterstützen. Mit Hilfe der „Frauenbundspende für Deutsch-Südwestafrika“ wurden Geld und Kleidung gesammelt.²⁰ Auch warb der Frauenbund für die Herzog-Johann-Albrecht-Spende (1917), die als kolonialer Hilfsfonds die „Schäden, die der Krieg unseren Kolonien und ihren

Bewohnern zugefügt hat“²¹ auffangen wollte. Inwieweit sich die Hagener Abteilung des Frauenbundes auch an der Liebesgaben-Sammlung für Soldaten beteiligt hat (wie es die Abteilung Münster tat), ist nicht sicher, in jedem Fall fanden diese Sammlungen in Hagen statt, organisiert vom Vaterländischen Frauen-Verein.²²

Die Entsendung von Frauen in die Kolonien wurde während des Krieges ausgesetzt, und mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages verlor Deutschland seine Kolonien. Der Frauenbund der DKG blieb bestehen und engagierte sich für die in den Mandatsgebieten verbliebenen Deutschen und für eine Rückgabe der Kolonien. Die Hagener Abteilung unterstützte in dieser Zeit vor allem die deutschen Schulen in den ehemaligen Kolonien. Von 1928 bis 1934 richtete sie unter dem Vorsitz von Frau Toni Cramer zahlreiche Vorträge und Kolonialfeste aus.

Die Abteilung übernahm Patenschaften für Farmerfamilien und spendete regelmäßig, zum Beispiel mit dem Gauverband für das Schülerheim in Karibib. Mit bis zu 474 Mitgliedern war die Hagener Frauenbundabteilung eine besonders große.²³ Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten bekam der FDKG für seine Arbeit viel Anerkennung, viele führende Aktivistinnen wie Else Frobenius oder Hedwig Heyl sympathisierten mit der nationalsozialistischen Ideologie. 1936 wurde der Frauenbund der DKG in den Reichskolonialbund überführt. Von diesem zeugt auch der Nachlass einer Hagenerin: Selma Schulte war laut Mitgliederausweis aus dem Jahr 1942 Teil dieser Organisation. 1943 stellte der Reichskolonialbund seine Tätigkeit ein.²⁴

Die Abteilung Hagen in Westfalen des FDKG war einige Jahre lang ein überaus aktiver und gut vernetzter Verein und zeigt die Verankerung des deutschen Imperialismus auch im Hagener Alltag, fernab der kolonialen Zentren. Das Vereinsleben und damit auch seine Strahlkraft waren abhängig vom Engagement der Frauen und Männer in den Abteilungen. Deren politische und finanzielle Unterstützung war die Basis des Frauenbunds der DKG und zeigt die Relevanz der regionalen Arbeit. Das alltägliche Handeln verankerte das deutsche Kolonialreich in Übersee auch vor Ort in Hagen.

18 Stadtarchiv Hagen, Akte 03096, Satzung des VFV, 7. Okt 1901; Die Betätigung von Frauen in politischen Vereinen war bis 1908 verboten. Angelika Schaser: Frauenbewegung in Deutschland 1848-1933, Darmstadt 2006, S. 55.

19 Dessen Vorsitzende war die in Hagen-Hohenlimburg geborene Gertrud Bäumer. Bäumer stand dem Frauenbund der DKG nahe und sollte sogar in den Vorstand gewählt werden. Schaser: Frauenbewegung in Deutschland, S. 80.

20 Carstens/Vollherbst: „Deutsche Frauen nach Südwest!“, S. 55.

21 Als Bewohner galten nur die „deutschen Landsleute“. Stadtarchiv Hagen, Akte 03153, Brief der Deutschen Kolonialgesellschaft Berlin an den Magistrat der Stadt Hagen.

22 Gesammelt wurden Tabak und Zigarren für Soldaten; Stadtarchiv Hagen, Akte AE 814, Aufruf für den 3. Liebesgabentag in Haspe; https://www.muenster.de/stadt/kriegschronik1914/1915_soldaten_liebesgaben.html.

23 Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (Hg.): Koloniale Frauenarbeit, Berlin 1928, S. 50-63; Ders. (Hg.): Jahresbericht 1928/29, S. 30; Ders. (Hg.): Jahresbericht 1930/31, S. 23; Ders. (Hg.): 25 Jahre Koloniale Frauenarbeit, Berlin 1932, S. 36; Ders. (Hg.): Jahresbericht 1933/34, S. 41.

24 Wildenthal: German Women for Empire, S. 182f.

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“. Der Hagener Flottenverein

Mike Glüsing



Abb. 1: Kaiser Wilhelm II. als Großadmiral, Gemälde von Adolph Behrens (1865-1914), 1913, Wehrgeschichtliches Ausbildungszentrum der Marineschule Mürwick

Die Volme gehört nicht unbedingt zu den Gewässern, die einem als erstes in den Sinn kommen, wenn Begriffe wie „Flotte“ oder „Marine“ fallen. Und auch wenn sie über Ruhr, Rhein und Nordsee mit den „Sieben Weltmeeren“ verbunden ist, scheint sie doch mit der Geschichte des deutschen Kolonialreichs nicht viel zu tun zu haben. Wie also lässt sich erklären, dass im südwestfälisch gelegenen Hagen, mehrere hundert Kilometer von Marinestützpunkten wie Kiel oder Wilhelmshaven entfernt, bis in die 1930er Jahre ein Flottenverein existiert hat?

Der Deutsche Flottenverein (DFV), so der volle Name, war kein explizites Hagener Phänomen, denn Hagen und umliegende, erst später eingegliederte Gemeinden, wie beispielsweise 1929 Boele und Haspe, griffen damit lediglich die allgemeine Stimmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf, für die mehrere Gründe ausschlaggebend waren.

Glaubt man den Aussagen von Beobachtern, hatte Kaiser Wilhelm II. (1859-1914) (Abb. 1) schon als Kronprinz „nichts wie [sic!] Marine im Kopf.“¹ Diese Flottenbegeisterung zeigte sich bereits früh in markigen Aussprüchen seiner politischen Reden, wie beispielsweise „Voll Dampf voraus“ oder „Der Dreizack gehört in unsere Faust.“² Wilhelm II. hatte sich zum Ziel gesetzt, das Deutsche Reich als Weltmacht zu etablieren und militärischen sowie kolonialen Einfluss für das bis dahin im engeren Sinn nur auf dem europäischen Kontinent agierende Deutschland zu erlangen. Mit Blick auf Großbritanniens Vormachtstellung auf See und dem damit verbundenen weltumspannenden Kolonialreich war dieses Vorhaben in seinen Augen ohne eine starke deutsche Flotte nicht umsetzbar: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, ließ er 1898 in seiner Eröffnungsrede des Stettiner Freihafens verlauten. Bereits im Jahr zuvor wurde der zum Staatssekretär im Reichsmarineamt ernannte spätere Großadmiral Alfred von Tirpitz (1849-1930) mit der Verwirklichung einer deutschen Hochseeflotte betraut, denn im Jahr 1896 verfügte Deutschland mit nur sechs Hochseepanzerschiffen über keine nennenswerte Marine, die den 33 britischen

1 Michael Herms/Eckhard Wallmann: Flaggenwechsel auf Helgoland. Der Kampf um einen militärischen Vorposten in der Nordsee, Berlin 2002, S. 48.

2 Ebd.

Schiffen dieser Klasse ebenbürtig gewesen wäre. Selbst Frankreich, Russland und Italien mit insgesamt 47 hochseetüchtigen Panzerschiffen waren der kaiserlichen Marine weit überlegen.³

Von Tirpitz veranschlagte für den Bau von 16 Linien- und 8 Küstenpanzerschiffen einen Zeitraum von zwanzig Jahren.⁴ Und Wilhelm II. zögerte trotz anfänglichen Widerstands aus dem Reichstag nicht, dieses gewaltige Aufrüstungsprogramm anzuschieben. Mit den Flottengesetzen von 1898 und 1900 wurde schließlich die gesetzliche Grundlage für den Flottenausbau geschaffen, der vom Historiker Volker R. Berghahn „Tirpitz-Plan“ titulierte wurde.

Der Flottenbegeisterung kam dabei nicht nur die florierende deutsche Wirtschaft mit ihrer mächtigen Stahlindustrie entgegen, sondern auch der Fakt, dass sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkt die unterschiedlichsten Gruppen in Verbänden und Vereinen organisierten, um ganz gezielt eigene Interessen durchsetzen zu können. Sie versuchten Einfluss auf politische Entscheidungen, aber auch auf die öffentliche Meinung zu nehmen. Noch weiter ging die Propaganda von Agitationsverbänden, die sich in den 1880er Jahren gründeten, um nationalpolitische und überparteiliche Fragen zu beeinflussen.

Bereits seit 1885 setzten sich so der Alldeutsche Verband und die Deutsche Kolonialgesellschaft öffentlichkeitswirksam für den Bau einer starken Flotte ein und wurden in diesem Bestreben ab 1897, also kurz vor Verabschiedung des ersten Flottengesetzes, durch die Propaganda des Nachrichtenbureaus des Reichsmarineamts unterstützt.

Spätestens seit Mitte der 1890er Jahre hatte sich die Flottenbegeisterung auf Politik, Militär und auch große Teile der Bevölkerung ausgebreitet und war beinahe zu einem „allgemeinen Wunsch“ nach einer starken Flotte geworden. Als bürgerlicher Ausdruck einer „Nation von Seefahrern“⁵ kann der seit den 1880er Jahren verstärkt in Mode gekommene Matrosenanzug für Kinder gelten. Obwohl dieser maritime Trend seinen Ursprung ausgerechnet im viktorianischen Großbritannien hatte, erfreuten sich Matrosenanzug und -kleid wachsender Beliebtheit in allen deutschen Bevölkerungsschichten. „Wer seine Kinder standesgemäß und elegant kleiden wollte, der griff auf einen ‚Original Kieler Anzug‘ zurück.“⁶ (Abb. 2).

Vor diesem Hintergrund wurde in Berlin am 30. April 1898 – zwanzig Tage nach Verabschiedung und zeitgleich mit Inkrafttreten des ersten Flottengesetzes – der Deutsche Flottenverein „als reiner Honoratiorenverein im Zeichen der ‚Sammlungspolitik‘ gegründet.“⁷ Dessen satzungsgemäßes Ziel war unter anderem,

„das Verständnis und Interesse des deutschen Volks für die Bedeutung und die Aufgabe der Flotte zu wecken, zu stärken und zu pflegen. [...] Der DFV sieht die Aufgabe der deutschen Flotte vornehmlich in der Sicherung der Seegrenzen Deutschlands gegen Kriegsgefahr, in der Erhaltung der Stellung Deutschlands unter den Großmächten der Welt und in der Wahrnehmung der überseeischen Interessen Deutschlands und der Ehre und Sicherheit seiner im Ausland tätigen Bürger.“⁸



Abb. 2: Sommerfrischler in Matrosenkleid und Matrosenanzug am Strand von Grömitz in Ostholstein, um 1920

3 Lothar Häusler: Wilhelm II. und seine Zeit, in: Heinrich Pleticha (Hg.): Bismarck-Reich und Wilhelminische Zeit 1871–1918, Gütersloh 1986, S. 221.

4 Ebd.

5 Claudia Selheim: Der Matrosenanzug für Kinder. Vom Gesinnungskleid zum Massenartikel, in: Monika Ständecke (Hg.): Aus der Lieb zum Gebirg. Trachtenvereine im Allgäu, Begleitband. Kronburg-Illerbeuren 2005, S. 114.

6 Ebd., S. 113.

7 Sebastian Dziol: „Deutsche, werdet Mitglieder des Vaterlandes!“ Der Deutsche Flottenverein 1898-1934, Bd. 1, Kiel 2015, S. 56.

8 Ebd., S. 56.

Bezeichnend für diese frühe Phase des DFV unter Leitung seines ersten Präsidenten Wilhelm Fürst zu Wied (1845-1907) waren die zentralisierte Vereinsstruktur und die „handverlesenen“ Mitglieder, zu denen ausschließlich Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft gehörten. Landesfürsten übernahmen das Protektorat über einzelne Landesgruppen und Ortsverbände, die in erster Linie mit dem Anwerben neuer Mitglieder und dem Sammeln von Mitgliedsbeiträgen betraut waren, denn eine eigenständige Agitationsarbeit war zumindest durch den gemäßigten Flügel nicht erwünscht. Der DFV sollte sich nicht als echter „Volksverein“ etablieren. Die Kontrolle über die Bewegung zur Förderung des Flottenbauprogramms sollte so in den Händen weniger bleiben. Insgesamt wurde der Flottenverein kritisiert, ein „Lobbyverein reiner ‚Geschäftspatrioten‘ zu sein“⁹, zumal er seit seiner Gründung großzügige Spenden von hochgestellten Persönlichkeiten und aus der Wirtschaft erhielt. Wie weit zu diesem frühen Zeitpunkt die Aktivitäten im Zusammenhang mit der ersten Phase des DFV in Hagen gingen, ist nicht im Detail ersichtlich. In einem Schreiben vom 19. Dezember 1898 an den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen in Münster wurde festgehalten, dass vermutlich sechs Persönlichkeiten aus dem Raum Hagen wie beispielsweise die Fabrikanten Wilhelm Altenloh, Wilhelm Funcke und Emil Schulz geeignet schienen, einem zu gründenden Provinzialcomité des DFV beizutreten.¹⁰

Auch auf die Einladung zur in Dortmund einberufenen Versammlung bezüglich der Gründung dieses Komitees am 18. März 1899 reagierte man in Hagen positiv.¹¹ Man kann davon ausgehen, dass beide Schreiben das Kürzel von Oberbürgermeister August Prentzel trugen.

Im Jahr 1901 übernahm Otto II. Fürst zu Salm-Horstmar (1867-1941) das Präsidentenamt des DFV. In Zusammenarbeit mit dem zum Beisitzer gewählten August Keim (1845-1926) und Generalmajor a.D. Wilhelm Menges fand nicht nur die Dezentralisierung der Vereinsstruktur statt, sondern auch die Neuausrichtung zum radikal-natio-

nen Massenverein, der sich mit einer Mischung aus Agitation und Wohltätigkeitsarbeit verstärkt an die Öffentlichkeit richtete. So wurde beispielsweise im Jahr 1901 ein China-Fonds gegründet, um Veteranen des Boxer-Aufstands (1899-1901) und Hinterbliebene finanziell zu unterstützen.

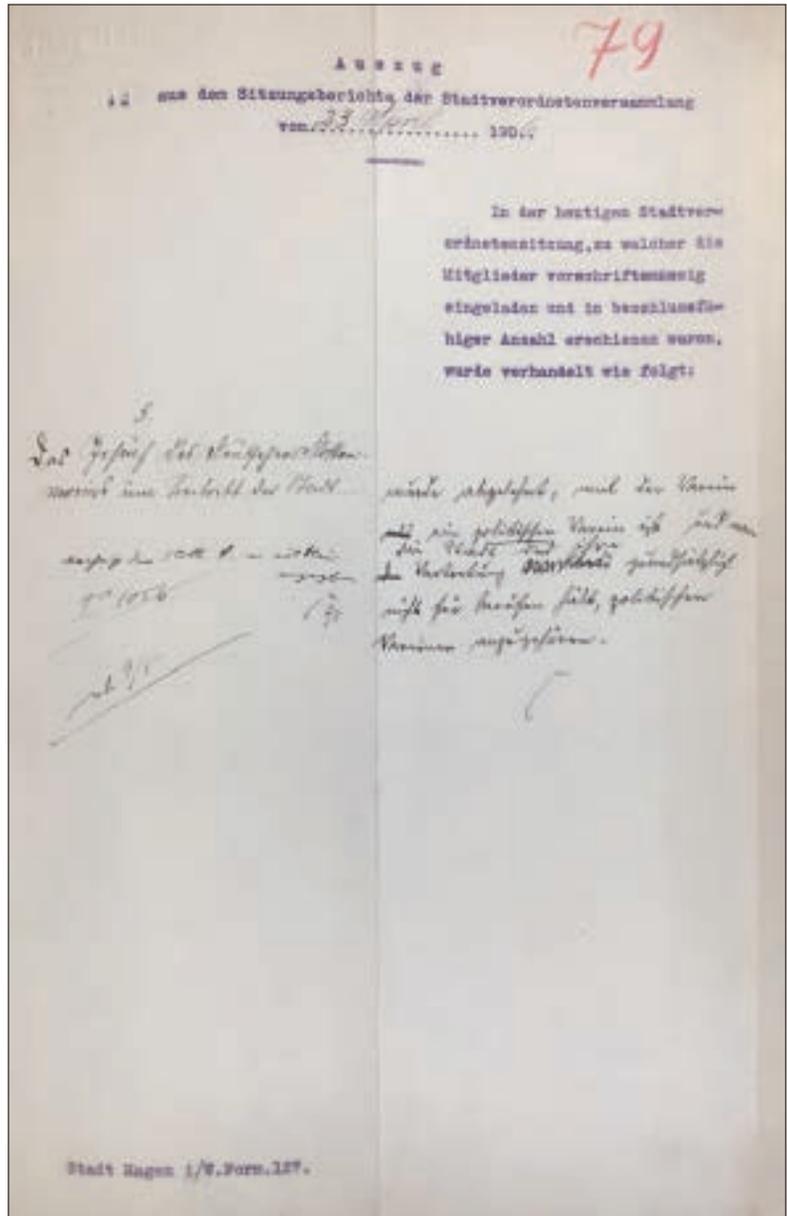


Abb. 3: Auszug aus dem Sitzungsbericht der Stadtverordnetenversammlung Hagen vom 23. April 1906: Die Stadt lehnt den Beitritt als körperschaftliches Mitglied des Deutschen Flottenvereins ab.

⁹ Ebd., S. 63.

¹⁰ Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 12r: Schreiben 221, Schreiben an den Oberpräsidenten zu Münster, 19.12.1898.

¹¹ Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 15r, 15v: Einladung des Oberpräsidenten zu Münster zur Bildung eines Provinzialkomités, 01.03.1899.

Im Jahr 1906 folgte in ähnlicher Weise die Gründung eines Südwest-Afrika-Fonds, der den deutschen Veteranen zugutekommen sollte, die in der Kolonie 1904 den Aufstand der Herero und Nama blutig niedergeschlagen hatten. Die Ortsgruppen des DFV veranstalteten Sammlungen für beide Fonds, die erst 1921 aufgebraucht waren. Der eigentliche Hintergedanke solcher wohlthätiger Aktivitäten war aber vor allem, das öffentliche Interesse auf den Krieg und die deutschen Interessen in den Kolonialgebieten zu lenken.¹²

Ausgehend von der radikalen Vereinsleitung entbrannte 1904 schließlich ein fanatisch geführter Richtungsstreit innerhalb des Vereins, da sich die Ausrichtung und Propaganda der Führungsebene immer offensichtlicher gegen die Vorgehensweise des Reichsmarineamts und damit indirekt auch gegen diejenige von Wilhelm II. richtete. Die Hardliner des DFV waren überzeugt, dass „die vermeintlich günstige Stimmung im Volk ausgenutzt werden müsse, um die maximal erreichbare Vergrößerung der Seestreitkräfte durchzusetzen.“¹³ Letztlich gingen sie sogar so weit zu behaupten, dass die in ihren Augen nicht ausreichenden Maßnahmen von Regierung und Kaiser die Sicherheit des Reichs gefährden würden.

1907 griff der radikale Flügel schließlich in den Wahlkampf zu den sogenannten „Hottentottenwahlen“ ein, um Stimmung gegen Parteien zu machen, die weitere Finanzmittel zur Aufrechterhaltung der Kämpfe gegen die Nama in Deutsch-Südwestafrika verweigerten. Diese Einmischung in die Politik des seiner Satzung nach unpolitischen Vereins mündete in einen heftig geführten Disput über Sinn und Zweck des DFV sowie die Auslegung der Begriffe „politisch“, „unpolitisch“ und „nicht parteipolitisch“. Hintergrund war hier vor allem die Tatsache, dass die Landesfürsten einem politischen Verein nicht als Protektoren vorstehen konnten und es aktiven Angehörigen des Militärs sogar untersagt war, Mitglied in einem politischen Verein zu sein. Der Kaiser wollte aber genau diese Gruppen weiterhin vertreten sehen. Das Hamburger Fremdenblatt stellte im April 1908 fest:

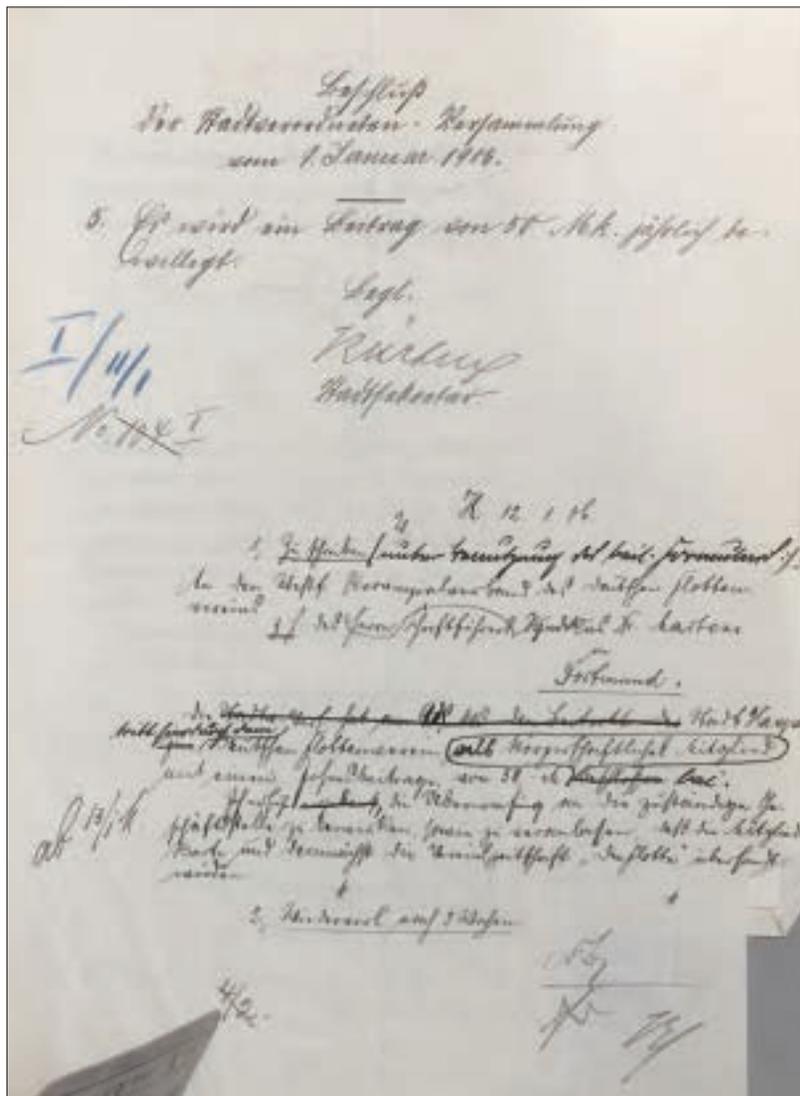


Abb. 4: Beschluss der Stadtverordnetenversammlung Haspe vom 9. Januar 1906, die einen jährlichen Beitrag von 50 Mark bewilligt

„Da es sich hier aber um den größten deutschen nationalen Verein handelt, um einen Verein, der es wiederholt bewiesen hat, dass er die Macht besitzt, eine leidenschaftliche patriotische Agitation in Szene zu setzen und mit Zähigkeit zu unterhalten, so kann man über seine Schicksale nicht gleichgültig zur Tagesordnung übergehen, als handele es sich um einen Kegel- oder Rauchklub. Der Flottenverein ist, ohne ein politischer Verein sein zu wollen, ein beachtenswerter Faktor in unserem politischen Leben geworden.“¹⁴

12 Diziol: „Deutsche, werdet Mitglieder des Vaterlandes!“, S. 65f.

13 Ebd.

14 Zitiert nach Diziol: „Deutsche, werdet Mitglieder des Vaterlandes!“, S. 67.

Genau in diese Zeit der Auseinandersetzung um die politische Betätigung des DFV fällt ein im Stadtarchiv Hagen erhaltener Schriftwechsel, der die Position der Stadt Hagen, zumindest zu diesem Zeitpunkt, verdeutlicht. Am 30. November 1905 richtete sich der Westfälische Provinzialverband Dortmund, ebenfalls unter Vorsitz des Fürsten zu Salm-Horstmar, mit einem pathetischen Schreiben an die Stadt Hagen und forderte sie dazu auf, dem Deutschen Flottenverein als körperschaftliches Mitglied beizutreten.¹⁵

Im Zuge der verstärkten Mitgliederrekutierung des Deutschen Flottenvereins wurde dieses Schreiben anscheinend nicht nur an die Stadt Hagen gesendet, da dort am 22. Dezember 1905 die Rückfrage des Magistrats der Stadt Bochum einging, „ob die dortige Stadt dem Westfl. Provinzial-Verbande des Deutschen Flotten-Vereins als Mitglied beigetreten ist.“¹⁶

Bereits am 28. Dezember antwortete Hagen: „Die Stadt Hagen hat abgelehnt, dem Westf. Provinzialverband des Deutschen Flotten-Vereins als Mitglied beizutreten, weil sie die Bestrebungen, soweit sie Einwirkung auf die Oeffentlichkeit bezwecken, als politisch ausserhalb des Rahmens der städtischen Aufgaben liegend erachtet.“¹⁷

Am 14. April 1906 erhielt Hagen ein zweites Schreiben des Westfälischen Provinzverbands, der zu seinem großen Bedauern die Stadt Hagen nicht in der angefügten „stattlichen“ Liste mittlerweile beigetretener Körperschaften finden konnte und darum bat „durch baldige Beitrittserklärung zu erfreuen.“¹⁸ Aus dieser Liste geht hervor, dass Hagen (Land) sowie die Handelskammer der Stadt Hagen zu diesem Zeitpunkt bereits als körperschaftliche Mitglieder verzeichnet waren.

Die Hagener Stadtverordnetenversammlung befasste sich in ihrer Sitzung vom 23. April 1906 erneut mit dem Beitritt und fasste folgenden Beschluss (Abb. 3): „Das Gesuch des Deutschen Flottenvereins um Beitritt der Stadt wurde abgelehnt, weil der Verein ein politischer ist und man die Stadt und ihre Unterstützung grundsätzlich nicht für berufen hält, politischen

Vereinen anzugehören.“¹⁹ Ob die Angelegenheit für die Stadt Hagen mit diesem Beschluss erledigt war oder ein späterer Beitritt erfolgte, konnte anhand der konsultierten Akten nicht geklärt werden.

Anders verhält es sich bei der Stadt Haspe, die auf der Stadtverordnetenversammlung vom 9. Januar 1906 (Abb. 4) einen jährlichen Beitrag von 50 Mark bewilligte,²⁰ welcher laut der neun erhaltenen Jahreskarten bis 1927 wohl relativ regelmäßig gezahlt wurde. Auch das Amt Boele war spätestens 1911 körperschaftliches Mitglied des DFV. Dies belegt ein Schreiben des Deutschen Flottenvereins (Geschäftsstelle Hagen Stadt und Land) vom 26. Juni, mit welchem die Mitgliedskarte für das laufende Jahr (Abb. 5) und eine Zahlungsaufforderung über den Beitrag von 30 Mark zugestellt wurden.²¹

Der Streit um die Ausrichtung konnte erst 1908 durch einen Kompromiss beigelegt werden, und der DFV wandelte sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wieder zu einem gemäßigteren Verein. Trotz des heftigen Diskurses oder eben deshalb stand er ab dieser Zeit in besonderem öffentlichen Interesse. Der gezielte Einsatz von Veranstaltungen wie Marine-Ausstellungen²², Vortragsabende und nationale Gedenkfeiern, wie z. B. der Geburtstag des Kaisers, oder auch die angebotenen Lotterien ließen die Mitgliederzahlen stetig ansteigen.

Flugblätter oder das seit 1901 monatlich erscheinende, recht gediegene Vereinsorgan „Die Flotte“, mit einer Auflage von bis zu 375.000 Exemplaren, taten ihr Übriges (zum Vergleich: die „Kolonialzeitung“ der Deutschen Kolonialgesellschaft hatte eine Auflage von 45.000, die „Alldeutschen Blätter“ des Alldeutschen Verbands nur 800 Exemplare). In Kombination mit dem Einsatz neuer Medien, wie kinematografischen Vorführungen, mit denen man sich an ein viel breiteres Publikum als die ohnehin interessierte Leserschaft der Monatsschrift wenden konnte, erreichte der DFV bis ins Jahr 1913 einen Höchststand von 333.574 Einzelmitgliedern. Ähnlich schnell stiegen die Zahlen der beigetretenen korporativen Mitglieder. Waren es 1899 noch 152.890 beigetretene Vereine, beispielsweise Turn- und

15 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 74r-v, f. 75r: Schreiben und Beitrittsformular, Deutscher Flottenverein, Westf. Provinzialverband, Dortmund, 30.11.1905.

16 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 76r: Schreiben 3874 I., Magistrat der Stadt Bochum, 19.12.1905.

17 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 77r: Schreiben la 3385 an den Magistrat der Stadt Bochum. Hagen, 28.12.1905.

18 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 78r: Schreiben und Liste körperschaftlicher Mitglieder, Deutscher Flottenverein, Westf. Provinzialverband, Dortmund, 06.04.1906.

19 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 79r: Auszug der Stadtverordnetenversammlung, Hagen, 23.04.1906.

20 Stadtarchiv Hagen, Stadt Haspe, 979, Nebenakten betreffend den Deutschen Flottenverein (jetzt Deutscher Seeverein), Abt. II, f. 2r: Beschluss der Stadtverordnetenversammlung, 09.01.1906.

21 Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flotten-Verein Ortsgruppe Boele, f. 3r-v: Schreiben mit Jahreskarte des DFV Geschäftsstelle Hagen Stadt und Land an das Amt Boele, 26.06.1911.

22 Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 56r: Eintrittskarte Eröffnungsfeier der Marine-Ausstellung im alten Rathaus Dortmund, DFV Provinz-Ausschuss Westfalen, Dortmund, 12.01.1900.

Arbeitervereine, Burschenschaften oder Kriegervereine wie der Marine-Verein Hagen (die spätere Marinekameradschaft), der spätestens im Januar 1912 Mitglied des DFV war,²³ erreichte die Zahl der korporativen Mitglieder ihren Höchststand von 791.613 im Jahr 1912.²⁴

Nach Ende des Ersten Weltkriegs (1914-1918) und der Abdankung von Wilhelm II. sowie infolge der Abrüstungsaufgaben durch den Versailler Vertrag (1919/20), die auch die verbliebene Flotte betrafen, wurde der Flottengedanke obsolet. Der DFV nannte sich 1919 in „Deutscher Seeverein“ um, trat ab 1931 aber erneut mit seinem ursprünglichen Namen in Erscheinung.

Im Zuge der Gleichschaltung während des NS-Regimes musste sich der Deutsche Flottenverein im Jahr 1934 schließlich auflösen. Neuer Dachverband wurde der Reichsbund Deutscher Seegelung.



Abb. 5: Jahreskarte des DFV, ausgestellt für das Amt Boele im Juni 1911

²³ Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flotten-Verein Ortsgruppe Boele, f. 7r: Gemeinschaftliche Einladung des DFV GS Hagen Stadt und Land und des Marine-Verein Hagen, Januar 1912.

²⁴ Alle Mitgliederzahlen siehe Dziol: „Deutsche, werdet Mitglieder des Vaterlandes!“, S. 103f.

„Vorwärts immer, rückwärts nimmer“? Der Marine-Verein Hagen in Westfalen

Mike Glüsing

Der Marine-Verein Hagen wurde am 15. Mai 1892 von ehemaligen Angehörigen der kaiserlichen Marine (Abb. 1) gegründet, die durch ihren Zusammenschluss „die Liebe zur See und die Aufrechterhaltung der Tradition“ bekunden wollten. Das Tragen eines Abzeichens in der Öffentlichkeit, von der deutschen Kaiserkrone überhöht, sollte die Zugehörigkeit zum Verein verdeutlichen (Abb. 2).¹ Im Auftrag des Vorstands erhielt die Stadt Hagen am 27. Mai von Emil Scheve die Statuten des neu gegründeten Vereins, der die Polizeiverwaltung „um Genehmigung dersel-

ben“² bat. Die am 6. Juli als „Grundverfassung“ angenommene Vereinssatzung stützte sich im Wesentlichen auf die Aufgabe „die Liebe und Treue für Kaiser und Reich, Landesfürst und Vaterland bei seinen Mitgliedern zu pflegen, [...] sowie die Anhänglichkeit an die Kriegs- und Soldatenzeit im Sinne kameradschaftlicher Treue und nationaler Gesinnung aufrecht zu erhalten.“³ Fahnenweihen gehörten zu den üblichen Zeremonien (Abb. 3). Darüber hinaus wurden auch die Feier „vaterländischer“ Gedenktage, Beihilfen für Hinterbliebene sowie das letzte Geleit



Abb. 1: Die Gründer des Marinevereins 1892

1 Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 9.

2 Stadtarchiv Hagen 2993, Acta, betreffend: Marine-Verein, 1892: Anschreiben des Vorstands des Marineverein Hagen mit der Bitte um Genehmigung der Vereinsstatuten, f. 1r.

3 Stadtarchiv Hagen 2993, Acta, betreffend: Marine-Verein, 1892: Satzungen des Krieger-Vereins „Marine-Verein zu Hagen“.



Abb. 2: Anstecknadel Marine-Verein Hagen i. Westfalen

für verstorbene Mitglieder nach Lage des Vereinsvermögens festgeschrieben. Bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden im Ursprungsgedanken unpolitische Kriegervereine gegründet, die es sich zur Aufgabe machten, Kameradschaft und Traditionen im Kreise ehemaliger Soldaten zu pflegen sowie gemeinsam erlebte (Kriegs-)Erfahrungen zu bewahren.

Besonders maritime Vereine erlebten durch die in der Wilhelminischen Zeit um sich greifende Flottenbegeisterung einen erheblichen Zulauf. Besonders die Eroberung und Besetzung von Kolonialgebieten für das Deutsche Reich feuerte die maritime Stimmung durch alle Gesellschaftsschichten noch einmal an, aber auch den Ruf nach einer starken deutschen Flotte, die zur Sicherung der deutschen Schutzgebiete und der Handelsrouten als unabdingliche Notwendigkeit betrachtet wurde.

Bereits im Juni 1891 wurde der „Bund Deutscher Marinevereine“ (ab 1952 Deutscher Marinebund e.V.) ins Leben gerufen, in dem nur aktive und ehemalige Angehörige der Kriegs- und Handelsmarine Mitglied werden konnten.

Mit der Gründung des Deutschen Flottenvereins am 30. April 1898 und dessen Neuausrichtung als „Volksverein“ nach 1901 traten viele Kriegervereine diesem wiederum als körperschaftliche Mitglieder bei. Spätestens im Januar 1912 war auch der Marine-Verein Hagen Mitglied des Deutschen Flottenvereins.⁴



Abb. 3: Ansichtskarte S.M.S. Niobe zur Erinnerung an die Fahnenweihe des Marine-Vereins Hagen i. Westfalen

⁴ Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flottenverein Ortsgruppe Boele, f. 7r: Gemeinschaftliche Einladung des DFV GS Hagen Stadt und Land und des Marine-Verein Hagen, Januar 1912.

Aber auch schon vor dem Beitritt wurden beispielsweise nationale Gedenktage, wie der Geburtstag des Kaisers „im Locale der Frau Witwe Feilhauer“⁵, gemeinsam gefeiert (Abb. 4). Zeitweise waren auch in Haspe und Hohenlimburg eigene Marinekameradschaften tätig.⁶

Im Zuge der Gleichschaltung während des NS-Regimes wurden die existierenden Kriegervereine im Jahr 1938 in den nationalsozialistischen Reichskriegerbund „Kyffhäuser“ zwangseingegliedert, der nach Ende des Zweiten Weltkriegs durch das am 10. Oktober 1945 erlassene Kontrollratsgesetz Nr. 2 (Auflösung und Liquidierung der nationalsozialistischen Organisationen) abgeschafft und verboten wurde.

Erst in den 1950er Jahren erfolgten dann die ersten Neugründungen von Soldatenverbänden.

Auch der ehemalige Marine-Verein Hagen organisierte sich 1952 als „Marine-Kameradschaft Hagen e.V.“ neu.⁷ Wohl mit Blick auf die zwei Weltkriege wurde in der Festschrift zum 65jährigen Bestehen im Jahr 1957 das Leitwort „Vorwärts immer, rückwärts nimmer“⁸ ausgegeben.

Am 4. Dezember 1956 wurde eine dem Selbstbild nach neutrale Hagener Marine-Jugendgruppe ins Leben gerufen, deren Zweck rein ideeller Natur sein sollte. Der Marinekameradschaft angeschlossen unterstand sie der Marine-Jugend e.V. des Deutschen Marinebunds e.V. und verfolgte das Ziel, ihre Mitglieder im Alter zwischen 13 und 18 Jahren „durch Pflege von Kameradschaft und Vaterlandsliebe und unter Wahrung europäischen Kulturguts“⁹ zu „verantwortungsbewussten, demokratischen Staatsbürgern zu erziehen und das Interesse der Jugend an der Seefahrt und deren Tradition“¹⁰ zu wecken. Der Marineverein besteht unter dem Namen „Marinekameradschaft Hagen von 1892“ bis heute als nicht rechtsfähiger Kameradschaften im Landesverband Westfalen des Deutschen Marinebunds e.V., deren Aktivität sich seit 1984 vor allem auf einen Shanty-Chor konzentriert.



Abb. 4: Einladung zur Feier des Geburtstags von Wilhelm II. im Kaisersaal Hagen am 4. Februar 1911

5 Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flottenverein Ortsgruppe Boele, f. 1r: Gemeinschaftliche Einladung des Marine-Verein Hagen und des DFV Kreisstelle Hagen zur Feier des Geburtstags von Wilhelm II., Januar 1911.

6 Kruse, Klaus: 75 Jahre Marinekameradschaft Hohenlimburg von 1922 e.V. 31. August 1922-31. August 1997, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen 58 (1997), S. 349-351.

7 Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 19.

8 Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 11.

9 Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 19.

10 Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 19.

11 Internetauftritt „Deutscher Marinebund e.V.“, Landesverband Westfalen, <https://www.dmb-lv-westfalen.de/berichte32.html> [28.3.2019].

Weltmachtpolitik und Hagen – der Alldeutsche Verband

Sabine Riemer-Koeritz

Im Stadtarchiv Hagen lagert eine Akte „betreffend: Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes“. Sie enthält die abgebildete Mitgliedskarte für das Jahr 1900, ausgestellt für den Oberbürgermeister August Prentzel. Er wird mit der Mitgliedsnummer 140 geführt. Zu diesem Zeitpunkt verzeichnet die Ortsgruppe Hagen des Gaues „Berg und Mark“ 230 Mitglieder.¹

Keine Massenorganisation also, aber ein Interessenverband, ein Netzwerk, das sich selbst als ein elitäres „nationalpolitisches Offizierskorps“² ansah und auch in Hagen darauf abzielte, die einflussreichen Honoratioren und Multiplikatoren der damaligen Bürgerschaft als Mitglieder zu gewinnen, ganz nach dem Motto: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist.“ So steht es oben rechts auf der Mitgliedskarte (Abb. 1). Das programmatische Leitmotiv des Alldeutschen Verbandes.

Unter diesem Wahlspruch konstituierte sich am 9. April 1891 in Berlin der Verband und sein Ehrenmitglied und Mitinitiator Carl Peters (der erfahrene Kolonialpropagandist und -unternehmer in Sachen „Landerwerb“ in Ostafrika) verlas die Satzung. Der Alldeutsche Verband wurde „gegründet zur Förderung deutsch-nationaler Interessen im In- und Auslande und verfolgt als Zwecke:

1. *Belebung des vaterländischen Bewusstseins in der Heimat und Bekämpfung aller der nationalen Entwicklung entgegengesetzten Richtungen.*
2. *Pflege und Unterstützung deutsch-nationaler Bestrebungen in allen Ländern, wo Angehörige unseres Volkes um die Behauptung ihrer Eigenart zu kämpfen haben und Zusammenfassung aller deutschen Elemente auf der Erde für diese Ziele.*
3. *Förderung einer tatkräftigen deutschen Interessenpolitik in Europa und über See. Insbesondere auch Fortführung der deutschen Kolonial-Bewegung zu praktischen Ergebnissen.*³

Als dem Sinn nach erste Schrift des Alldeutschen Verbandes wird in der Forschung bereits der, im Jahr zuvor 1890 in mehreren deutschen Tageszeitungen erschienene, leidenschaftliche Protestaufruf vier junger Männer gegen den sogenannten „Helgoland-Sansibar-Vertrag“ bewertet. Unter dem Titel „Deutschland, wach auf!“ bezeichneten die Verfasser die zwischen der deutschen und der britischen Regierung ausgehandelten Gebiets- und Hoheitsansprüche in Ostafrika als „schmerzliche Demütigung“. Sie glaubten sich und ihre Nachfahren um ihren „Erbeil am Planeten“ betrogen und formulierten die Vision, sie wollten „einem Herrenvolk“ angehören, „das seinen Anteil an der Welt sich selber nimmt“.⁴

Der Realisierung dieser Vision verschrieben sich in der Folgezeit noch mehrere junge deutsche Männer. Unter ihnen auch der damals 25jährige Jurastudent Alfred Hugenberg. Sie fanden sich zusammen und einigten sich darauf, unter dem Leitsatz „Deutschland über Alles“ eine Vereinigung ins Leben zu rufen, die „in der Bürgerschaft selbst wurzelnd“ eine „genügend starke öffentliche Meinung“ für die „nationalen Interessen“ schaffen könnte, falls es erneut zu Verhandlungen mit „fremden Nationen“ über „wertvolle überseeische Gebiete“ kommen sollte.⁵

Ein Interessenverband, der mit einer offensiven Kolonialpolitik in Übersee ebenso wie auf dem eurasischen Kontinent für den Aufbau einer deutschen Weltmachtstellung arbeiten sollte. Die Gründungsidee für eine Art „Nationalverein“ für Weltmachtpolitik war geboren.⁶

Den ersten Vorsitz nach der Gründung des All-Deutschen Verbandes 1891 übernahm der Elberfelder Bankdirektor und Vorsitzende des Direktorialrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Karl von der Heydt.

1 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).

2 Rainer Hering: Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890 bis 1939, Hamburg 2003, S. 170, Anm. 224.

3 Michael Peters: Der Alldeutsche Verband am Vorabend des Ersten Weltkriegs (1908-1914), 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 19.

4 Uta Jungcurt: Alldeutscher Extremismus in der Weimarer Republik, Berlin/Boston 2016, S. 14.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 13.

Fast 50 Jahre lang, vom Kaiserreich (1891) bis ins „Dritte Reich“ der Nazidiktatur (1939), bestand der Alldeutsche Verband (AV) als eine zahlenmäßig relativ kleine, aber einflussreiche Organisation.⁷ Sie konnte ihre Einzelmitgliederzahl zwar nie über rund 40.000 (1921) steigern, zählte aber doch zu den einflussreichsten Verbänden im Deutschen Kaiserreich und partizipierte politisch auch in der Weimarer Republik, wenn auch öffentlich wenig sichtbar, aber im Bürgertum ideologisch tief verankert und gut vernetzt.⁸ Die hierarchische Führungsstruktur setzte sich zusammen aus den Gremien des zweimal jährlich tagenden (Gesamt-)Vorstands, der sich aus dem 1. Vorsitzenden, den Vorsitzenden aller Ortsgruppen und Gaue, den Vertrauensmännern und Ehrenmitgliedern sowie der in Berlin ansässigen Hauptleitung und dem Geschäftsführenden Ausschuss zusammensetzte und des einmal jährlich stattfindenden Verbands-tages, in dem alle Mitglieder stimmberechtigt waren.

Zwischen 1894 und 1908 forcierte der Vorsitzende Dr. Ernst Hasse (der vormalige Gründer und Vorsitzende des Leipziger Vereins für Handelsgeografie und Kolonialpolitik) die dezentrale Gründung von Ortsgruppen. Heinrich Claß formte hingegen während seiner 31 Jahre dauernden, autoritären Führung (1908-1939) den AV zu einer zentralistisch geführten Organisation mit „Führerprinzip“ um. Dies hing auch mit der Finan-

zierung des Verbands durch rheinisch - westfälische Industrielle in dieser Zeit zusammen.

Eine solche „Ortsgruppe des AV“ gab es auch in Hagen. Von ihrer Existenz zeugt eine schmale zehnsseitige Akte im Stadtarchiv. In ihr enthalten ist neben der Mitgliedskarte des Oberbürgermeisters auch ein dreiseitiger Bericht der Ortsgruppe Hagen des AV über „ihre Thätigkeiten im Jahr 1899“ (Abb. 2). Datiert vom 5. Januar 1900 berichten die Vorstandsmitglieder Prof. Dr. Haake (1. Vorsitzender); Ingenieur Adolf Vogel (2. Vorsitzender); E. D. Schmidt (Schriftführer); Referendar Dr. jur. Cremer (Pressebeauftragter und Vertrauensmann); Wilhelm Max Schaberg (Schatzmeister) und E. Falkenroth (Organisator der Vortragsabende) darin stolz, dass die Ortsgruppe im Verlauf des Jahres 1899 eine „in jeder Beziehung gedeihliche Entwicklung“ genommen habe, wie „die fast täglich einlaufenden Beitritts-erklärungen beweisen“.

Ihre Mitgliederzahl belaufe sich am 1. Januar 1900 auf 230 Mitglieder. Und der gesamte „körperschaftliche“ Beitritt der „Ortsgruppe des ‚Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands‘“ stehe kurz bevor.⁹ Zur Verbreiterung der Basis wurden vom AV gerne so genannte „Vereine von Deutschen“ als „körperschaftliche“ Mitglieder aufgenommen. Im März 1909 waren es 96 Vereinigungen mit 150.625 Mitgliedern, die sich dem AV angeschlossen hatten. Der oben genannte Verband war mit 120.000 Mitgliedern die stärkste Gruppierung.¹⁰ „Die wachsende Mitgliederzahl“ hatte „die Veranlassung“ gegeben die Hagener Ortsgruppe des AV in „eine Anzahl von Bezirken zu zerlegen, deren jeder einem Vertrauensmann unterstellt ist, welcher die Aufgabe hat, die Verbindung der Mitglieder untereinander und mit dem Vorstande aufrecht zu erhalten und neue Mitglieder in seinem Bezirke zu werben.“ Zum Zweck „im kommenden Jahre“ „eine energische Werbethätigkeit“¹¹ betreiben zu können, waren nun spezielle örtliche Organisationen in Altenhagen-Eckesey, Herdecke-Vorhalle, Haspe und Kabel gegründet worden. Denn die Ortsgruppe musste ihre Tätigkeiten allein aus den Mitgliedsbeiträgen von 2 Mark monatlichem Mindestbeitrag und Spenden finanzieren – wovon auch noch



Abb. 1: Mitgliedskarte des Jahres 1900 für den Alldeutschen Verband, Ortsgruppe Hagen

7 Hering: Konstruierte Nation, S. 162.

8 Ebd., S. 171.

9 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).

10 Hering: Konstruierte Nation, S. 172.

11 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).

abzuführen war. Im angefügten Kassenbericht werden die Mitgliedsbeiträge für 1899 mit 687,00 Mark beziffert und die Abgabe an Berlin mit 264,00 Mark.

Neben der engen Verbindung der Mitglieder untereinander und innerhalb der Verbandsstrukturen, dem klaren, ideologisch geschlossenen Weltbild, dem Gefühl, Politik mitzugestalten, sich aktiv gesellschaftlich zu engagieren und einer geistigen Elite anzugehören, bot der AV seinen Mitgliedern auch ein Freizeitangebot mit Gleichgesinnten und Geselligkeit. Funktionsträger erhielten zusätzlich durch ihre Aufgaben und Titel ein erhöhtes gesellschaftliches Ansehen.¹² So erzählt uns der Jahresbericht, dass durch Prof. Dr. Haakes Engagement im Frühjahr 1900 nun der Bau einer Bismarcksäule auf dem Goldberg in Angriff genommen werde: dass man 1899 eine Feier anlässlich des 150. Geburtstags Goethes vorbereitet und „unter ungemein zahlreicher Beteiligung“ durchgeführt habe; dass man 1900 „mit aus den Kreisen unserer Mitglieder gesammelten Mittel eine Goethebüste im Hagener Stadtgarten errichten“ werde; dass man „regelmäßige Vorstellungen des Barmen-Elberfelder Stadttheaters in Hagen veranstaltet“ habe, und betont „die freudige Aufnahme, welche diese bei dem gebildeten Publikum von Hagen und Umgebung gefunden haben“.

Doch das „Hauptaugenmerk“ der Ortsgruppe „war darauf gerichtet, durch die Veranstaltung öffentlicher Vortragsabende unseren Mitgliedern und weiteren Kreisen der Bevölkerung die großen Fragen der Politik von alldeutschen Gesichtspunkten aus zu vergegenwärtigen.“¹³ Diese Verbreitung ihrer Weltanschauung gelang gut, wie der Jahresbericht verrät, denn ein Teil der „Vorträge fanden im großen Viktoriasaale vor vielen hundert Zuhörern statt“. So der Vortrag des Hofrezitators Neander aus Hannover mit dem Titel „Deutschlands Macht zur See“; ebenso der Vortrag des Schriftstellers Fritz Bley aus Berlin über „Die Entscheidung in Südafrika“ und auch der Vortrag von Kapitänleutnant a.D. Weyer aus Koblenz mit dem Titel „Die Flottenfrage“.¹⁴ Von einem etwas kleineren interessierten Kreis von ZuhörerInnen (das „große Interesse der Frauenwelt“ wird im Bericht eigens betont) wurden die Vorträge von Karl Ernst



Abb. 2: Vom Titelblatt eines Jahresberichts des Alldeutschen Verbandes, Ortsgruppe Hagen

Osthaus, „Die Samoafrage“ und von A. Vollbrandt aus Essen, „Samoa, Land und Leute“ aufgenommen.¹⁵ Für die Winterhälfte 1900 wird im Jahresbericht eine ganze Vortrags-Woche des so erfolgreich aufgenommenen Hofrezitators Neander angekündigt. Diesmal werde er neben „Deutschlands Macht zur See“ auch noch über „Deutschlands Kolonien“ sprechen. Und wieder erinnert der Vorstand daran, dass diese Vorträge die „beste Gelegenheit zur Entfaltung unserer Werbethätigkeit“ böten.

Ein personell strategisch geknüpftes Netz von Mehrfachmitgliedern verband (leitende) Alldeutsche Verbandsmitglieder mit (leitenden) Funktionen im „Flotten-“ sowie dem „Wehrverein“, der „Kolonialgesellschaft“, dem „Evangelischen Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“, dem „Verein für das Deutschtum im Ausland“, dem „antisemitischen Deutschbund“ und dem „Deutschen Ostmarkenverein“. So entstand ein dichtes Netzwerk rechter bzw. rechtsextremer Organisationen in Deutschland.¹⁶

Auch des „bedeutende[n] Einfluss[es], den die Presse auf die politischen Ansichten der Bevölkerung ausübt“, war sich die Ortsgruppe Hagen in vollem Umfang bewusst und konnte in ihrem Jahresbericht darauf verweisen, dass sie „daher mit 16 Lokalzeitungen des märkischen Süderlandes regelmäßige Verbindungen angeknüpft“ und „durch unseren Preßausschuß regelmäßig Artikel und Notizen von unseren Bestrebungen entsprechendem Inhalt zur Verfügung“ gestellt habe, die von diesen Zeitungen „insbesondere auch dem ‚Westfälischen Tageblatt‘, fast durchgängig verwertet wurden.“¹⁷

12 Hering: Konstruierte Nation, S. 170.

13 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).

14 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).

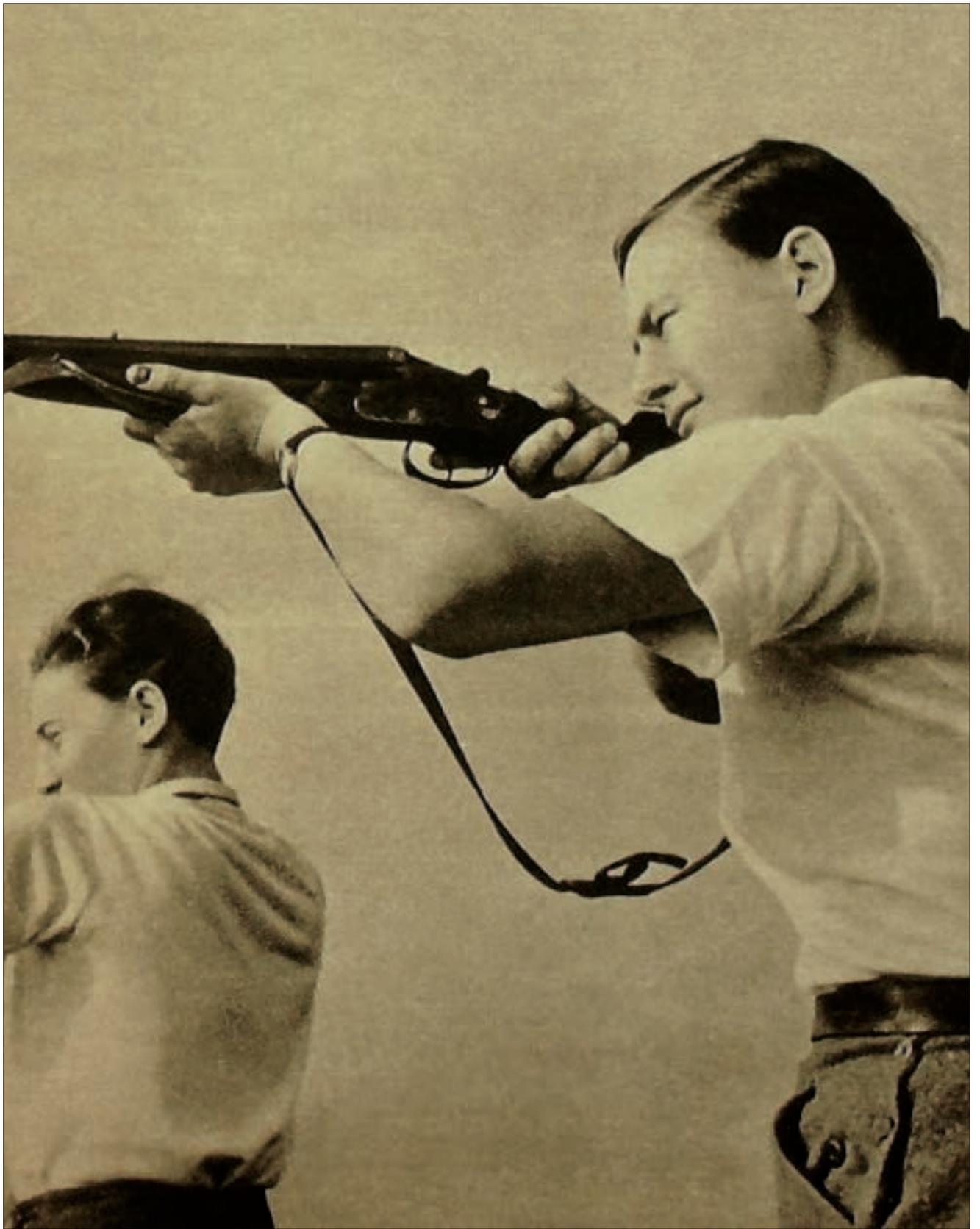
15 Im Samoa-Vertrag hatten sich in demselben Jahr Deutschland und die USA auf eine koloniale Zweiteilung der Inselgruppe verständigt.

16 Hering: Konstruierte Nation, S. 174f.

17 Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).



Kolonialrevisionismus in Hagen



„Vergesst nicht unsere Kolonien“¹ – Jugenderziehung und Kolonialrevisionismus in Hagen

Monika Mattlener

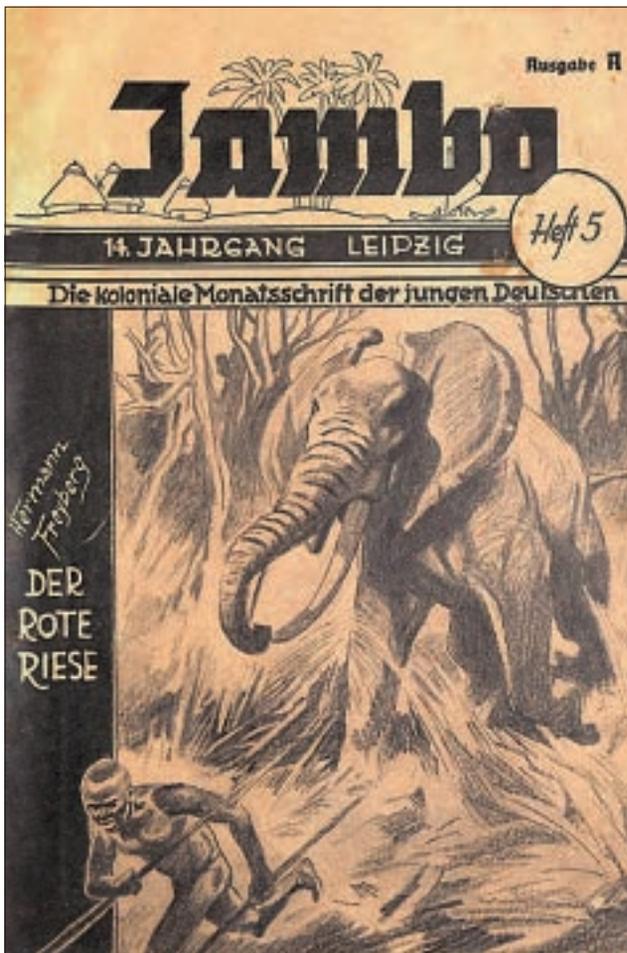


Abb. 1: Titelseite der kolonialen Jugendzeitschrift „Jumbo“, 1937

„Deutschland muß seine Kolonien wieder bekommen, wenn nicht heute und morgen, dann später.“² Zum Hoffnungsträger der Kolonialrevisionisten auf eine Wiederinbesitznahme der deutschen Kolonien wurde daher die deutsche Jugend. Sie galt als die so notwendige zukünftige Generation kolonialen Engagements. Deshalb sei die „deutsche Jugend zur kolonialen Mitarbeit zu erziehen“, damit im „Herzen der Jugend der Gedanke gepflanzt“ werde, der wieder zu einem ‚Deutschtum in Übersee‘ führen würde.³

Die ‚geraubten‘ Kolonien galten als wichtiger Rohstofflieferant, als der deklarierte leere Raum, der in der deutschen Not um Lebensraum ehemals den Wagemutigen und Vorwärtstrebenden zur Verfügung gestanden hatte und mit denen die „schaffensfreudigen Pioniere des Deutschtums“ nicht der „nationalen Kultur“ verloren gingen.⁴ Sie blieben weiterhin das Thema der Kolonialrevisionisten und bildeten die Rüstkammer der „kolonialpolitischen Ideologie und der kolonialagitorischen Argumentation.“⁵

Das Deutschland der Weimarer Republik könne zudem nur dann dem Anspruch eines Weltvolkes gerecht werden, wenn es seine Kolonien zurückerhalte, so proklamierten die kolonialen Lobbyisten, und das Land habe daher noch nicht auf seine koloniale Zukunft verzichtet. Deutschland werde sich sein Recht auf Kolonien nicht nehmen lassen und durch gezielte Werbung, Propaganda und Lobbyarbeit im Volk wurde versucht, die Kolonialfrage im öffentlichen Diskurs zu halten.

Die 1924 gegründete Ortsgruppe des Bundes der Kolonialfreunde in Hagen organisierte ebenso Veranstaltungen und

1 Susanne Heyn: Koloniale Jugendarbeit in der Weimarer Republik. Rassifizierungsprozesse und Geschlechterkonzeptionen in dem Bühnenstück „Unvergessene, ferne Heimat!“, in: Wolfgang Gippert/Petra Götte/Elke Kleinau (Hg.): Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven, Bielefeld 2015, S. 275-292, hier S. 289.

2 Anonym: Fünf Jahre Ortsgruppe Hagen! Taufe und Bannerweihe der Jugendgruppe Hagen, in: Der Kolonialfreund 7, Nr. 1 (1929), S. 9-11.

3 V. Ry.: Das koloniale Buch als Kulturfaktor, in: Übersee- und Kolonialzeitung. Der Kolonialdeutsche, 8. Jg., Nr.22, 15.11.1928, S. 375.

4 Jöhlinger, Otto: Koloniale Propaganda, in: Deutsche Kolonial Zeitung, 34. Jg., Nr.1, 20.02.1917, S. 25f. und Dr. Karstedt: Vom Auslandsdeutschtum, in: Deutsche Kolonial Zeitung, 34. Jg., Nr.3, 20.03.1917, S. 44 und Heinrich Schnee: Zum neuen Jahre, in: Deutsche Kolonial Zeitung, 43. Jg., Nr.1, 01.01.1931, S. 1.

5 Horst Gründer: Geschichte der deutschen Kolonien, 6. Aufl., Paderborn 2012, S. 264.

Vortragsabende, die dazu beitragen sollten, sowohl die allgemeine Öffentlichkeit als auch insbesondere die Jugend für die Belange der ‚alten‘ Kolonisten zu gewinnen.

Daher sei es auch folglich unentbehrlich, dass der koloniale Gedanke wieder an den Schulen „erweckt“ und „gestärkt“ werden müsse, wie es 1925 in dem Schreiben des Jugendausschusses der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft an die Städtische Schulverwaltung zu Hagen hieß. Damit verbunden war ferner das Bestreben, dass koloniale Vorträge an den Schulen verpflichtend werden sollten und der Wunsch, dass die koloniale Jugendzeitschrift *Jambo* von Seiten der Lehrer beworben werde.⁶ Die Zeitschrift *Jambo*, erstmalig 1924 erschienen, publizierte Berichte aus den ehemaligen Kolonien, die sich zumeist auf die Kriegszeit und die Verteidigung gegen die Truppen der Alliierten bezogen (Abb. 1).

Zudem reizte sie das Interesse der Abonnenten aufgrund ihrer Abenteuergeschichten und exotischen Erzählungen, deren Grundton durchgängig heroisch und auch romantisierend war; eine Rhetorik, die den damaligen kolonialen Rednern ebenso zu eigen war. So erzählte auch Oberregierungsrat Dr. Dannert in heldenhaften Bildern von seinem Einsatz in den damaligen Kolonien. Er war der geladene Redner auf dem Stiftungsfest zum 5. Jahrestag der Ortgruppe Hagen, auf dem im weiteren Verlaufe die Taufe und Bannerweihe der neugegründeten Jugendgruppe Hagen stattfinden sollte (Abb. 2). In seiner Rede schilderte er sei-



Abb. 2: Dr. Dannert, der 1931 Hagener Jugendlichen seine Kriegserlebnisse in Ostafrika schildert

ne Ostafrikaerlebnisse, im Besonderen die Geschehnisse während seines Feldzuges gegen die Engländer und das Verhältnis der Kolonialherren zu den Askaris. Der Begriff ‚treuer Askari‘ galt zu jener Zeit im Sprachgebrauch der Kolonialrevisionisten als Metapher für eine gerechte und erfolgreiche deutsche Kolonialpolitik, folglich als der „beste Beweis für die Güte der deutschen Eingeborenenpolitik“⁷ im Kampf gegen die ‚koloniale Schuldlüge‘.⁸

So sprach auch Dr. Dannert von dem „unbegrenzten Vertrauen“ der Askari gegenüber den Weißen. Er erzählte, dass diese ihre weißen Anführer ‚Vater‘ nennen würden, der er ja – als Schutztruppenführer – gleichfalls war. Er beschrieb anschaulich seinen Feldzug über eine „durch Feuer in ein Aschenfeld verwandelte Steppe“, in welcher jeder Atemzug zur Qual geworden sei und der Wassermangel bald zum Tode hätte führen können. Und trotzdem hätten acht weitere Askaris ihrem ‚Vater‘ Dr. Dannert nachgeeifert, der, um eine verdurstende Mutter und deren Kind zu retten, ehrenhaft auf seinen Wasservorrat verzichtete. Das Verhalten der Askaris – im Angesicht des Todes – sei nun ein leuchtendes Beispiel dafür, dass der koloniale Gedanke „kein Wahn“⁹ sei, sondern ein deutsches koloniales Verdienst.

Den jungen Zuhörern wurden Abenteuer, Heldentum und Exotik verheißen – und das in einer Zeit, in der die alte koloniale Heimat einzig durch Hörensagen existierte und der „konkrete Raum Übersee für die meisten unerreichbar“¹⁰ blieb. Die Jugendlichen sollten sich sowohl über diese Form von gehaltenen Vorträgen als auch über die Artikel der Zeitschrift *Jambo* mit dem kolonialen Gedanken identifizieren. Sie sollten die neuen jungen Führer für die Kolonialbewegung werden, wie es Dr. Dannert 1931 bezeichnete,¹¹ Führer, die gegen Kolonialgegner und gegen den Bedeutungsverlust der fernen Kolonien im Bewusstsein der deutschen Zeitgenossen ankämpfen. Sie sollten bewusst das Erbe der ersten kolonialen Generation antreten, im Bestreben gegen ein Vergessen der Kolonien.

Die Zukunft des Vaterlandes sei nun der Jugend „anvertraut“ und einzig bei ihr liege „das Gedeihen des zukünftigen Kolonialreiches“.¹²

6 Stadtarchiv Hagen, D 156, Stadt Hagen Sonderakten, Brief an die Städtische Schulverwaltung zu Hagen zugestellt von Gouverneur a.D. Seitz, 19.09.1925, S. 125f. 1926 waren deutschlandweit 2700 koloniale Schulvorträge gehalten worden, welche bis 1931 sich auf 7000 erhöhten und von insgesamt 1,2 Mio. SchülerInnen besucht wurden. Vgl. Susanne Heyn: *Koloniale Jugendarbeit*, S. 279.

7 Ada Schnee: Helft, in: *Deutsche Kolonial Zeitung*, 35. Jg., Nr. 8, 10.08.1918, S. 117.

8 Ein Begriff, der angelehnt wurde an den der „Kriegsschuldlüge“, geprägt von dem ehemaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Heinrich Schnee. Sein gleichnamiges Buch wurde das Standardwerk in den Zeiten des Kolonialrevisionismus und wurde von 1924 bis in die NS-Zeit aufgelegt.

9 Anonym: Fünf Jahre Ortsgruppe Hagen.

10 Susanne Heyn: *Kolonial bewegte Jugend. Beziehungsgeschichte zwischen Deutschland und Südwest-Afrika zur Zeit der Weimarer Republik*, Bielefeld 2018, S. 10.

11 Anonym: Junge Führer für die deutsche Kolonialbewegung!, in: *Übersee- und Kolonial-Zeitung*, 3. Jg., Nr. 5, 01.05.1931, S. 104f.

12 Anonym: Mehr koloniale Jugend-Propaganda, in: *Der Kolonialdeutsche*, 5. Jg., Nr. 9, 31.08.1925, S. 190.

Kirstin ter Jung

Die Akte „Kolonial-Jugendbund“ beginnt mit einer handschriftlichen Notiz vom 5. Januar 1930. Diese besagt, „daß die Aufnahme genehmigt ist. Unfallversicherungsprämie einfordern“¹ (Abb. 1); mehrere Kürzel bezeugen die Kenntnisnahme durch verschiedene Amtspersonen. Es folgt ein Brief vom 22. Januar 1930, der um einiges ausführlicher ist: Der Absender, Arthur Quirin aus Hagen, schrieb an den Stadtverband für Leibesübungen und erklärte den Beitritt der kolonialen Jugendgruppe. Er erläuterte auch ihren Zweck, nämlich „den kolonialen Gedanken, der für die Wiedergewinnung unserer ehemaligen so wertvollen Rohstoffgebiete von der größten Wichtigkeit ist, zu fördern“. Auch der Briefkopf wies ihn als Kolonialrevisionisten aus: „Ohne Kolonien Volk in Not“ und „Kolonien bringen Arbeit und Brot“ ist neben seinem Namen zu lesen, und darunter warb Quirin für „Koloniale Lichtbildervorträge.“²

In der Kolonialbewegung wurde seit 1920 diskutiert, wie man nach dem Verlust der Kolonien Werbung für den kolonialen Gedanken machen und Nachwuchs gewinnen könne. Die Resonanz auf das Angebot, Redner und Materialien für Schulen zur Verfügung zu stellen, war jedoch gering, und den Jugendlichen in der Weimarer Republik standen viele Angebote zur Freizeitgestaltung und Identitätsfindung zur Verfügung. 1924 setzte die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft (KORAG) einen Jugendausschuss ein, um koloniale Jugendarbeit zu fördern. Schon 1928 verzeichnete der Jugendausschuss immerhin 130 Gruppen mit insgesamt 10.000 Mitgliedern.³

Diese Mitglieder waren überwiegend männlich. Die Jugendarbeit der Kolonialverbände war vor allem auf Jungen ausgerichtet, und die kolonialen Pfadfindergruppen nahmen ohnehin nur männliche Mitglieder auf. Zwar betreuten die Deutsche Kolonialgesellschaft (DKG), der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft und auch der Frauenverein vom Roten Kreuz für ‚Deutsche über See‘ koloniale Mädchengruppen, über diese wurde jedoch wenig berichtet. 1933 sind für die Mädchengruppen des Frauenbundes 2.500 Mitglieder überliefert. Ihre Tätigkeiten sollten sein: der Erwerb von kolonialem Wissen, Werben für die Kolonien, Anwerben von neuen Mitgliedern, sportliche Ertüchtigung, Unterstützung der Siedlerfamilien in Übersee und das Erlernen von häuslichen Arbeiten. Damit blieben sie in dem Handlungsrahmen, der ihnen vom bürgerlichen Geschlechtermodell zuwiesen wurde.⁴

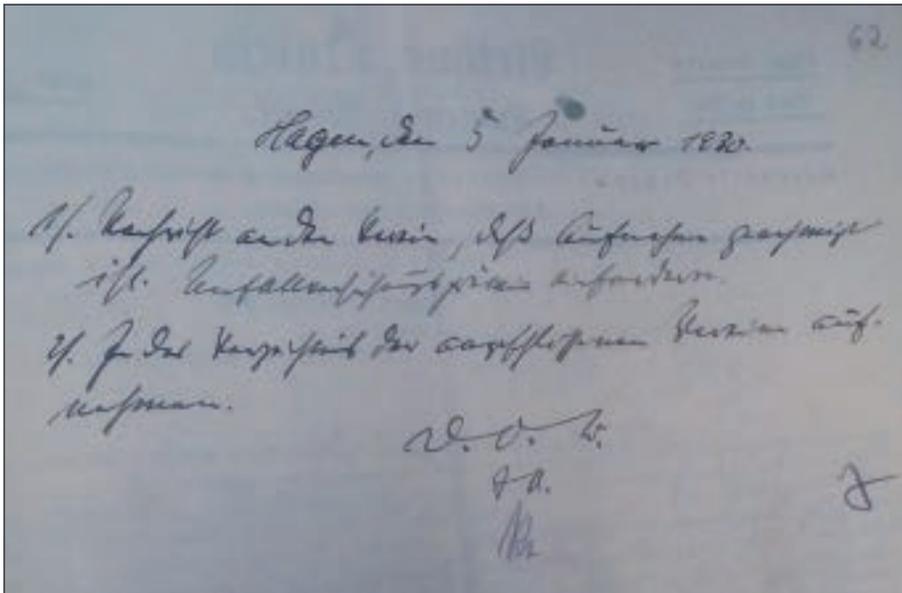


Abb. 1: Vermerk aus der Akte zur Kolonialen Jugendgruppe im Stadtarchiv Hagen, 1930

¹ Notiz, 5. Januar 1930, Akte „Kolonial-Jugendbund“, Ordner „Deutsche Turnerschaft“, Stadtarchiv Hagen.

² Brief von Arthur Quirin an den Stadtverband für Leibesübungen, 22. Januar 1930, Stadtarchiv Hagen. Quirin wird auch bei der ‚Taufe‘ der Gruppe „Rochus Schmidt“ im Jahr zuvor als Leiter angegeben. Die Jugendgruppe war der Hagener Ortsgruppe des Bundes der Kolonialfreunde e.V. angeschlossen, die 1929 ihr 5-jähriges Bestehen feierte. Anonym: Fünf Jahre Ortsgruppe Hagen! Taufe und Bannerweihe der Jugendgruppe Hagen, in: Der Kolonialfreund, 7. Jahrg., 1929, Nr. 1, S. 9-11.

³ Winfried Speitkamp: Die Jugendarbeit der deutschen Kolonialbewegung in der Zwischenkriegszeit, in: Historische Jugendforschung, Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, NF Band 2/2005, S. 72-74.

⁴ Susanne Heyn: Kolonial bewegte Jugend. Beziehungsgeschichten zwischen Deutschland und Südwestafrika zur Zeit der Weimarer Republik, Bielefeld 2018, S. 164-175.

Auch die Koloniale Jugendgruppe aus Hagen bestand ausschließlich aus „Jungen“, so bezeichnet sie der Jugendführer Lothar Stock in seinem Brief zum „Gesetz des Kolonial-Jugend-Bundes Ortsgruppe Hagen ‚Rochus Schmidt‘“. Wichtig war Stock die „pfadfinderische Grundlage“, auf der die Jungen „zu sowohl in der Heimat, als auch in den Kolonien brauchbaren“⁵ Menschen erzogen werden sollten, weshalb auch das von ihm niedergeschriebene ‚Gesetz‘ nahezu identisch ist mit den Geboten der Pfadfinder.

Vermutlich fühlte er sich mit seiner Gruppe den Kolonialpfadfindern zugehörig. Zwei Jahre zuvor, 1928, hatte sich der „Bund Deutscher Kolonialpfadfinder“ gegründet, 1931 waren bereits über 5000 Jungen Mitglied.⁶ Die Zentrale der Kolonialpfadfinder saß im Afrikahaus in Berlin, gemeinsam mit der DKG. Von dieser wurden sie auch finanziell unterstützt. Eigen war den Kolonialpfadfindern die Vorstellung von einem Selbsterziehungsprozess der Mitglieder zu Tüchtigkeit, unbedingtem Gehorsam und zur Heimat- und Naturliebe, gemein mit anderen kolonialen Jugendgruppen waren ihnen die Ablehnung der demokratischen Staatsform der Weimarer Republik.⁷

Die Benennung der Gruppen nach „Kolonialhelden“ aus der Zeit vor dem Verlust der Kolonien war von der DKG ausdrücklich erwünscht. Rochus Schmidt war Kolonialpionier und Soldat in Deutsch-Ostafrika,⁸ insofern machte sich die Hagener Kolonial-Jugendgruppe mit ihrem Namenszusatz den Mythos des unermüdet in der Fremde kämpfenden Mannes zu eigen. Koloniale Heldengeschichten fanden sich auch in der populären Abenteuerliteratur sowie in den Zeitschriften für kolonialinteressierte Jungen: für Kolonialpfadfinder wurde „Der Kolonialspäher“ herausgegeben und für die Kolonialjugend die Zeitschrift „Jambo“.

Für die 18 Schüler der Hagener Gruppe – eine 19. Person wird bei der Zählung als Person „unter 21 Jahren“ geführt⁹ – hat Lothar Stock die Tätigkeiten einer kolonialen Jugendgruppe, wie sie der Jugendausschuss der KORAG vorschrieb, handschriftlich um „Pfadfinderspiele und Übungen“ ergänzt. Vielleicht auch deshalb war für die Hagener Gruppe der Stadt-

verband für Leibesübungen zuständig. Für die staatliche Unfallversicherung mussten 2,98 Reichsmark an die Stadtkasse entrichtet werden, für jedes Mitglied 15,7 Pfennige.¹⁰ Die Praxis der Kolonialpfadfinder unterschied sich wenig von derjenigen anderer Pfadfindergruppen (die es in Hagen auch gab), weltanschaulich standen sie jedoch den kolonialen Jugendgruppen nahe. Grundsätzlich bestanden die Aufgaben der kolonialen Jugendgruppen in der Mitgliederwerbung, Wissenserwerb zu kolonialen Fragen, körperlicher Ertüchtigung, handwerklichem Lernen, Anlegen einer Kolonialbibliothek – und auch, „sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, einmal hinaus zu gehen“. Die handwerklichen Fähigkeiten waren nötig, weil man sich „dort selbst herstellen können [muss], was hier ein Handwerker macht.“¹¹

Verglichen mit den Tätigkeiten, die in den kolonialen Mädchengruppen erlernt wurden, sind nicht nur die bürgerlichen Geschlechtspolaritäten auffällig, sondern auch, wie gut die erlernten Fähigkeiten zusammenpassten: das perfekte koloniale Paar. Auf diese Weise sollten Jugendliche in körperlicher, ideeller und praktischer Hinsicht auf eine Zukunft in den (wiederzugewinnenden) Kolonien vorbereitet werden.

Allerdings fand die Forderung nach der Wiedergewinnung der Kolonien zunehmend weniger Beachtung, mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten trat die Expansion Richtung Osten in den Vordergrund. Die Verbände der deutschen Kolonialbewegung wurden 1933 im Reichskolonialbund zusammengeführt. Auch die Jugendorganisationen und -gruppen wurden gleichgeschaltet: Nach dem Verbot sämtlicher Jugendverbände wurden im August 1933 alle Jugendgruppen in die Hitlerjugend und den Bund Deutscher Mädel überführt.¹²

Neben den kolonialen Jugendgruppen hat es noch viele andere Möglichkeiten gegeben, die Jüngeren mit der Forderung nach einer wie auch immer gearteten Wiedererlangung der Kolonien zu beeinflussen. Der Straßenkarneval war eine solche Gelegenheit. Quellenmäßig sind die Umzüge nur schlecht dokumentiert, doch wirft eine private Aufnahme vom einem Wagen des Hasper Straßenkarnevals, die wohl aus den 1920er Jahren

5 Stadtarchiv Hagen, 01263, Lothar Stock: Anlage 2, ohne Datum, zweiseitiger Brief zur Kolonialen Jugendgruppe.

6 Nur der Deutsche Pfadfinderbund hatte mit über 6.000 Pfadfindern mehr Mitglieder. Oliver Schmidt: Die Kolonialpfadfinder – ein Jugendbund zwischen Propaganda und Selbstbestimmung, in: Historische Jugendforschung, Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, NF 2/2005, Schwalbach 2006, S. 86-88.

7 Heyn: Kolonial bewegte Jugend, S. 163.

8 Heinrich Schnee (Hg.): Deutsches Kolonial-Lexikon (1920), Band 3, S. 301 zu „Rochus Schmidt“ (1860-1938).

9 Das war möglicherweise Jugendführer Lothar Stock selbst. Stadtarchiv Hagen, 01263, „Zählung – Kolonial Jugend Bund“, ohne Datum, ausgefüllt von Lothar Stock.

10 Stadtarchiv Hagen, 01263, Mitteilung an den Kolonial-Jugendbund (vermutlich vom Stadtausschuss für Jugendpflege), 5. Februar 1930.

11 Stadtarchiv Hagen, 01263, Jugendausschuß der kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft im Afrikahaus Berlin: Worin besteht die Arbeit der kolonialen Jugendgruppen? ohne Datum, Eingangsstempel „Kolonial-Jugend Abteilung Hagen i.W.“.

12 Die Mädchengruppen wurden im September 1933 vom BDM übernommen. Heyn: Kolonial bewegte Jugend, S. 168; Speitkamp: Die Jugendarbeit der deutschen Kolonialbewegung, S. 80.



Abb. 2: Hasper Straßenkarneval, 1920er Jahre, Privatfotografie

stammt, eines der seltenen Schlaglichter auf die damaligen Diskussionen und Ausdrucksweisen (Abb. 2). Der Wagen selbst ist mit einem großen Tuch verhängt, auf dem der Anfang eines Kinderliedes, „Fuchs du hast die Gans gestohlen / Gieb sie wieder her“, zu lesen ist. Drei Siegermächte des Ersten Weltkriegs, die Teile der deutschen Kolonien erhalten hatten, sind als Personifikationen wohl auf eine dünne Holzplatte gemalt: Links die Marianne als Symbol Frankreichs, mit phrygischer Mütze und Kokarde und der Aufschrift „R[épublique] Fr[ançaise]“. In der Mitte steht „John Bull“ für Großbritannien, rechts die Freiheitsstatue für die USA. Alle drei strecken ihre Hände gierig in Richtung der gefüllten Schüssel, auf der „Deutsche Kolonien“ zu lesen ist.

Im Hintergrund wird die Szene in gewisser Weise verdoppelt: Ein großer Fuchs, zu erkennen am buschigen, zweifarbigen Schweif, steht als große Puppe unter zwei gebastelten Palmen. Statt eines Tierkopfes ist jedoch rechts ein menschliches Haupt zu erkennen, vielleicht mit den Gesichtszügen des französischen Staatspräsidenten Raymond Poincaré, der vor seiner „Beute“ der Kolonien steht.

Durch diese Darstellung, die wie eine einfache Karikatur wirkt, konnten bestimmt auch jüngere Bevölkerungsschichten erreicht und manipuliert werden.

...auch Hagener Frauen waren eine ‚Kolo‘. Selbstbild und Entwicklung der Kolonialen Frauenschule Rendsburg

Monika Mattlener

Der Begriff ‚Kolo‘ ist nicht einfach nur eine Zuschreibung, sondern er bedeutet zugleich Kameradschaft und Verbundenheit, aber auch elitäre Gemeinschaft und im Besonderen ein ‚Auserwähltsein‘. Es ist eine Ideologie, die die ehemaligen Schülerinnen der Kolonialen Frauenschule Rendsburg (KFR) formte und bis ins 21. Jahrhundert hinein prägte (Abb. 1).

Angesprochen ist hier eine Schule, die einzig war in Deutschland. Gegründet in einer Zeit, als Deutschlands Kolonialgeschichte de facto der Vergangenheit angehörte und entstanden aus dem unermüdlichen Glauben der Kolonialrevisionisten, dass Deutschland wieder eine Kolonialmacht zu werden habe. Wie bereits zu kolonialen Zeiten sah der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft seine Aufgabe darin, junge Mädchen und Frauen als ‚Trägerinnen des Deutschtums‘, deren wichtigste Attribute ‚weiß‘ und ‚deutsch‘ waren, nach Übersee zu senden, um die Bedrohung der Männer durch die ‚schwarze Versuchung‘ abzuwehren. Außerdem sollten sie auch eine neue Generation in Übersee etablieren. Als dann ab den Jahren 1923/1925 Deutsche wieder offiziell in die ehemaligen Kolonien aussiedeln durften, galt es erneut, die jungen Frauen auf ihre patriotische Aufgabe vorzubereiten, zum Erhalt des ‚Deutschtums‘ in den ehemaligen Kolonien. Die ‚Kulturmission‘ war abermals der Frau zugesprochen worden, die nun den Auslandsdeutschen vor dem fremden Volke zu bewahren habe.

Federführend unter dem Frauenbund und durch Unterstützung des Reichsministeriums des Inneren sowie des Landrates in Rendsburg, konnte auf dem angebotenen Gelände ‚Gerhardshain‘ – ca. 1.800 qm zwischen Eider und Nord-Ostsee-Kanal gelegen – der Neubeginn einer Kolonialen Frauenschule erfolgen. In dieser sollten ausgewählte junge Frauen auf ein Leben



Abb. 1: Offizielles Emblem der Kolonialen Frauenschule Rendsburg

als Siedlerin vorbereitet und dazu befähigt werden, das Deutschtum im Ausland würdig zu vertreten.

Ziel war es, in einer anfänglich einjährigen, später jedoch zweijährigen Schulzeit mit einem anschließenden medizinisch-pflegerischen Halbjahr „deutsche Frauen und Mädchen für die Arbeit in den Kolonialgebieten“¹

auszubilden. In der ersten Werbebroschüre ließ sich die Orientierung der Kolonialen Frauenschule Rendsburg ablesen: „Wenn wir wieder Kolonien begründen, die deutsches Wesen atmen [...], so bedürfen wir der Hilfe unserer Frauen und Mädchen“, denn „wo eine rechte deutsche Frau das Herdfeuer hütet, da findet die Treue zur alten Heimat eine bleibende Statt.“²

Demzufolge startete der erste Kurs an der Schule im Mai 1927 und die KFR wurde die erfolgreichste der kolonialen Frauenschulen³, deren Plätze 18 Jahre lang sowohl bei Frauen aus ganz Deutschland als auch bei den Auslandsdeutschen begehrt waren; und Frauen aus Hagen gehörten auch dazu. So z. B. Edith Wenderoth (verh. Dunker) und Anneliese Däunert (verh. Ermonies, verw. Henning), die sich 1943 für die Oster- und Herbstkurse in Rendsburg angemeldet hatten.⁴

1 LA Schleswig, Abt. 881 Nr. 41 228e, Erlaubnisurkunde vom 11.08.1927, o. S.

2 Online unter: http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/9130/pdf/S17_1567.pdf [01.01.2019].

3 Erste Anfänge einer kolonialen Frauenschule gab es bereits von 1908 bis 1910, in Angliederung an die DKS Witzenhausen. Allerdings wurden einzig 1909 gerade mal die Anzahl von sieben Schülerinnen erreicht (notwendig wären 16 gewesen), so dass die Schule aus wirtschaftlichen Gründen wieder schließen musste. Eine erneute Gründung erfolgte in Bad Weilbach, angeschlossen dort an die Wirtschaftliche Frauenschule. Jedoch auch diese wurde wegen der geringen SchülerInnenanzahl mit Kriegsbeginn 1914 wieder geschlossen.

4 StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd. 8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Anschriftenverzeichnis der Kolonialen Frauenschule Rendsburg 1927 KFR 1977.

Von Beginn an war der Unterricht mehr als vielseitig, neben Tätigkeiten wie Kochen, Schlachten, Backen, Molkerei und Käserei umfasste er auch Körper- und Krankenpflege; zudem auch Schneiderei, Obst- und Gemüseanbau sowie Viehzucht und Gärtnern. Mit dazu gehörten überdies die Gewerke des Schmieds, des Tischlers, Schusters und Polsterers (Abb. 2). Neben wirtschaftlichen, kaufmännischen, musikalischen und sportlichen Fächern⁵ blieben dennoch die werbewirksamen ‚Highlights‘ der Schule, das Schießen, Reiten und, später eingeführt, das Erlernen des Autofahrens nebst Reparatur der selbigen (Abb. 3).

Die Mädchen selber sprachen von einer „Art der feministischen Selbstverwirklichung“⁶, derer sie an der Schule gewahr wurden. Es war ihr Wunsch gewesen, aus dem noch traditionell festgeschriebenen Frauenbild auszubrechen und die Sehnsucht nach einem Leben in der Fremde zu verwirklichen, welches die Frauen ohne die Unterstützung der Schule sowie des Frauenbundes vermutlich nicht hätten erreichen können. Dadurch war die Utopie der gebildeten und selbstbestimmten Frau in den Kolonien beinahe als verwirklicht anzusehen, denn Macht und Selbstständigkeit hatte die ‚weiße‘ Frau gegenüber den ‚Untertanen‘, d. h. den Frauen und den Männern der indigenen Bevölkerung. Es handelte sich um ein koloniales Konstrukt, das an



Abb. 2: Arbeiten in der Lehrschmiede

Wirkungsmacht nicht eingebüßt hatte und zu Zeiten der Weimarer Republik noch Bestand hatte in dem Ansinnen, die weiße Überlegenheit in Übersee zu erhalten bzw. neu zu festigen.

Die im September 1926 in Hagen wieder neu gegründete Ortsgruppe des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft warb nicht minder für die Schule in Rendsburg. Im Jahr

1927 hielten in Hagen unter anderem sowohl General Paul von Lettow-Vorbeck – dessen Stieftochter zu den ersten acht Schülerinnen der KFR zählte – als auch der künftige Direktor der Schule, Dr. Karl Wilhelm Körner, Vorträge über die Bedeutung der Kolonien sowie die Ausbildung der jungen Menschen.⁷

Als 1930 Dr. Körner seine Direktorenstellung antrat, deklarierte er zwar, wie wesentlich eine „vielseitige und gründliche Fachausbildung“ sei, doch wäre „die Auslese der Tüchtigsten“ um ein Vielfaches wichtiger. Die Mädchen sollten „eine starke Seele besitzen, um durchzuhalten“, und die Einrichtung suchte Frauen, „die selbständig sind und den Mut haben, auch unerwartete Aufgaben anzugreifen, die eine grössere persönliche Freiheit recht gebrauchen, die gesund an Leib und Seele sind und vor allem: die gute Träger des neuen Deutschland sind. Die Schule will also in erster Line ein ‚Sieb‘ sein.“⁸ Und ihm zufolge sei dies die bedeutendste Aufgabe der Schule, denn „man wird zu einem Kolonisator nicht geschult, sondern geboren!“⁹ Dies war eine Position der Schule, die für Direktor Körner immer zentraler wurde und die auf Grund der hohen Zahl an Bewerbungen ohne weiteres angewendet werden konnte.

Insgesamt waren es 1.100 Mädchen und Frauen, die die Schule besuchten, noch am 15. April 1945 erhielten die letzten Schülerinnen ihre Zeugnisse und erst mit Kriegsende wurde die Schule geschlossen. Nachweislich erging 1956 letztmalig die Anfrage an die Stadt Rendsburg, ob die Schule noch existiere bzw. ausbilde, und sogar erst im Jahr 1963 wurde die Gesellschaft „Koloniale Frauenschule GmbH“ in die „Schulheim Rendsburg GmbH“ umgewandelt.

Dennoch ‚lebte‘ die Schule weiter. Der Kolo-Kreis hatte auch nach 1945 den Kontakt untereinander nicht abgebrochen. Vermutlich ab 1968 wurde wieder jährlich ein Rundbrief an die Kolo-Gemeinschaft versendet und sowohl größere als auch kleinere Treffen fanden statt. Man bemühte sich, von allen Ehemaligen die aktuellen Anschriften zu erhalten und zu pflegen, wozu in den 1970er Jahren sogar ein separates Anschriftenverzeichnis angelegt wurde.

Auf allen Kontinenten hatten Frauen der KFR ein Zuhause gefunden, wenngleich die meisten von ihnen doch daheim in Deutschland blieben. Allerdings versuchte man sich gegensei-

⁵ Der neuen politischen Orientierung Deutschlands geschuldet kamen ab 1930 der nationalpolitische Unterricht, Vererbungslehre, Erbgesundheitslehre, Rassenkunde und Auslandsdeutschtum hinzu.

⁶ StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd.8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Rundbrief Nr. 32, Dezember 2005, S. 30.

⁷ Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Aus den Abteilungen, in: Der Kolonialdeutsche, 7. Jg., Nr. 10, 16.05.1927, S. 160.

⁸ LA Schleswig, Abt. 881 Nr. 41, Bericht des Studiendirektors Dr. K. Körner über seine Arbeit an der Kolonialen Frauenschule Rendsburg Ostern 1930-1935, Die Lage der Schule zu Beginn meiner Arbeit, 14.01.1935, o. S.

⁹ LA Schleswig Abt. 881 Nr. 41, Die Koloniale Frauenschule Rendsburg (Grundgedanken ihrer Arbeit), K. Körner, 1938, o.S.

tig zu besuchen, egal ob in Afrika, Argentinien, Kanada oder Australien, und es wurde immer ausführlich darüber in ihren Rundschreiben berichtet. Auf ihren regelmäßigen Treffen – die auch in Hagen stattfanden – waren selbst die Ehemänner, Kinder und Freunde der Frauen gern gesehen. Diese besuchten auch dann noch die Treffen, wenn die Ehefrau, Mutter oder Freundin schon verstorben war. Eine jede, die die Gemeinschaft verlassen musste, wurde aufrichtig betrauert und mit einem Nachruf bedacht.

Das Andenken an die Koloniale Frauenschule Rendsburg zu ehren war den Absolventinnen wichtig. Die Schulzeit wurde von vielen als „die schönste meines Lebens“ und „Erfüllung eines Traumes für alle“¹⁰ gesehen. Ungefähr an der Stelle, wo sich ehemals das prägnante Hauptgebäude und Symbol der Schule befunden hatte, steht heute eine Eiche, die zur Erinnerung gepflanzt worden war. Vor etwa 20 Jahren wurden noch ein ‚Erinnerungsfindling‘ sowie eine Stele mit Gedenktafel hinzugefügt. Selbst im kanadischen Ottawa gibt es einen Erinnerungsort. Dort existiert auch heute noch der Kolodrive, so benannt durch eine ehemalige Schülerin der KFR, deren Grundstück von dieser Straße geteilt wurde und die sich aktiv für die Straßenbenennung eingesetzt hatte.¹¹

Die jungen Mädchen und Frauen, die an der KFR ihre Ausbildung erhielten, sahen sich als etwas Besonderes an. Sie hatten nämlich das Auswahlverfahren von Dr. Körner durchlaufen und hätten damit „merklich über dem Durchschnitt“¹² ihrer Zeit gestanden. Weiterhin wurde so der Frau in der ‚Kolonie‘ eine „Kulturmacht“ attestiert, da sie die „Schrittmacherin und Siegelbewahrerin deutscher Kultur und Gesittung [...] Erhalterin und Hohepriesterin völkischer Art“¹³ bliebe.

Dies war ein Bewusstsein, das die Gemeinschaft der Kolo-schülerinnen in ihrer vermeintlich privilegierten Stellung un-reflektiert wahrnahm. Es basierte auf der Pflege einer national begründeten ‚Auserwähltheitsvorstellung‘ der KFR und wurde sodann in der Bezeichnung ‚Kolomädel‘ bzw. ‚Kolo‘ impliziert. In ihrem Selbstverständnis als ‚Kolo‘ wollten sie einzig mit ihrer „Einmaligkeit“ die Welt retten¹⁴, das ‚Niveau‘ der indigenen Bevölkerung anheben, einer ‚Rassenvermischung‘ vorbeugen



Abb. 3: Schießübungen in Vorbereitung auf den Dienst in „Übersee“

– aber leider, wie in den 1990er Jahren bereits geschrieben, würden sie nun „einer aussterbenden Rasse“¹⁵ angehören. 80 Jahre nach dem Beginn des ersten Kurses an der Kolonialen Frauenschule sollte im Jahr 2007 wieder ein Treffen stattfinden, welches mit dem letzten Rundbrief aus dem Jahr 2006 beworben wurde. Dass danach noch weiterhin größere Treffen stattgefunden haben könnten, ist hinsichtlich des hohen Alters der ‚Kolos‘ eher unwahrscheinlich.

Auch wenn im 21. Jahrhundert der nationale Auftrag, den Mann vor der ‚Verwilderung‘ zu bewahren, Haus und Hof rein zu halten, die Kinder im Sinne der deutschen Traditionen und Werte aufzuziehen und die ‚unterprivilegierten‘ Angestellten zur Arbeit zu erziehen, nicht mehr existent war – so blieb doch das Bild der ‚Kolos‘, das Bild einer zupackenden mutigen Kämpferin, ausgestattet mit einer starken Seele, bereit für die Aufgaben in Übersee, aber dennoch sozialdarwinistisch idealisiert.¹⁶

Der Nimbus einer Kulturträgerin und Kolonialpionierin war ehemals nicht mit dem Verlust der Kolonien verblasst, sondern er hatte sich weiter durch das Schulwesen der Kolonialen Frauenschule Rendsburg gezogen und war vermutlich tatsächlich erst mit der letzten ‚Kolo‘ erloschen.

10 StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd.8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Rundbrief Nr. 23, Dezember 1996, S. 37 und Bd.3, Schleswig-Holsteinische Landeszeitung, 130. Jg., Nr. 100, 30.04.1937, S. 8.

11 StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd.8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Rundbrief Nr. 9, November 1982, letzte Seite.

12 Dr. K. Körner: Die Koloniale Frauenschule in Rendsburg, in: DKZ, 50. Jg., Heft 1, Jan. 1938, S.51.

13 Ohne AutorInnenangabe, die Aufgaben der Frau im kolonialen Kampf, in: DKZ zugleich Brücke zur Heimat, Monatszeitschrift des Reichskolonialbundes, 48. Jg., Heft 10, 01.10.1936, S. 285.

14 StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd.8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Rundbrief Nr. 33, Dezember 2006, S. 18.

15 StA Rendsburg, VII 942 Kol. Frauenschule Bd.8 Schriften der ehem. Schülerinnen 1929-2009, Rundbrief Nr. 21, Dezember 1994, S. 14.

16 Allerdings nicht jede Schülerin hatte dieses Bestreben. Beispielsweise arbeitete eine Absolventin erstmals in Deutschland als Webmeisterin und baute ab den 1970er Jahren Webwerkstätten in Kenia und Uganda auf, als ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ – wofür ihr 1991 das Bundesverdienstkreuz verliehen wurde.



Hagenerinnen und Hagener in Missionsdiensten



Da ist er wieder!



Der kleine Missionsfreund ist wieder da! Warum ist er denn so lange ausgeblieben? Das ist sehr einfach. Er hat kein Geld zur Reise gehabt und es hat ihm auch am Reisefleiß und an Reiselust gefehlt. Das waren böse Zeiten in den letzten Monaten des vergangenen Jahres. Da ist manchem großen und kleinen Mann die Lust zum Reisen vergangen, nicht nur dem kleinen Missionsfreund. Zwar ist er nicht gern zu Hause geblieben und hat sich über jeden gefreut, der nach ihm gefragt hat. Als dann 50000 kleine Leser nach seinem Kommen verlangten und viele auch Reisegeld schickten, da war es Zeit, sich zu rüsten.

Ganz so schnell ging es aber nicht. Erst mußte er ein neues Röckchen haben, in dem er auch billiger reisen konnte. Dann aber paßte der alte Hut nicht mehr, er mußte durchaus einen neuen, größeren haben, und wie man eine Feder oder einen Strauß am Kopf hat, mußte auch etwas darauf und daran sein. Woher aber den Schmuck nehmen, der auch etwas bedeutet? Nun, da unten in der Missions-Ausstellung hat es so schöne Sachen. Also hinunter und Umschau gehalten!

Richtig, da am Mas-Bohnhaus stehen zwei Steinfiguren, die gefallen und gut, trotzdem daß sie so grimmig dreinschauen. Es sind zwei große Ahnengötzen, aber abgeiegte; sie gelten nichts mehr. Das ist gerade schön an ihnen. Die müssen also

alles beisammen, die ganze Mission: das Heidentum und die Siegesmacht des Evangeliums.

Und nun geh wieder hinaus, kleiner Freund, und erzähle allen, zu denen du kommst, von Kampf und Sieg des Evangeliums unter den Heiden in aller Welt. Der Herr Jesus und sein Evangelium wird doch den Sieg behalten in der Welt. Das glauben wir und das hoffen wir und darum freuen wir uns, wenn auch die Zeit noch so trüb und dunkel ist.

G. M.

Auf Vorposten im Heidenland

Bilder aus der Arbeit von Missionar Fries.

Funken vom Feuerherd zünden.



Was sucht ein Heide, wenn er auf eine Missionsstation kommt? Gewöhnlich nur äußere Dinge: tausenderlei, was man im täglichen Leben brauchen kann, Werkzeuge, Streichhölzer, Nägel usw. Natürlich sucht er auch Hilfe in Krankheitsnöten, Rat und Hürsprache in Streitsachen oder bei Besetzung von Häuptlingsstellen, kurz in allen möglichen und unmöglichen Fällen soll der Missionar Nothelfer sein.

Wird nun der Missionar darüber traurig sein? Oder wird er nicht vielmehr denken: Gut, wenn die Leute nur kommen, so bin ich zufrieden; ich will schon dafür sorgen, daß sie auch etwas erfahren von dem Besten, was es hier zu holen gibt. Wer auf Vorposten steht, denkt sicher so

Friedrich Eigenbrod – ein „barmherziger Samariter“ aus Hagen

Tabea U. Buddeberg

Friedrich Eigenbrod erblickt das Licht der Welt am 4. Juni 1885 in Delstern, das seit 1901 zu Hagen gehört (Abb. 1). Er absolviert seine Lehre und wird zum Lagerverwalter ausgebildet. In ihm wächst der Wunsch, als Diakon tätig zu werden, um „für das Reich Gottes arbeiten zu dürfen“.¹

So lässt er sich dann vom Männer- und Jünglingsverein Hagen Eilpe-Delstern für den Missionsdienst begeistern und tritt auf Empfehlung des Pfarrers Grawert zu Beginn des Jahres 1905 der Rheinischen Mission in Barmen bei. Knapp zwei Jahre arbeitet er für den Direktor Spieker und den Missionsinspektor Kriele des Hauses, ehe er im Herbst 1906 in die Vorschule aufgenommen wird. Nach seiner Ausbildung, die durch den Militärdienst unterbrochen wird, findet im Juni 1913 seine Ordination zum Missionar statt. Ein Jahr später geht er in die Mission nach Sumatra, einer Insel des heutigen Indonesien. Ausgesandt wird er von der „Buitenlandsche Zending der Evangelische Gemeente“



Abb. 1: Porträtfoto von Friedrich Eigenbrod

(Vereinigung ausländischer Missionsarbeit der Evangelischen Gemeinden) in Leiden. Zunächst führt sein Weg ihn zum Sprachstudium nach Pangururan, später lebt und arbeitet er mit seiner Familie in Balige. Der Erste Weltkrieg geht auch an den Missionaren nicht vorbei, Eigenbrod gerät in britische Kriegsgefangenschaft, wird aber bereits 1916 wieder entlassen.² 1917 kommt es

zu Unruhen auf Samosir, die Batak wehren sich gegen die niederländische Fremdherrschaft. Die Soldaten schießen die Aufständischen nieder, als Eigenbrod eintrifft, findet er Tote und Verletzte vor. Der Missionar beschreibt in seinem Bericht die Verwundeten und kritisiert die Beobachtung, dass die Soldaten keine erste Hilfe leisten, als eine „unverantwortliche Tatsache.“³ Er zerreißt sein Taschentuch, um die Verwundeten notdürftig zu verbinden und ordnet an, sie ins Krankenhaus zu bringen.

„Jedoch konnte ich nicht unterlassen, vorher noch aufs Ernste die Gleichgültigkeit und Unmenschlichkeit zu rügen, die kein Mitgefühl für die armen Verwundeten zeigte.“⁴

Eigenbrod stellt sich in seinem Bericht als eine Art barmherziger Samariter dar, der die indigene Bevölkerung mit väterlicher Nachsicht und Menschlichkeit behandelt. Er sorgt für die medizinische Versorgung der Gefangenen, kehrt zu ihnen zurück und bereitet ihnen Essen zu. Er versteht sich als Mittler zwischen der Kolonialverwaltung und der lokalen Bevölkerung, der er den christlichen Glauben vermittelt und zugleich die westliche Lebensweise vorlebt. Gleichzeitig sieht er das System der Kolonialherrschaft nicht als Unrecht an, zumal er als Missionar ein Teil davon ist. In seiner Beschreibung der Drogenproblematik auf Samoa kritisiert er jedoch die Kolonialverwaltung, die er als verantwortlich für die desaströse Situation sieht.⁵

Am 9. April 1920 heiratet Friedrich Eigenbrod die Remscheiderin Marta Reppel, die beiden bekommen zwei Kinder. Neben der alltäglichen Arbeit als Missionar versendet Eigenbrod Berichte an die aussendende Gemeinschaft in Amsterdam und an die Leitung der Rheinischen Missionsgesellschaft. Zudem werden Texte von ihm im Kinderheft „Der kleine Missionsfreund“ und im „Barmer Missionsblatt“ gedruckt.⁶ Beide Schriften

1 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, RMG 2010, Verfasser unbekannt, Missionar Friedrich Eigenbrod, f. 23r.

2 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Bericht an die Rheinische Missionsgesellschaft, 1.8.1916, f. 233r.

3 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, „Die Unruhen auf Samosir (Bataklande) 25.3.1917, f. 199r.

4 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, „Die Unruhen auf Samosir (Bataklande) 25.3.1917, f. 201r.

5 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Das Opiumfragstück auf der Insel Samosir (Bataklande), 20.7.1917, f. 187r.

6 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an die Rheinische Missionsgesellschaft 1.12.1914, f. 291r.

haben zum Ziel, die Heimatgemeinden über die Vorgänge in den fernen Ländern zu informieren, sie mit Glaubensimpulsen zu bereichern und neue Unterstützer zu gewinnen. Ab 1932 übernimmt Friedrich Eigenbrod die finanzielle Verwaltung der Batak-Gemeinden. Seine mit Abstand bedeutendste Arbeit ist jedoch die literarische vor Ort: Er fasst zahlreiche Andachts- und Predigtbücher, die es langfristig ermöglichen sollen, die Batak-Kirche unabhängig von den europäischen Missionaren fortbestehen zu lassen. Eigenbrod selbst beschreibt seine Schriften als „Vertiefungsmittel in der Gemeinde und als Kampfmittel nach außen.“⁷ In Balige betreibt die Missionsgesellschaft eine eigene Druckerei, mit deren Hilfe biblische Texte, Andachten und Erzählungen gedruckt werden. Friedrich Eigenbrod strebt danach, seine missionarische Arbeit zu verbessern, indem er erwägt ein Studium anzutreten. So schreibt er an den ihm vorgesetzten Missionsdirektor Johannes Warneck:

„Dann möchte ich gerne noch erst in Berlin und in Hamburg (ev. auch in Leiden) studieren, um meine Missionserfahrungen ordnen und bereichern zu lassen, damit ich dann noch besser ausgerüstet bin für den heimatlichen Missionsdienst und ev. auch später für die Missionsarbeit hier im Bataklande.“⁸

Er plant einen Heimataufenthalt 1935 in Europa, der ihm das gewünschte Studium und seinem Sohn den Übergang in die weiterführende Schule ermöglichen soll. Anschließend möchte er nach Sumatra zurückkehren, um seine Arbeit fortzusetzen. In Europa gibt es jedoch 1932 andere Pläne für die Eheleute Eigenbrod: Aufgrund Friedrich Eigenbrods literarischer Fähigkeiten soll er zukünftig im „Missionspropagandadienst in Holland“⁹ eingesetzt werden. Obwohl er seine Überraschung darüber nicht verbirgt und zum Ausdruck bringt, dass seine Frau und er gerne Teil der Batak-Mission sind und bleiben möchten, betont er, „dem Rufe im Gehorsam folgen“¹⁰ zu wollen.

Friedrich Eigenbrods Schreiben und Berichte sind durchsetzt von missionstypischen Formulierungen. Er sieht sich als „Missionsarbeiter“¹¹, der sein Leben in den Dienst Gottes und unter die Autorität der Rheinischen Missionsgesellschaft stellt. Mit seinem Wunsch, noch eine Weile auf Sumatra zu bleiben, hat Eigenbrod Erfolg. Wie geplant kehrt die Familie 1935 nach

Deutschland zurück. Obwohl es sich bei diesem Aufenthalt offiziell um Heimaturlaub handelt, steht sowohl für die Missionsgesellschaft als auch für Eigenbrod selbst außer Frage, dass er die Zeit in Europa nutzen wird, um andere Christen auf die missionarische Arbeit in Sumatra aufmerksam zu machen. So bittet der Direktor der Rheinischen Missionsgesellschaft, Johannes Warneck, den Missionar Eigenbrod darum, seinen Aufenthalt für Vortragsreisen zu nutzen:

„Da Du fließend holländisch sprichst und schreibst, bist Du ja der gewiesene Mann für diese Arbeit, an den ich längst gedacht habe. Es fehlt uns hier jemand, der in Holland mit Ansprachen, Vorträgen und Predigten Freunde wirbt.“¹²

Zu bedenken ist dabei, dass neben der aus Missionsicht gegebenen Dringlichkeit der Fortführung der Arbeit auch deren Finanzierung von der Spendenbereitschaft der europäischen Protestanten abhängig ist. Mit einer gewissen Endzeiterwartung, die die Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft prägt, wird auch die Zurückstellung von Eigenbrods Weiterbildungswunsch begründet:

„Ob es möglich sein wird, Dich in Berlin, Hamburg oder Leiden noch eine zeitlang studieren zu lassen, kann ich jetzt noch nicht sagen. Es könnte ja sein, daß die überaus bedrängte Lage unserer Mission es zur Zeit nicht gestattet.“¹³

In Deutschland angekommen, verläuft der Aufenthalt anders als geplant: Die Eheleute Eigenbrod werden im Februar 1935 ins Krankenhaus in Remscheid eingeliefert. Friedrich Eigenbrod erholt sich nicht mehr und klagt im Juni darüber, dass er in Sumatra „bis zuletzt immer gesund und stark“¹⁴ gewesen sei, nun aber, kaum dass er die Heimat erreicht habe, müsse er das Bett hüten. So muss er Besuche und Vorträge absagen und leidet darunter, so tatenlos im Bett zu liegen. Friedrich Eigenbrod erholt sich nicht mehr von seiner Krankheit. Im September 1936 verstirbt er, seine Frau Martha setzt sich dafür ein, dass die gemeinsam begonnene Arbeit fortgesetzt wird.

7 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an die Rheinische Missionsgesellschaft 16.11.1933, f. 81r.

8 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an Direktor Warneck, f. 73r.

9 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an Bruder Ephorus, 1.3.1932, f. 91r.

10 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an Bruder Ephorus, 1.3.1932, f. 91r.

11 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod, Brief an Bruder Ephorus, 1.3.1932, f. 91r.

12 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Warneck, Brief an Eigenbrod o.D., f. 77r.

13 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Warneck, Brief an Eigenbrod o.D., f. 75r.

14 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2010, Eigenbrod an Direktor Warneck, 2.6.1935, f. 69r.

Vom steten Aufstieg und jähen Fall: Beobachtungen zur afrikanischen Karriere eines gebürtigen Hageners

Barbara Schneider

Der Name jenes afrikanischen Karrieristen aus Hagen lautet Heinrich Waltenberg. Dessen Vater – Wilhelm Waltenberg – war am 21. Dezember 1902 im Standesamt vom zu dieser Zeit noch eigenständigen Vorhalle vorstellig geworden, um dem Standesbeamten Schweitzer die Geburt des Sohnes, die am 14. Dezember 1902 in seiner Wohnung stattgefunden hatte, zu melden.¹



Abb. 1: Porträtfoto von Heinrich Waltenberg

Die nächste aktenkundige Notiz zum Leben Heinrich Waltenbergs, der in einer protestantischen Familie aufgewachsen war, verweist zum einen auf die ersten 22 Jahre seines Lebens in Hagen und zum anderen auf den Kontext seiner afrikanischen Karriere. Der Kontext der afrikanischen Karriere wird deutlich, da sich diese Notiz in einem Missionsarchiv, genauer im Archiv der „Archiv- und Museumsstiftung der VEM“ (Vereinte Evangelische Mission) in Wuppertal befindet. Folglich war Heinrich Waltenberg ein Mann der Mission (Abb. 1).

Die Vereinte Evangelische Mission entstand 1970/71 durch den Zusammenschluss der Rheinischen Mission und der Bethel-Mission. Die Bethel-Mission, die aus der kolonialaffinen und von Carl Peters protegierten Deutsch-Ostafrikanischen Missionsgesellschaft als „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ (EMODA) 1886/87 hervorgegangen war, hat im Zuge ihrer Auflösung einen guten Teil ihrer Archivalien

in die Obhut des Wuppertaler Archivs gegeben; so auch die Personalakte Heinrich Waltenbergs, die dort unter der Signatur M 241 (M II 1.41) mehrbändig und mit einer Laufzeit von 1929 bis 1977 geführt wird.²

Bei besagter Notiz handelt es sich um die maschinengeschriebene Abschrift eines Auszugs aus dem Lebenslauf Heinrich Waltenbergs, den er am 15.05.1925 für die Westfälische Diakonienanstalt Nazareth-Bethel verfasst hatte. Dort ist zu lesen, dass er bis zu seinem 14. Lebensjahr die Volksschule in Haspe besucht hatte. Danach wurde er von seinen Eltern in eine Bäckerlehre vermittelt, die er allerdings nach anderthalb Jahren aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. Er begann dann in Halden mit einer Graveurslehre, die er so erfolgreich absolvierte, dass ihm das 3. Lehrjahr erlassen wurde. Zur Weiterbildung begab er sich ab dem 1. Januar 1919 in die Obhut Karl Gehles, der in der Concordiastraße 9 in Hagen eine Kunstschmiedewerkstatt besaß. Karl Gehle bescheinigte seinem Schützling sowohl 1922 als auch 1924 großes künstlerisches Talent, Fleiß und Ehrlichkeit. Mit diesen beiden Zeugnissen im Gepäck ging Heinrich Waltenberg mit einem Freund im Juli 1924 auf Wanderschaft. Diese Wanderschaft dauerte nicht lange, denn im September 1924 fand er bei der Hagener Firma E. Schnepf eine Anstellung.³ Aus dieser Anstellung heraus bewarb er sich 1925 in Bethel/ Bielefeld bzw. bei den dort ansässigen Bodelschwingschen Anstalten.

Seit 1877 gab es dort die Westfälische Diakonienanstalt Nazareth, ein heilpädagogisches Institut, das Diakone und Diakonissen ausbildete, die seit der Gründung der EMODA auch auf das ostafrikanische Missionsfeld (im heutigen Tansania) geschickt wurden. Im Selbstverständnis der Bethel-Mission gehörten Diakone unbedingt an die Seite von meist theologisch ausgebilde-

¹ Geburtsurkunde Nr. 133, Standesamt Hagen-Vorhalle.

² Gustav Menzel: Die Bethel-Mission. Aus 100 Jahren Missionsgeschichte, Neukirchen-Vluyn/Wuppertal/Bielefeld 1986, S. 472-476; Internetauftritt der VEM: URL: www.vemission.org/fileadmin/redakteure/Dokumente/AMS/03_Bethel_Mission.pdf [25.06.2019].

³ Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 60 (Abschrift: Auszug aus dem Lebenslauf), S. 65 (Zeugnis) u. S. 66 (Brief Karl Gehles an einen Kollegen, 14.07.1924).

ten Missionaren, denn in den Augen des erweckungsbewegten Anstaltsleiters Friedrich von Bodelschwingh (1831-1910) litten die ostafrikanischen Missionare – Bodelschwingh bezeichnete sie auch gerne als die „Diener des Wortes“ – sehr häufig unter

*„der doppelten Arbeit, der geistigen und leiblichen bei der Aufrichtung ihrer Stationen (bei den Häuserbauten und Gartenanlagen), wo sie alles und jedes selbst vorarbeiten müssen. Auch mit der Pflege der Kranken werden sie vielfach übermäßig in Anspruch genommen, so daß das Wort Gottes liegen bleibt und nicht wenige sinken frühzeitig ins Grab, weil die nöthige Hülfe fehlt.“*⁴

Friedrich von Bodelschwingh war ein kolonialkritischer Geist und engagierter Vertreter der inneren sowie äußeren Mission. 1890 wurde er in den Vorstand der damals noch in Berlin ansässigen EMODA gewählt. 1893 gründete er den Evangelischen Afrika-Verein, mit dessen Unterstützung er in den ostafrikanischen Kolonialgebieten sowohl die Verbreitung christlicher Werte als auch die Wahrung der Menschenrechte und die Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen hoffte. So entstand 1897 in Lutindi – die kleine Ortschaft liegt in der Usambara-Bergregion im Nordosten des heutigen Tansania – eine „Sklavenfreistätte“, die sich zu einer Erziehungs- und Waisenanstalt entwickelte und 1904 eine „Kolonialirrenanstalt“ bzw. das „Klein-Bethel Ostafrikas“ wurde, das, wie in Bethel, epilepsie- und geistesranke Menschen in Obhut nahm. Außerdem sorgte Friedrich von Bodelschwingh 1906 dafür, dass die Zentrale der EMODA nach Bielefeld verlegt wurde, sodass er in seiner Funktion als Anstaltsleiter die Schulung auch für die künftig in Ostafrika eingesetzten Missionare und Diakone besser gestalten konnte.⁵

Der junge Heinrich Waltenberg ließ sich also in Bethel zum Diakon ausbilden. Nach vier Jahren wurde er im Mai 1930 eingesetzt und „von der Bethel-Mission zum Dienst in Usambara/ Tanganyika abgeordnet.“⁶ Waltenberg reiste am 12. Juni 1930 nach Lutindi, das zu diesem Zeitpunkt zwar in die Gemeinden-Gemeinschaft der Bethel-Mission integriert war, gleichwohl aber noch immer ein „Kind“ des Evangelischen Afrika-Vereins war. In Waltenbergs Dienstanweisung vom 16. Mai 1930 ist daher zu lesen:

*„Der Evangelische Afrika-Verein sendet Sie nach Usambara, damit Sie dort der Gehilfe unseres Bruder Nickel in Lutindi werden. Ebenso wie er sind sie völlig eingegliedert in die Gemeinschaft der Mitarbeiter der Bethel-Mission und unterstehen dem Präses von Usambara. Er wird Ihnen, wenn Sie hinauskommen, sagen, ob sie gleich nach Lutindi gehen, oder vielleicht erst auf einer anderen Missionsstation in die Sprache eingeführt werden sollten, oder [...] einige Zeit in Bumbuli den Betrieb des dortigen Missionshospitals kennenlernen sollen. Wir bitten Sie, fröhlich den Weg zu gehen, den er Ihnen zeigen wird. Sobald Sie in Lutindi eintreten bekommen Sie Anweisung von Bruder Nickel, der die Leitung der Station hat.“*⁷

Da der im Zitat erwähnte Bruder Nickel die Leitung der „Irrenanstalt“ für sich beanspruchte, widmete sich Waltenberg zunehmend auch der missionarisch geprägten Gemeindegarbeit. Sie bestand aus geistlicher Arbeit, aus der allgemeinen Pflege von Kranken, aus handwerklichen Tätigkeiten in den verschiedenen Missionsbetrieben und -stationen sowie der Aufsicht über die Schularbeit. Beide Tätigkeitsbereiche beschränkten sich nicht auf Lutindi, sondern erstreckten sich letztlich auf den gesamten südlichen Distrikt der Bethel-Mission. Eine Folge dieser Arbeit war, dass er 1936 zum Distriktprediger der Usambara-Kirche (Gemeindebezirke: Lutindi, Bungu, Bumbuli, Wuga und Mshihwi) ernannt und im August 1937, kurz nach seinem ersten Heimaturlaub, ordiniert wurde.⁸

Die Ordination war nötig, da eigentlich nur ein ordinierter Mitarbeiter der Bethel-Mission zur öffentlichen Wortverkündigung, Sakramentsverwaltung und Seelsorge legitimiert war.⁹ Folglich war aus Waltenberg nun ein gestandener Missionar geworden, der über sehr gute Sprachkenntnisse in Shambala und Suaheli verfügte und sich im fernen Ostafrika großer Beliebtheit erfreuen konnte. Zudem hatte er am 3. November 1932 Hildegard Bokermann geheiratet, die als Tochter eines Bethel-Missionars in Lutindi geboren war; aus der Ehe gingen insgesamt fünf Kinder hervor.¹⁰

Im Gegensatz zu den meisten Usambara-Missionaren, die im Zuge des Zweiten Weltkriegs bereits im Mai 1940 in Leeuwkop bei Pretoria und Lushoto interniert bzw. repatriiert worden waren, konnte Heinrich Waltenberg mit seiner Familie im

4 Hauptarchiv der von Bodelschwinghschen Anstalten, B IX 14-1/E, zitiert nach: Menzel: Bethel-Mission, S. 197.

5 Thorsten Altena: „Ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils“. Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika, Münster 2003, S. 53-56; Menzel: Bethel-Mission, S. 111-120.

6 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 59 (Lebenslaufnotiz aus Bethel, 1. Juni 1960).

7 Hauptarchiv der von Bodelschwinghschen Anstalten, M II 1.41, zitiert nach: Menzel: Bethel-Mission, S. 306.

8 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 9 (Brief des Landeskirchenamtes Bielefeld an die Verwaltung des Brüderhauses Nazareth, 2.05.1969).

9 Menzel: Bethel-Mission, S. 307.

10 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 59 (Lebenslaufnotiz aus Bethel, 1. Juni 1960).

regierungsfinanzierten Lutindi bzw. in Usambara bleiben.¹¹ Gründe hierfür waren seine Popularität und die doch deutliche Loyalität, die ihm seitens der in Ostafrika verbliebenden amerikanischen, schwedischen, dänischen und britischen Missionarskollegen gegenüber der britischen Mandatsregierung immer wieder den Rücken stärkte. Obwohl er „stationsinterniert“ war, d. h. Lutindi nicht verlassen durfte, beeinflusste und unterstützte er das nun immer „afrikanischer“ werdende Gemeindeleben in den Kirchen Tansanias;¹² die Usambara-Digo-Kirche war eine der insgesamt sieben Lutherischen Kirchen, die bereits 1938 existierten.¹³

Trotz der sich spürbar verstärkenden afrikanischen Emanzipationsbestrebungen in den ostafrikanischen Gemeinden konnte Heinrich Waltenberg auch weiterhin einiges erreichen: 1956 wurde er Kirchenpräsident der Evangelischen Lutherischen Kirche von Usambara-Digo und 1957 wählte man ihn sowohl zum Präsidenten der Bibelschule in Mwika am Kilimandscharo als auch zum Vorsitzenden der Kommission für Christliche Literatur im Bund der Lutheranischen Kirchen von Tanganyika.¹⁴ Und so sagte man in Bethel über ihn:

„Missionar Waltenberg ist einer der führenden Männer der ganzen evangelischen Missionsarbeit in Tanganyika. Sein Rat ist in allen kirchlichen Kreisen des Landes sehr begehrt. Er ist immer mehr zu einem der bedeutendsten Erzieher der Jungen Kirche in Ostafrika geworden. Das sieht man z. B. daran, daß die Usambara-Digo-Kirche führend in der modernen Missionsarbeit auf den Plantagen und in der Inangriffnahme sozialer Aufgaben ist (Fürsorge für die Waisen, Ausbildung der Arzthelfer, Vorbereitung des Aufbaus einer Bauern- und Handwerkerschule und eines Blindenheimes).“¹⁵

1962 durfte Heinrich Waltenberg dann den Höhepunkt seiner ostafrikanischen Karriere erleben: Am 4. Februar wurde er in Tanga, der nordöstlichsten Hafenstadt im heutigen Tansania, feierlich in das Amt des ersten Bischofs der Usambara-Digo-Kirche eingeführt.¹⁶ In seinem ersten Hirtenbrief sind u. a. folgende Sätze zu lesen:

„Die Kirche Christi in der ganzen Welt, also auch in Afrika, auch in Usambara-Digo-Kirche, steht im Kampf. Wir kämpfen hier nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit den Mächten der Finsternis. [...] Eine Kirche, die in der Freude des Herrn fest und unerschüttert zusammensteht, hat Sieg. Freude am Herrn wirkt unter denen, die darin verbunden sind, Freude erfüllt sie, und diese Freude ist Trost und Hilfe in aller Anfechtung.“¹⁷

Sieben Monate später musste er dann feststellen, dass manche Worte aus seinem Hirtenbrief bittere Realität geworden waren: In Tansania tobte ein „Kirchenkampf“, der sowohl für die Bethel-Mission als auch für die Usambara-Kirche zu einer der schwersten Krisen der Nachkriegsjahre wurde. Zum einen war diese Krise entstanden, weil die europäischen Missionare insgeheim an Restbeständen ihrer ehemaligen Dominanz festhalten wollten; trotz gegenteiliger Beteuerungen glaubten sie, dass die indigenen Pastoren noch nicht „reif“ genug seien, die komplette Verantwortung für die entstandenen Kirchengemeinden und kirchlichen Institutionen zu übernehmen.

Zum anderen misstrauten viele indigene Kirchenvertreter dem Kirchenregiment, das mit der Wahl Waltenbergs zum Bischof entstanden war.¹⁸ Eine Folge dieser Krise war, dass Heinrich Waltenberg sein Bischofsamt nach nur anderthalb Jahren aufgeben musste. Er kehrte im Sommer 1963 nach Deutschland zurück und arbeitete bis 1969 als Pfarrer in Plettenberg; diese kleine Stadt liegt etwa 50 Kilometer südöstlich von Hagen, seiner Heimatstadt, im Sauerland.¹⁹

In Hagen selbst wird an diesen ersten Bischof aus den „eigenen Reihen“ nicht erinnert, folglich wurde wahrscheinlich auch sein klägliches Scheitern in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika nie öffentlich diskutiert. Heinrich Waltenberg starb am 16. Juni 1995 in Bielefeld.

11 Menzel: Bethel-Mission, S. 400, 405.

12 Ebd., S. 405, 423, 432, 442.

13 Brighton Mufuruki Katabaro: Rechtfertigung und Erfolg. Pfingstcharismatische Lehre und Praktiken als Herausforderung für die Lutherische Rechtfertigungslehre in Tansania, Göttingen 2009, S. 29; Godrick Efrain Lyimo: Empowerment and Autonomy of Women, Eugene 2016, S. 137.

14 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 9 (Brief des Landeskirchenamtes Bielefeld an die Verwaltung des Brüderhauses Nazareth vom 2.05.1969) und S. 58 (maschinenschriftliche Notiz von 1960, ohne exakte Nennung des Datums und Autors).

15 Ebd.

16 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 335 (Brüderbrief der Westfälischen Diakonieanstalt Nazareth) sowie Zeitungsartikel aus Bielefeld. Stadt und Land, 27.01.1962, Nr. 23.

17 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 6: 1962-1977, S. 20 (Hirtenbrief an die Usambara-Digo-Kirche).

18 Menzel: Bethel-Mission, S. 452f.

19 Ebd.; Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, M 241, Bd. 5: 1962-1977, S. 140 (Notiz der Gehaltskasse Bethel, 30. Juli 1963).

Hagener ‚Missionsbräute‘ in Niederländisch-Indien

Ingrid Kaiser

In der nordwesteuropäischen Phase der Expansion begann sich der Protestantismus ab dem 18. Jahrhundert zunehmend an der Verbreitung des christlichen Glaubens außerhalb von Europa zu beteiligen. Seit 1829 sandte die Rheinische Missionsgesellschaft, eine pietistisch geprägte Missionsgesellschaft mit Sitz in Barmen im Bergischen Land, Missionare in ferne Länder aus, um nichtchristlichen Völkern das Evangelium zu bringen. Ehefrauen sollten den Missionaren bei diesem herausfordernden Leben zur Seite stehen. Evangelisation galt gleichzeitig als Zivilisationsmission und sollte nicht nur christlich, sondern auch kulturell verändernd wirken. Dies gilt auch im Hinblick auf die Konstruktion von Ehe und Familie im Prozess der Europäisierung indigener Lebenswelten.¹

Hedwig Probst und Clara Gericke aus Hagen waren zwei von vielen Missionsbräuten², die von den Missionaren vorgeschlagen oder von der Rheinischen Mission ausgewählt wurden, um als Ehefrau für einen Missionar ein Leben als Gehilfin an seiner Seite zu führen. Die Frauen, die als Missionsbräute in ferne Länder reisten, kannten ihre künftigen Ehemänner oft nicht persönlich. Meist hatten sie nur eine Fotografie und wenige Briefe mit dem Mann ausgetauscht, mit dem sie ihr restliches Leben verbringen sollten. Dass Frauen Missionare in fernen Ländern heirateten, ohne sie zu kennen, lag an der Heiratsordnung der Rheinischen Mission.

Die Missionare durften sich zwar mit Zustimmung der Missionsleitung vor ihrer Aussendung verloben, mussten aber grundsätzlich unverheiratet ausreisen. Erst nachdem sie sich zwei Jahre auf dem Missionsfeld bewährt hatten, konnten sie bei der Missionsleitung um eine Heiratsanfrage nachsuchen. Jede potentielle Braut wurde einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Für diejenigen Missionare, die nicht nur unverlobt ausgegan-

gen waren, sondern auch keine geeignete erscheinende Braut vorschlagen konnten, übernahm die Missionsleitung die Wahl einer geeigneten Braut. Im Protestantismus galt die Ehefrau als Gehilfin des Mannes. Um ihre Aufgabe als „segensreiche Gehilfin“ in Haus und Amt erfüllen zu können, sollte sie aus der Sicht der Missionsleitung einem Idealbild entsprechen:

Sie sollte eine vorbildliche Ehefrau, Hausfrau und Mutter sein, die mit den Tugenden der Tapferkeit, Fröhlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Sparsamkeit, Sittsamkeit, Fleiß, Treue und Willenskraft ausgerüstet sein sollte. Gleichzeitig wurde auch ein gewisses Maß an allgemeiner Bildung erwartet. Erst wenn die Missionsleitung zu der Überzeugung gelangt war, dass sich die angegebene Frau zur Missionsfrau eigne, wurde eine Heiratsanfrage an die Eltern oder den Vormund gerichtet. Die Frauen, die ohne ihr Wissen überprüft wurden, erfuhren oft erst durch die Anfrage davon, auch wenn sie vielleicht davon ahnten.³

Die Spurensuche zu den Hagener Missionsbräuten gestaltet sich aufgrund der Materiallage schwierig. Oft werden die Missionsfrauen nur beiläufig in den Missionsquellen erwähnt. Zwei handschriftliche Lebensläufe,⁴ die die ausreisenden Frauen für die Rheinische Mission verfassen mussten, sind die einzigen Selbstzeugnisse von Hedwig Probst und



Abb. 1: Hedwig Probst, geb. Schmitz, Porträtfoto aus der Personalakte

1 Reinhard Wendt: Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500, Paderborn 2007; Zur Entstehungsgeschichte vgl. Gustav Menzel: Die Rheinische Mission. Aus 150 Jahren Missionsgeschichte, Wuppertal 1978.

2 Dagmar Konrad: Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission, Münster 2013.

3 Zur Verlobung und Heirat der Missionare vgl. Eduard Kriele: Geschichte der Rheinischen Mission, Bd. 1: Die Rheinische Mission in der Heimat, Barmen 1928, S. 71-74; Hausordnungen des Missionsseminars 1827-1965, RMG 304; Zur Ehe der Missionare vgl. Gustav Warneck: Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch, hg. von Friedemann Knödler, Bonn 2015, S. 420-424.

4 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 551-554. Lebenslaufbücher 1829-1956.

Clara Gericke, die sich im Archiv der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal befinden.

Hedwig Probst, geb. Schmitz, geboren am 10. August 1870 in Hagen, übersiedelte als Kind mit ihren Eltern nach Barmen, wo sie bis zu ihrem 14. Lebensjahr die Schule besuchte (Abb. 1). Sie erhielt drei Jahre lang Konfirmandenunterricht. Einige Jahre leitete sie eine Klasse in der Sonntagsschule im evangelischen Gemeindehaus und später in der Unterbarmer Kirche. Hier wird deutlich, dass sie in einem pietistisch geprägten Umfeld aufwuchs. Zum Alltag gehörten nämlich Unterweisungen in Glaubensfragen und Besuche im Missionsverein in Unterbarmen. Über ihre Beweggründe einen Missionar zu heiraten schreibt sie im Jahr 1896 folgendes:

*„Am 15. August 1895 verlobte ich mich mit Missionar Probst, wo ich jetzt im begriff stehe hinzureisen, der treue Gott, der mich bis zu dieser Stunde geführt und geleitet, begleite mich auch auf meinen ferneren Lebenswege. Er segne und behüte mich, wenn es Sein gnädiger Wille ist, das ich dort etwas mithelfen darf, das Heiden gerettet und sehlich werden, damit Sie einst mit uns Theil haben am reich und am Erbe [...]“*⁵

Am 5. Juni 1896 haben Hedwig Schmitz und Karl Probst auf der Insel Nias geheiratet. Diese Insel liegt wenige Kilometer westlich von Sumatra im Indischen Ozean. Zu jener Zeit gehörte sie zu Niederländisch-Indien, das seit der Unabhängigkeit 1945 Indonesien heißt. Missionar Probst arbeitete bereits seit seiner Aussendung im Jahre 1893 auf Nias und hatte somit die vorgeschriebene zweijährige Wartezeit erfüllt. Im Jahre 1906 haben Karl und Hedwig Probst Nias verlassen. Nach vier Jahren in der Heimat übernahm Karl Probst im Jahr 1910 ein Pfarramt in Brasilien. Hedwig Probst kehrte nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1918, nachdem sie einige Zeit in Argentinien verbracht hatte, nach Barmen zurück, wo sie bis zu ihrem Tod am 14. August 1937 lebte. Die Ehe blieb kinderlos.⁶

Clara Gericke, geb. Giesbert wurde am 17. Mai 1871 ebenfalls in Hagen geboren, wo sie bis zu ihrem 14. Lebensjahr die Schule besuchte (Abb. 2). Sie lernte Nähen und Hauswirtschaft, bevor sie als Haushaltshilfe und Erzieherin arbeitete. Nach einem bewegenden Erweckungserlebnis im 26. Lebensjahr fühlte sie sich berufen, ihr Leben „ganz in den dienst des

Herren zu stellen“. Clara Gericke trat in die Anstalt Tannenhof in Lüttringhausen ein, wo sie als Diakonissin tätig war, als im Jahre 1902 die Heiratsanfrage an sie gerichtet wurde. Sie schreibt:

*„Daselbst [in der Anstalt Tannenhof] durfte ich bis zu meinem 31. Jahre mit viel Freudigkeit wirken, dann stellte mein jetziger Mann, Missionar Gericke, die Frage an mich, ob ich ihm als seine Frau u. Gehülfin zu den Heiden folgen wolle.“*⁷

Wilhelm Gericke, der seit 1889 auf Sumatra arbeitete, war Vater von fünf Kindern und seit dem Tod seiner ersten Frau im Jahre 1900 Witwer. Seit April 1901 war er auf Heimaturlaub in Elberfeld. Am 25. September 1902 hat er Clara Giesbert geheiratet und im Oktober 1902 erfolgte die gemeinsame Ausreise nach Sumatra. Aus der Ehe gingen ein Sohn und zwei Töchter hervor. Wilhelm Gericke war nach der Rückkehr aus Sumatra im Jahre 1914 Pastor der Anstaltsgemeinde Benninghausen im Kreis Lippstadt. Nach der Pensionierung erfolgte der Umzug nach Bad Suderode, wo Clara Gericke am 15. März 1939 ein Jahr vor ihrem Mann verstarb.⁸

Für diejenigen Frauen, die den Heiratsantrag annahmen, war eine tiefe Frömmigkeit und der Gedanke, von Gott für den Missionsdienst auserwählt zu sein, sicherlich von besonderer Bedeutung. Die Zeit bis zur Zusage war vielfach von Sorgen und widerstreitenden Gefühlen geprägt, die in den Selbstzeugnissen der Frauen oft durch stereotype pietistische Formulierungen ausgedrückt werden, hinter denen sich die wahren Empfindungen verbergen.⁹ Clara Gericke schreibt in ihrem Lebenslauf:

*„Nachdem ich mich ernstlich geprüft, was das Herrn Wille sei, konnte ich mit einem freudigen Ja antworten. Ich kann ihm jetzt von Grund meines Herzens danken, daß ich auch noch fernerhin in seinen Weinberg Arbeiten darf.“*¹⁰



Abb. 2: Clara Gericke, geb. Giesbert, Porträtfoto aus der Personalakte

5 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 552, Lebenslauf von Hedwig Schmitz.

6 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 1851, B/e 16, Personalakten und -karten der Mitarbeiter der Rheinischen Missionsgesellschaft.

7 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 553, Lebenslauf von Clara Gericke.

8 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 1.951, B/f 35, Personalakten und -karten der Mitarbeiter der Rheinischen Missionsgesellschaft.

9 Konrad: Missionsbräute, S. 60f.

10 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 553, Lebenslauf von Clara Gericke.

Aber auch weltliche Motive, wie beispielsweise der heimatischen Enge zu entfliehen oder auch Abenteuerlust konnten eine Rolle spielen.¹¹ Für die Frauen begann in der Regel sofort nach ihrer Ankunft das gemeinsame Leben auf einer Missionsstation in einem fremden Land. Für die Missionarsfrauen galten die gleichen Voraussetzungen wie für die Missionare. Im Zentrum stand die persönliche Hingabe zu Gott, durch den sie sich zu diesem Dienst berufen fühlten. Sie mussten ohne eine geeignete Ausbildung versuchen, die hohen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, zu erfüllen. Das Erlernen der fremden Sprache war die erste Herausforderung, denn die Sprache war die Voraussetzung für jede Missionsarbeit. Sie entlasteten ihre Ehemänner, sodass diese sich ganz dem Beruf widmen konnten. Die Missionare waren häufig wochenlang in ihrem Missionsgebiet unterwegs. In dieser Zeit versorgten die Frauen, dann nicht selten auf sich allein gestellt, die Missionsstation.

In den Missionarsfamilien gehörten tropische Krankheiten zum Alltag. Die Behandlung war schwierig, da die Tropenmedizin noch in den Anfängen steckte. Unter diesen Bedingungen waren die häufigen Schwangerschaften und Geburten ebenfalls eine gesundheitliche Gefahr für Mutter und Kind, die von Angst und Sorge belastet war. Das Risiko einer Fehlgeburt und Fälle, in denen wegen Komplikationen entweder die Mutter oder das Kind bei der Geburt starben, waren zahlreich. Ein Kind durch Tod zu verlieren war eine Erfahrung, die viele Paare machen mussten. Wenn die Ehefrau starb, war der Witwer gezwungen bald wieder zu heiraten, denn die Missionarsfrau war auf der Missionsstation unentbehrlich. Ihre Arbeitskraft wurde dringend gebraucht, das wusste auch die Missionsleitung in Barmen. Angesichts dieser Situation konstatiert Annemarie Töpperwien, dass „[...] die Frauen der Nias-Missionare jener Zeit in der Sicht der Barmer Leitung und in der Berichterstattung der Rheinischen Mission seltsam blaß und kaum erwähnenswert“¹² bleiben.

Auch die Erziehung der eigenen Kinder war Aufgabe der Missionarsfrau. Sobald die Kinder das schulpflichtige Alter erreicht hatten, kam eine weitere bittere Prüfung auf die Missionarsfamilien zu. Die Kinderverordnung der Rheinischen Mission sah vor, dass alle schulpflichtigen Kinder nach Europa geschickt werden mussten. Nach Ansicht der Missionsleitung brauchten die Kinder eine deutsche Schul- und Berufsausbildung. Alle Leiden und Lasten, die die Missionarsfamilien aushalten mussten,

sollten nach pietistischer Auffassung demütig aus Gottes Hand angenommen werden. Die Krankheit wurde als Prüfung Gottes interpretiert. Den Tod des Partners oder der Kinder hatte man als Fügung und Führung Gottes zu akzeptieren. Diese Haltung wurde von Männern und Frauen gleichermaßen erwartet.

Missionarsfrauen durften nicht eigenständig missionieren. Als Missionsgehilfinnen hatten sie aber Zugang zum weiblichen Teil der indigenen Bevölkerung. Dies war ein Bereich, der den Missionaren aufgrund indigener Sitten verschlossen blieb. Sie gaben Nähunterricht und Singstunden und konnten durch diese besonders wirksamen Missionsmittel den Frauen die christliche Heilsbotschaft und europäische Werte vermitteln. Erst durch die Anwesenheit der Ehefrauen konnten die Missionare der indigenen Bevölkerung das Modell einer christlichen Ehe mit Haus und Familie beispielhaft vor Augen führen.¹³

Die Rollenverteilung in der Mission entsprach dem Geschlechterbild der Bibel und den geschlechtsspezifischen Verhaltensmustern für Mann, Frau, Ehepaar und Familie, wie sie sich im 19. Jahrhundert herausgebildet haben.¹⁴ Den Missionarsfrauen war es kaum möglich, sich von diesem begrenzten Rollenmodell, das ihnen bloß frauentypische Aufgaben zuwies, zu befreien. Die Missionarsfrauen galten zwar als unentbehrlich, bekamen aber von offizieller Seite kaum Anerkennung für ihre Arbeit. Sie hatten als Missionsgehilfinnen Anteil an der Missionierung. Erst durch ihre Tätigkeit gelang es, auch den weiblichen Teil der indigenen Bevölkerung in den Prozess der Christianisierung und Europäisierung einzubeziehen.

11 Konrad: Missionsbräute, S. 63-67.

12 Annemarie Töpperwien: Seine „Gehülfin“. Wirken und Bewährung deutscher Missionarsfrauen in Indonesien 1865-1930, Köln 2002, S. 139.

13 Zu den Aufgaben der Missionarsfrauen vgl. Julia Besten: Der Ruf des Meisters. Lina Stahlhut: Missionarsfrau und Missionsschwester der Rheinischen Mission, in: Frauen in den deutschen Kolonien (Schlaglichter der Kolonialgeschichte, 10), Berlin 2009, S. 146-155; Konrad: Missionsbräute, S. 388.

14 Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: dies.: Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2012, S. 19-49, hier S. 23-26 (Wiederabdruck).

Anna Henkel: der gescheiterte Traum einer Emanzipation?

Patrizia Gallistru-März



Abb. 1: Anna Henkel, Porträtfoto aus der Personalakte

Anna Henkel wurde am 4. Februar 1888 in Hagen geboren (Abb. 1). Zwischen Juli 1922 und Juni 1927 war sie als Missionsschwester auf Sumatra im Dienst der Rheinischen Missionsgesellschaft (RMG) tätig. Sumatra, Teil des heutigen Indone-

sien, war seit 1861 für die Arbeit der Rheinischen Missionare ein wichtiger Standort.¹ Nach den ersten Aussendungen von Missionsschwestern nach Sumatra am Ende des 19. Jahrhunderts schloss die RMG 1912 einen Vertrag über die Ausbildung von Missionsschwestern mit dem Kaiserswerther Diakonissenmutterhaus.

Bewerberinnen für den Missionsdienst wurden als „Anwärterinnen für den Missionsberuf“ aufgenommen und nach dreijähriger Ausbildung der Rheinischen Mission zur Verfügung gestellt.² Diesen Weg ging auch Anna Henkel. Sie war 1913 Anwärterin des Missionshauses Barmen. Während des Ersten Weltkrieges bestand jedoch keine Möglichkeit, als Missionsschwester ausgesandt zu werden.

1917 wurde sie als Kaiserswerther Diakonissin eingeseget und legte ihr Krankenpflegeexamen ab. Da in den meisten Missionsgebieten der RMG ausgebildete Hebammen fehlten, absolvierte sie 1921 zudem einen Hebammenkurs, den das tropenärztliche Institut in Tübingen anbot.³ Auskunft über ihre Motivation gibt ihr Lebenslauf, der sich allerdings an Musterlebensläufen orientiert, wo sich Schlüsselbegriffe und Topoi wiederholen:

„Nach einer 9-jährigen Wartezeit kann ich nur bekennen ‚Der Herr hat Großes an mir getan‘. Aufs neue ist der Ruf ergangen, nun wirklich hinauszugehen nach Sumatra und im Aufblick auf Ihn und in der Kraft Seiner Stärke, will ich diesem Ruf folgen. Er hat die Wege eingeebnet und geht voran. Der Herr wolle die Gnade schenken, ein brauchbares Werkzeug in Seinem Weinberg zu werden. Barmen, den 23. Juli 1922.“⁴

Nur wenige Tage später erfüllte sich Anna Henkels Wunsch, nach Sumatra auszureisen. Sie war 34 Jahre alt. Ihr Einsatzort war Pearadja, wo sie als Hebamme und Krankenschwester arbeitete. Hier befand sich die größte sumatrische Missions-

1 Wolfgang Apelt: Kurze Geschichte der Vereinten Evangelischen Mission, Köln 2008, S. 12.

2 Gustav Menzel: Die Rheinische Mission. Aus 150 Jahren Missionsgeschichte, Wuppertal 1978, S. 147.

3 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Nachruf.

4 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 554, Lebensläufe, IV. Buch: Oktober 1912 – Juli 1954, hier Lebenslauf von Anna Henkel, 23.07.1922, S. 133.

gemeinde, die als Mittelpunkt der Schwesternarbeit galt. Dort war 1897 ein Kinderkrankenhaus, das zugleich als Waisenhaus geführt wurde, eingerichtet worden. Es folgte ab 1900 ein missionseigenes Krankenhaus mit angeschlossener Apotheke.⁵

Im Jahr 1927 erkrankte Anna Henkel an Malaria und wurde zur Genesung nach Deutschland zurückgeschickt. Nach einem Aufenthalt im Tropengenesungsheim in Tübingen verbrachte sie ihre Rekonvaleszenz bei ihrer Schwester in Hagen. Die temporäre Unterbrechung ihrer Missionsarbeit – Alfred Bonn erwähnt sie „auf Urlaub in Deutschland (Stand vom 1. April 1928)“⁶ – erwies sich als ein endgültiger Abschied. Ihr wurde von der Missionsgesellschaft eine „Tropenunfähigkeit“ diagnostiziert und eine Rückkehr in die Mission verweigert.⁷ Dr. Johannes Warneck, zu der Zeit Ephorus (Leitender Bischof) auf Sumatra, bekräftigte diese beschlossene Verweigerung sehr nachdrücklich und vehement:

„Für den Fall, dass es noch nötig sein sollte, erkläre ich hiermit offiziell als der verantwortliche Leiter der Batakmission, dass wir die Schwester A. Henkel hier nicht wieder einstellen können. [...] Sie mag eine gute Schwester sein; aber in die Mission mit ihren Anforderungen passte sie nicht. [...] Es war überhaupt verfehlt, dass sie, soviel ich weiss, gegen den ausdrücklichen Ausspruch des Arztes, ausgeschiedt wurde. Wir erwarten ganz bestimmt, dass definitiv von ihr abgesehen wird.“⁸

In der Akte von Anna Henkel befindet sich keine ärztliche Bescheinigung, die eine Aussendung nach Sumatra von Anfang an in Frage gestellt hätte. Vorhanden ist lediglich eine Erklärung des Missionsdirektors Fries, der im Mai 1922 bezeugte,

„dass die geprüfte Krankenschwester Anna Henkel (geb. 6. Februar 1888 in Hagen) auf Grund ihrer Zeugnisse und nach mehrjähriger Bewährung im Diakonissendienst, nach einstimmigen Entschluss der Deputation vom 9. Mai 1922 als Krankenschwester in den Dienst der Rh.M.G. aufgenommen worden ist, um am Missionshospital in Pearadja in den Bataklanden (Taroetoeng, Sumatras Westküste) unter der verantwortlichen Leitung des dortigen Dr. Wagner ihre Arbeit zu finden.“⁹

Anna nahm die Entscheidung der Missionsgesellschaft mit Bestürzung auf. Im Missionsarchiv in Wuppertal-Barmen liegen zahlreiche Schreiben vor, in denen sie versucht, ihren innigen Wunsch, weiter als Missionsschwester zu arbeiten, durchzusetzen. In ihren Briefen findet sich eine für die Zeit und den religiösen Kontext ungewöhnlich direkte Sprache. Anna schreibt an Schwester Margarete Scharrenberg, Leiterin des Schwesternheims in Barmen:

„ich weiß, wie groß die Not an Schwestern da draußen ist und wie um Hilfe gebeten wird. Es ist mir unbegreiflich, warum meinem Wunsch nicht entsprochen wird, obwohl ich ein ärztliches Attest in Händen habe, daß ich tropenfähig bin. [...] [Ich] bin einzig und allein für die Mission ausgebildet worden. Ich bitte mich doch ein wenig zu verstehen, wenn ich sage, daß ich gern weiter zu der Mission zurück möchte, da ich [...] mit Leib und Seele daran hänge. Ich glaube doch bestimmt, daß für mich irgend eine Arbeit auf dem Missionsgebiet da ist, in welcher ich mich betätigen kann.“¹⁰

Ende 1928 bringt sie erneut ihre Verbitterung und tiefe Enttäuschung sehr direkt zum Ausdruck:

„Es tut mir sehr leid, daß die Missionsgesellschaft so mit den Schwestern verfährt. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan und wird damit abgeschubst, denn anders kann man das nicht nennen. [...] Nach Kaiserswerth werde ich in nächster Zeit fahren, doch muten Sie mir nicht zu, daß ich über Barmen kommen soll. Nach all diesen Erfahrungen muß ich vorläufig niemand von der Mission hören noch sehen.“¹¹

Zum 31.12.1928 musste sie aus dem Dienst der Rheinischen Missionsgesellschaft austreten. Annas „Tropenuntauglichkeit“ scheint jedoch nicht nur eine Frage ihrer Gesundheit gewesen zu sein. Dr. Warneck schrieb an die Deputation der RMG:

„Lassen Sie sich nicht dadurch beirren, dass sie von völliger Gesundheit spricht.“¹²

Vielleicht hatte Anna Henkel zur Missionsgemeinde nicht gepasst, und ihre Erkrankung war eine willkommene Gelegenheit, sie aus dem Dienst zu entlassen.

5 Barbara Jordans: Mit Hester Needham fing es an. Die ersten Missionsschwestern im Dienst der Rheinischen Mission auf Sumatra (1890-1920), in: Julia Besten/Irene Girsang (Hg.): *Erinnern – Erzählen – Erleben. Der Einfluss der Frauen in der Mission im Batakland*, Köln 2011, S. 21-40, hier S. 27.

6 Alfred Bonn: *Ein Jahrhundert Rheinische Mission*, Barmen 1928, S. 302.

7 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Nachruf.

8 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Schreiben von Dr. Warneck an die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft v. 3. Juli 1928.

9 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Erklärung des Missionsdirektors E. Fries v. 29. Mai 1922.

10 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Schreiben von Anna Henkel an Schwester Margarete v. 2. Oktober 1928.

11 Archiv d. Vereinten evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Schreiben von Anna Henkel an Schwester Margarete v. 4. November 1928.

12 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Schreiben von Dr. Warneck an die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft v. 3. Juli 1928.

Dr. Warneck wies allerdings auch darauf hin, dass die politischen und sozialen Ideen des Abendlandes auch Sumatra erreicht hatten, „meist in radikaler Form.“ Das Thema der „Frauenemanzipation“ fand auch Widerhall in der örtlichen Presse, als einer der „neue[n], unverdaute[n] Gedanken“¹³, die zu der Zeit auf der Insel verbreitet wurden. Möglich ist auch, dass Anna Henkel eine selbstbewusste Frau war, die sich nicht alles gefallen ließ, dass sie Stellung bezog und ihre Wünsche und Sehnsüchte verteidigte. Die Missionschwester waren zwar immer unter der Leitung eines Missionars tätig, aber sie versuchten immer mehr Verantwortung für ihre Tätigkeit zu übernehmen und größere Unabhängigkeit in ihrer Arbeit zu erreichen.¹⁴ Es ist vermutlich diese Unabhängigkeit, die Anna Henkel nach ihrer Rückkehr in die Heimat vermisste.

In ihrem Nachruf wird erwähnt, dass sie nach Ausscheiden aus dem Missionsdienst „volle Befriedigung“ in der Pflege der Kranken im Krankenhaus in Essen-Borbeck, in der Gemeindegarbeit in Oberhausen und in der Privatpflege in Düsseldorf gefunden habe. In ihren Briefen drückte sie jedoch bis zuletzt ihr Bedauern über ihre unfreiwillige Rückkehr aus Sumatra aus:

*„Leider war es mir nicht vergönnt, meinen Dienst fernerhin auszuüben, und mußte in meine Heimat zurückkehren, welches mir sehr leid getan hat.“*¹⁵

Nach dem Ruhestand lebte sie zeitweise weiter in Hagen bei ihrer Schwester. Im Alter zog sie auf die Pflegestation in Kaiserswerth, wo sie am 18. Januar 1976 verstarb.¹⁶

13 Johannes Warneck: Sechzig Jahre Batakmission in Sumatra, Berlin 1925, S. 252.

14 Jordans: Mit Hester Needham fing es an, S. 38f.

15 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Schreiben von Anna Henkel an Direktor Menzel vom 9. Februar 1972.

16 Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal, RMG 2.110, Nachruf.

Schwester Cleophana (Maria Klara) Schnettler – eine Märtyrerin des 20. Jahrhunderts

Petra Seitz

1945: Eine Kleinstadt in der Provinz Batanga, etwa 60 km nördlich von Manila, namens Santo Tomás wird bombardiert. Opfer sind neben der Zivilbevölkerung 15 Steyler Missionsschwestern. Im niederländischen Grenzort Steyl, Gemeinde Venlo, gründete der katholische Priester Arnold Janssen 1875 ein Ausbildungshaus und Orden für zukünftige deutsche Missionare. Aufgrund der starken antikatholischen Strömungen zur Bismarckzeit, während dem sogenannten „Kulturkampf“, war eine solche Ordensgründung auf dem Reichsgebiet nicht möglich.

Der Name des Werkes: Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Societas Verbi Divini (SVD), und weil dies in Steyl geschah, bürgerte sich umgangssprachlich „Steyler Missionare“ ein. Schon bald kam durch interessierte Frauen die Frage auf, ob nicht auch Missionarinnen ausgebildet werden und so an der Steyler Mission teilhaben könnten. Es dauerte noch 14 Jahre, bis 1889, bis Arnold mit Schwester Maria (Helena Stollwerk) und Schwester Josefa (Hendrina Stenmanns) die Gemeinschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes (Congregatio Servarum Spiritus Sancti, SspS) gründete. Und 1896 kam der dritte Zweig der Arbeit dazu: die Dienerinnen des Heiligen Geistes von der Ewigen Anbetung (Congregatio Servarum Spiritus Sancti de Adoratione perpetua, SSpSAP).

Die Steyler Missionare und Ordensschwwestern gründeten zahlreiche Niederlassungen auf allen Kontinenten. In den Anfängen vollzog sich der Dienst der Schwestern hauptsächlich in Institutionen des Erziehungs- und Gesundheitswesens. Später kamen Aufgaben in pastoralen und sozial-karitativen Bereichen hinzu. Die Steyler Missionsschwwestern waren auch auf den Philippinen aktiv. Die einst spanische Kolonie fiel 1898 an die USA und erhielt nach der japanischen Besetzung im Zweiten Weltkrieg erst 1946 ihre volle Unabhängigkeit. Die Steyler Missionsschwwestern unterrichteten in Manila seit 1925 an der St. Thomas Academy und erteilten auch Religionsunterricht an staatlichen Schulen.¹

Während des Zweiten Weltkriegs litten ihre Station und ihre Schularbeit unter dem Vormarsch der Japaner. Nur unter großen Schwierigkeiten und Auflagen der japanischen Besatzung

konnte diese Arbeit für kurze Zeit aufrechterhalten werden. Ab 1943 hatten die Schwestern durch die Einstellung der Schularbeit kein Einkommen mehr. Nur die eigenen Gärten lieferten noch einige Erträge. Ansonsten waren sie auf die Wohltätigkeit und Gaben anderer angewiesen. Nun wurden kleinere Gruppen von Schwestern aus Manila weggeschickt. Im Oktober 1944 landeten US-amerikanische Truppen auf den Philippinen und es begann der Rückzug der japanischen Besatzung. Durch Bombardement, Häuserkampf und Plünderungen wurde Viertel um Viertel Manilas erobert. Dabei wurde beim Rückzug der Japaner die Missionsstation endgültig zerstört.

Mehrfach schon mit dem Tode konfrontiert, flohen sieben Schwestern von Manila auf die Missionsstation Santo Tomás. Dort lebten auf der Station bereits acht Schwestern des Ordens. Die Flächenbombardierungen der Amerikaner erreichten auch Santo Tomás. Eine von den 15 getöteten Schwestern war Maria Klara Schnettler aus Hagen.

Am 14. Juli 1898 kam sie in Hagen als älteste Tochter des Kaufmanns Anton Scheffler und seiner Ehefrau Klara zur Welt. Sie wuchs in einer katholischen Familie auf, so gehörten die Erstkommunion am 3. April 1910 und ein Jahr später die Firmung in der Pfarrei St. Marien zu den wichtigen und prägenden Erlebnissen des jungen Mädchens. Während ihrer Schulzeit und bis zum Eintritt ins Kloster lernte sie das Nähen und Sticken von Paramenten im elterlichen Geschäft. Wie es sich für eine junge Frau der damaligen Zeit gehörte, sollte sie Kenntnisse und Fähigkeiten der Haushaltsführung erlernen. Aus diesem Grunde besuchte sie ein Mädchenpensionat in Düsseldorf. Dieses wurde von den Schwestern der Kongregation der Armen Dienstmägde Jesu Christi geführt. Danach schlossen sich ein Nähkurs und das Erlernen der englischen Sprache an.

Am 4. April 1921 trat sie in die Kongregation der Dienerinnen des Heiligen Geistes ein. Mit der Einkleidung am 8. Dezember, im selben Jahr, bekam sie ihren neuen Ordensnamen Cleophana. In Steyl legte sie am 8. Juni 1923 das erste und sechs Jahre später, am 6. Juni 1929, ihre ewigen Gelübde in Techny

¹ Einführend Eugen Nunnenmacher (Red.): 125 Jahre SVD: 1875-2000, Nettetal 2000.

in Illinois ab, wo sie als Musiklehrerin und Organistin arbeitete. In ihrer Zeit in den USA studierte sie auch Musik. Nach 14 Jahren in den Vereinigten Staaten trat sie 1937 die Reise auf die Philippinen an, um in der Schule als Musiklehrerin zu wirken. Gesundheitlich machte ihr nicht nur das tropische Klima zu schaffen, sondern sie unterzog sich zweimal einer Kropfoperation, was sie sehr schwächte. Ihr Leben war von einem tiefen Glauben geprägt, und so nahm sie ihre neue Aufgabe, in Santo Tomás in der eucharistischen Anbetung Gott zu dienen, sehr ernst.

Als die Bombardierungen den Ort erreichten, standen die Schwestern vor der Wahl, in die Berge zu fliehen. Doch mit Rücksicht auf die Schwächeren verzichteten die anderen auf die Flucht, wohlwissend, dass es lebensgefährlich war zu bleiben. Der selbst gegrabene Unterstand und die Kirche boten den Frauen wenig Schutz, da die Amerikaner in der Kirche und Schule japanische Einheiten vermuteten. So fanden durch einen Volltreffer am 15. März 1945 alle 15 Schwestern den Tod, auch die Hagener Schwester Cleophana.²

2 Ortrud Stegmaier: Steyler Missionsschwestern, in: Helmut Moll (Hg.): Zeugen für Christus – Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts; Bd. 2; 6. Aufl., Paderborn 2015, S. 1590-1611.

Karl Ferdinand Rosenhahn – Missionar in Deutsch-Ostafrika

Petra Seitz

Mit einer fast 200jährigen Geschichte gehört die Berliner Missionsgesellschaft (BMG) zu den ältesten und größten evangelischen deutschen Missionsgesellschaften. Im Jahre 1824 wurde sie unter dem Namen „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ gegründet. Fünf Jahre später konnten im hauseigenen Seminar sogenannte „Missionszöglinge“ als zukünftige Missionare sowohl theologisch als auch praktisch – vom Handwerk bis zu medizinischen Kenntnissen – ausgebildet werden. Weiterhin gehörte zu der Vorbereitung der vielen Aufgaben im zukünftigen Arbeitsfeld auch eine sprachliche Ausbildung. Die ersten eigenen fünf Missionare konnten 1834 nach Südafrika ausgesandt werden und ihren biblischen Auftrag beginnen:

„Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“¹

Die Gelder für die Ausbildung und die Missionsarbeit wurden im 19. Jahrhundert größtenteils aus freiwilligen Spenden getragen. Das Geld und der missionarische Nachwuchs kamen hauptsächlich aus Gemeinden und Gemeinschaften, die sich der neueren Erweckungsbewegung zugehörig fühlten.² Hauptarbeitsgebiet der BMG war zu Beginn das südliche Afrika (heute Republik Südafrika), ab 1882 kam China hinzu und ab 1891 Gebiete in Deutsch-Ostafrika.³

Auch ein junger Mann aus Hagen/Westfalen machte sich auf, um Gott im fernen Ostafrika zu dienen. Karl Ferdinand Rosenhahn wurde 1879 als zweites Kind eines Kanzleidiäters (Kanzleischreiber) in Hagen geboren.⁴ Seine Jugend verbrachte er in Herford, Spandau, Nauen und Potsdam, wo er durch einen Stadtmissionar erste Kontakte zur Mission bekam. Während der Lehre zum Tapezierer war er Mitglied in einem Jünglingsverein, heute würde man sagen, er gehörte zu einer männlichen Ju-

gendgruppe. Durch den Leiter dieser Jugendgruppe wurde der Kontakt zu der BMG hergestellt. Obwohl die Eltern gegen den Eintritt in die Mission und das dazugehörige Seminar waren, trat er 1899 dort ein (Abb. 1). Er leistete noch seinen Militärdienst in Saalburg/Lothringen ab und besuchte bis 1905 das Missionsseminar, das er mit der ersten Prüfung abschloss. Er wurde anschließend zu seinem ersten Einsatz nach Usaramo in Deutsch-Ostafrika entsandt. 1907 standen das zweite Examen und seine Ordination als Abschluss der Ausbildung an. Bis Juni 1907 arbeitete Rosenhahn im Kisserawe-Distrikt und Maneromango und war danach bis 1909 in Daressalam eingesetzt, wo die deutsche Kolonialverwaltung von Deutsch-Ostafrika ihren Sitz hatte. Nach seinem ersten Heimataufenthalt 1909/10 war er wieder in Maneromango, bis sich 1912 ein zweiter Heimataufenthalt anschloss. Die erneute Ausreise war für August 1914 geplant, die allerdings durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhindert wurde. Zurück in Deutschland war er als Pfarrer in verschiedenen evangelischen Gemeinden tätig und verlebte seinen Ruhestand im heutigen Sachsen-Anhalt, wo er 1956 auch starb.⁵



Abb. 1: Dieses 1873 eingeweihte Gebäude diente der „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ als Wohn- und Ausbildungsstätte.

1 Evangelium nach Matthäus, Kapitel 28, Vers 19; Lutherbibel 2017.

2 Die neuere Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert betonte die Bekehrung des Einzelnen, eine persönliche Beziehung zu Gott und praktische christliche Lebensweise besonders, einschließlich der Mission.

3 Ulrich van der Heyden: Die Berliner Missionsgesellschaft, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin 2002, S. 63-66.

4 Thorsten Altena: „Ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils“. Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884-1918, Münster 2003, S. 169.

5 Kirchliches Archivzentrum Berlin, ELAB105/1046: Rosenhahn, Karl Ferdinand (Ruhestandsakte), 1946-1957 (Verzeichnungseinheit).

Bildnachweise

Titelcollage von Mike Glüsing

(Bilder teils freigestellt und überschritten): Vordergrund (von links nach rechts): Vgl. Abb. F3.1; H3.1; Osthausmuseum: Postkarte um 1900, gemeinfrei; Scherl Bilderdienst: Peters, Dr. Karl [Carl], Forschungsreisender, Bundesarchiv Bild 183-R30019, https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Peters#/media/Datei:Bundesarchiv_Bild_183-R30019,_Dr._Carl_Peters.jpg [30.7.2019]; Der deutsche Kreuzer „Falk“ im Hafen von Apia, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:German_warship_in_Apia_Harbour_1900s,_photo_AJ_Tattersall_Timeframes_NZ.jpg; Rudolf Hellgrewe, Hafen von Sulafata, vor 1908, [30.7.2019] https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Hafen_von_Salufata.jpg; Aecht Franck Sammelbild (ca. 1905), Vorlage im Bestand des Lehrgebiets Geschichte Europas in der Welt; vgl. Abb. A2.3; C1.3; D3.2; G1.1; Hintergrund (von links nach rechts): Straßenschild: Montage von Mike Glüsing; Jubaea chilensis, Quebrada El Quiteno, Fundación Jardín Botánico Nacional, Viña del Mar, Chile, 2006, [30.7.2019] https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Jubaea_chilensis_Quebrada_El_Quiteno%3B1o_2.jpg; Cutout Palmtree 7, PLN030060, ©Polantis.com; Vgl. Abb. A4.1; C3.1; Umgebung von Tsingtau, in: Meyers geographischer Handatlas, mit 121 Haupt- und 128 Nebenkarten [...], 4. Aufl. Leipzig/Wien 1912, Karte 86.

Abb. Einl. 1: Foto: Fabian Fechner.

Abb. Einl. 2: Ernst Debes: Schulatlas für die mittlere Unterrichtsstufe, Leipzig 1918, S. 21f., Exemplar des Georg-Eckert-Instituts – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung. [10.03.2019].

A0: © Stefan Fuhrmann (vgl. Abb. A1.1).

A1.1: © Stefan Fuhrmann.

A1.2: © Stefan Fuhrmann.

A1.3: © Stefan Fuhrmann.

A1.4: Helmut Blenck/Erna Blenck: Afrika in Farben. Das Farbbild-Buch der Deutschen Kolonien, Deutsch-Ost- und -Südwestafrika, herausgegeben vom Deutschen Reichskolonialbund, München 1941, S. 31, Abbildung 44.

A1.5: Bildarchiv des Hagener Heimatbundes.

A2.1: Hagener Zeitung 15.5.1892, Bestand des Stadtarchivs Hagen.

A2.2: Bildarchiv des Hagener Heimatbundes, Digitalisat J.B.-2062.

A2.3: Hagener Bunte Blätter, 1914, Nr. 1, unpag., Bestand des Stadtarchivs Hagen.

A2.4: Hagener Bunte Blätter, 1915, Nr. 42, unpag., Bestand des Stadtarchivs Hagen.

A2.5: Hagener Bunte Blätter, 1915, Nr. 40, unpag., Bestand des Stadtarchivs Hagen.

A2.6: Gerhard Brüns (Hg.): Mein „liebes“ Hagen. Karikaturen von Carl Grimm, Hagen 1940, [S. 7].

A2.7: Hagener Zeitung, 11.7.1930, 3. Blatt, S. 1, Bestand des Stadtarchivs Hagen.

A3.1: Bestand des Amtes für Geoinformation und Liegenschaftskataster, Stadt Hagen; freundliche Zusendung von Carsten Kamp.

A3.2: Bildarchiv des Hagener Heimatbundes, Digitalisat J.B.-0672.

A3.3: Postwertzeichen des Jahres 1934, gemeinfrei.

A3.4: Paul von Lettow-Vorbeck: Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika. Der deutschen Jugend unter Mitwirkung seines Mitkämpfers Hauptmann von Ruckteschell erzählt von General von Lettow-Vorbeck, Leipzig 1920, Frontispizabbildung.

A3.5: Jürgen Zimmerer: Hamburgs koloniales Erbe – Vergangene und Vergessene?, <http://blog.engagement-global.de/blog-artikel/hamburgs-koloniales-erbe-vergangen-und-vergessen.html> [21.06.2019], Foto: Jürgen Zimmerer.

A3.6: Amtliche Bekanntmachungen, herausgegeben von der Stadt Hagen mit Genehmigung der Militär-Regierung, Nr. 47, 22.11.1947, S. 1, Bildarchiv des Hagener Heimatbundes.

A3.7: Vorlage im Bestand des Lehrgebiets Geschichte Europas in der Welt.

A4.1: Foto: Pascal Hirschberg.

A4.2: Foto: Pascal Hirschberg.

A4.3: Foto: Pascal Hirschberg.

A5.1: Foto: Alexander Straker.

A5.2: Michael Kleinrensing: WP dokumentiert Abriss der Ludwigs-Häuser, WP 31.03.2008, www.wp.de/staedte/hagen/wp-dokumentiert-abriss-der-ludwigs-haeuser-id1651786.html [03.07.2019].

A5.3: Michael Kleinrensing: WP dokumentiert Abriss der Ludwigs-Häuser, WP 31.03.2008, www.wp.de/staedte/hagen/wp-dokumentiert-abriss-der-ludwigs-haeuser-id1651786.html [03.07.2019].

B0: Osthaus Museum in Hagen, Foto: Werner Hannappel, Essen.

B1.1: Postkarte um 1910, gemeinfrei.

B1.2: © Museum Folkwang, Jens Nober.

- B1.3: Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Wiesner an Osthaus, 16.09.1916, Dok. 1, courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B2.1: Folkwang, Erstes Heft Frühjahr 1921, Folkwang-Verlag Hagen i. W., S. 4, Osthaus-Archiv Hagen (FOV 21/3), courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B2.2: Rainer Stamm: Exoten und Expressionisten – Das Folkwang Museum als „Mikrokosmos des Geistes der Erde“, in: Westfalen – Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 71 (1993), S. 251-258, Vorlage im Osthaus-Archiv Hagen, courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B2.3: Karl With: Java. Brahmanische, buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java, Bd. 1, Hagen: Folkwang Verlag 1920, Bildteil (5), Vorlage im Osthaus-Archiv Hagen, courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B2.4: Folkwang, Erstes Heft Frühjahr 1921, Folkwang Verlag, Osthaus-Archiv Hagen (FOV 21/3), courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B3.1: Buddhigestalt aus Java aus: Karl With: Java. Brahmanische, buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java, Bd. 1, Hagen: Folkwang Verlag 1920, Bildteil (9), courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B3.2: Ernst Fuhrmann: Kulturen der Erde. Reich der Inka, Bd. 1, Hagen: Folkwang-Verlag, 1922, S. 14 (Bildteil), courtesy Osthaus Museum Hagen.
- B3.3: 615.099 Betender Mönch, Essen, Museum Folkwang, Aufn.-Datum: 1916/1923, www.bildindex.de/document/obj20553071?medium=fm615099, © Bildarchiv Foto Marburg.
- B3.4: Bildhauermodell, versenktes Relief, Essen, Museum Folkwang, Aufn.-Datum: 1916/1923, www.bildindex.de/document/obj20551972?medium=fm617474, © Bildarchiv Foto Marburg.
- C0: Ralf Blank/Dietmar Freiesleben (Hg.): Hagener Stücke. 111 Objekte aus dem Stadtmuseum, Essen 2017, S. 253, Foto: Heike Wippermann/Stadtmuseum Hagen (vgl. Abb. C2.3).
- C1.1: Ulrich Günnemann: Brauereigeschichte(n). Hagen und Umgebung, Hagen [2017], S. 204.
- C1.2: Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, Tafel vor S. 249.
- C1.3: Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, 2. Tafel vor S. 217.
- C1.4: Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, Tafel nach S. 144.
- C1.5: Bildarchiv des Hagener Heimatbundes, Digitalisat, HHB-Neg. Reinecke-Haspe-Andreas-002.
- C2.1: Foto: Christiane Eilers.
- C2.2: F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte, hg. v. Alfred Baldamus, Ernst Schwabe u. Julius Koch, 36. Aufl., Bielefeld/Leipzig 1913, Karte 40 (Ausschnitt).
- C2.3: Ralf Blank/Dietmar Freiesleben (Hg.): Hagener Stücke. 111 Objekte aus dem Stadtmuseum, Essen 2017, S. 253, Foto: Heike Wippermann/Stadtmuseum Hagen.
- C3.1: Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 16r, Foto: Barbara Schneider.
- C3.2: www.traditionsverband.de/magazin/abzeichen/00-74.jpg, Fotograf unbekannt.
- D0: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_source_of_the_Nile,_or_so_the_locals_say_-_Flickr_-_Dave_Proffer.jpg, [21.06.2019], Foto: Dave Proffer (vgl. Abb. D5.5).
- D1.1: Heinrich Wieschhoff: Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen, Stuttgart 1933, Tafel VI.
- D1.2: Heinrich Wieschhoff: The African collections of the University Museum, Philadelphia 1945, Fig. 22.
- D2.1: Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten (ADPSJ) München, Abt_800, Nr_1748.
- D3.1: Eduard Eversmann: Reise von Orenburg nach Buchara, nebst einem Wortverzeichnis aus der Afgahnischen [sic] Sprache [...], Berlin 1823, Tafelteil, Tafel 1, Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München.
- D3.2: Eduard Eversmann: Reise von Orenburg nach Buchara, nebst einem Wortverzeichnis aus der Afgahnischen [sic] Sprache [...], Berlin 1823, Tafelteil, Tafel 2, Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München.
- D4.1: Theodor Springmann: Deutschland und der Orient. Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet, Hagen 1915, Titelblatt, Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.
- D5.1: Friedrich Stracke: „Capita Nili“. Roman einer uralten Frage, Balve i. Westf. 1952, S. 170.
- D5.2: Friedrich Stracke: „Capita Nili“. Roman einer uralten Frage, Balve i. Westf. 1952, S. 181.
- D5.3: Vorlage im Bestand des Lehrgebiets Geschichte Europas in der Welt.
- D5.4: Vorlage im Bestand des Lehrgebiets Geschichte Europas in der Welt.
- D5.5: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_source_of_the_Nile,_or_so_the_locals_say_-_Flickr_-_Dave_Proffer.jpg, [21.06.2019], Foto: Dave Proffer.
- E0: Gustav Adolf Zimmermann: Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der Deutschamerikanischen Literatur, Chicago 1892, unpag. (vg. Abb. E2.1).
- E1.1: Ferdinand Gustav Kühne (Hg.): Aus mejicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkorts hinterlassenen Papieren, Leipzig 1858, Titelblatt.

- E2.1: Gustav Adolf Zimmermann: Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der Deutschamerikanischen Literatur, Chicago 1892, unpag.
- E2.2: <https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Iserlohn-DenkmalserlohnerAufstand1-Bubo.jpg>, [21.06.2019].
- E3.1: Foto: Barbara Schneider.
- E3.2: Foto: Barbara Schneider.
- E4.1: Hagener Zeitung vom 26.03.1924, S. 6, Bestand des Stadtarchivs Hagen.
- E4.2: Hagener Zeitung vom 22.03.1924, S. 2, Bestand des Stadtarchivs Hagen.
- F0: Familienarchiv Mike Glüsing (vgl. Abb. F3.2).
- F1.1: Reichstag-Handbuch 1. Wahlperiode 1920, Berlin 1920, S. 457.
- F1.2: Faksimile, www.historische-wertpapiere.de/de/HSK-Auktion-XXXVII?AID=148952&AKTIE=Agupflanzungsgesellschaft, [26.01.2019].
- F1.3: Postkarte von 1909, gemeinfrei.
- F2.1: Postkarte um 1900, gemeinfrei.
- F2.2: 10 Jahre Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin 1918, S. 90, Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.
- F2.3: 10 Jahre Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin 1918, S. 96, Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.
- F3.1: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kaiser_Wilhelm-10959b_\(Adolph_Behrens\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kaiser_Wilhelm-10959b_(Adolph_Behrens).jpg) [3.7.2019].
- F3.2: Familienarchiv Mike Glüsing.
- F3.3: Stadtarchiv Hagen 1. 3031, Sonderakten der Abt. 1, f. 79r.
- F3.4: Stadtarchiv Hagen, Stadt Haspe, 979, Nebenakten betreffend den Deutschen Flottenverein (jetzt Deutscher Seeverein), Abt. II, f. 2r.
- F3.5: Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flotten-Verein Ortsgruppe Boele, f. 3v.
- F4.1: Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 1709: Festschrift „65 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen e.V., 1892-1957“, S. 8.
- F4.2: Foto: Mike Glüsing.
- F4.3: Stadtarchiv Hagen 1692-1711, Zeitreihe Hagen 1957-1, Stbib 3256: Festschrift „85 Jahre Marine-Kameradschaft Hagen von 1892“, S. 40.
- F4.4: Stadtarchiv Hagen, Amt Boele, 746, Landkreis Hagen, Akten betreffend Deutscher Flotten-Verein Ortsgruppe Boele, f. 2r.
- F5.1: Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes.
- F5.2: Stadtarchiv Hagen 1, 3047, Oberbürgermeisteramt Hagen i. W., Ortsgruppe Hagen des Alldeutschen Verbandes (Jahresbericht 1899).
- G0: „Deutsche Mädchen wollen nach Übersee“ – Zeitung: Die Deutsche Frau, 19. Februar 1936. StA Rendsburg, D 942 Koloniale Frauenschule Rendsburg, Bd. 4, Zeitungsausschnitte 1927-1938 (vgl. Abb. G3.3).
- G1.1: Titelseite „Jambo. Die koloniale Monatsschrift der jungen Deutschen“, 1937, Heft 5.
- G1.2: Der Kolonialfreund. Illustrierte Kolonial- und Auslands-Zeitschrift des Bundes der Kolonialfreunde E. V., 7. Jahrg., April/Mai 1929, S. 6.
- G2.1: Stadtarchiv Hagen, 01263, f. 62r.
- G2.2: Bildarchiv des Hagener Heimatbundes, Digitalisat Schrade (2).
- G3.1: StA Rendsburg, D 942, Bd. 4, (Werbe)broschüre der Kolo.
- G3.2: Bildarchiv der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Standort: 7028/StuUB, Bildnummer: 039-7028-33.
- G3.3: „Deutsche Mädchen wollen nach Übersee“ – Zeitung: Die Deutsche Frau, 19. Februar 1936. StA Rendsburg, D 942 Koloniale Frauenschule Rendsburg, Bd. 4, Zeitungsausschnitte 1927-1938.
- H0: Titelseite von „Der kleine Missionsfreund“, 70. Jahrgang (1924), Nr. 1/2, Vorlage im Archiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H1.1: Historisches Bildarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Sign. 4001-64, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H2.1: Historisches Bildarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Sign. 05-6729, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H3.1: Historisches Bildarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Sign. 4004-98, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H3.2: Historisches Bildarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Sign. 4001-129, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H4.1: Historisches Bildarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Sign. 4002-53, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM.
- H6.1: Foto: Petra Seitz.
- Hinterer Einband: Glasgemälde von Hans Slavos, Foto © Stefan Fuhrmann (vgl. Abb. A1.1).